H
138
-4-

von Halden
N. 3429.

Einleitung
in die
Schönen Wissenschaften.

Nach dem
Französischen des Herrn Batteux,
mit Zusätzen vermehret
von
Karl Wilhelm Ramler.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Vierter Band.

Vierte und verbesserte Auflage.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1774.

Einleitung
in die
schönen Wissenschaften.
Dritter Theil.
Von den Gattungen in Prose.

Vorerinnerung.

Es wäre leicht, den Grundsatz der Nachahmung, den wir in den vorhergehenden Theilen, die die Poesie zum Gegenstande hatten, festgesetzt und ausgeführet haben, auf alle schönen Wissenschaften auszudehnen. Die Gattungen in Prose können nichts anders seyn, als die wohl ausgedrückte Natur selbst; und die Poesie ist nichts anders als eine Nachahmung dieses Ausdruckes. Beide sind einander was

das Urbild dem Nachbilde, oder das Nachbild dem Urbilde ist. In beiden sind einerley Züge, einerley Farben, einerley Eigenschaften des Geistes enthalten. Und so wie die Künste nie schöner sind, als wenn sie dem Vorbilde der Natur vollkommen ähnlich sind: eben so ist auch diese nie schöner und vollkommener, als wenn sie jener ausgesuchten und durch die Künste verschönerten Natur gleicht. Alles was man dort findet, muß man auch hier finden, und zwar aus einer und eben derselben Ursache.

Wenn dieses wahr ist, wird man sagen, warum hat man denn nicht gleich anfangs in diesem Werke die Beredsamkeit und die Geschichte aufgeführt, die ohne Zweifel der Natur näher kommen, als alle übrigen Gattungen, und die gewissermaßen die Muster der Poesie gewesen sind? Es wäre natürlicher gewesen, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten fortzuschreiten, und zuerst die gemeinesten Arbeiten des menschlichen Verstandes vorzulegen, ehe man die feinsten Kunstgriffe des Witzes untersucht hätte. Ueberdem ist die Sprache der Prose eher gewesen, als die Sprache der Poesie; diese hat niemals anders als mit den Werkzeugen der erstern arbeiten können. Es heißt also die Ordnung umkehren, und von dem Giebel des Gebäudes

bäudes anfangen, wenn man denen, die man in die Gesellschaft der Musen einführen will, zuerst die Bücher der Poesie vorlegt, mit welchen man hätte beschliessen sollen.

Wir gestehen, daß, wenn wir uns in diesem Werke vorgesetzt hätten, den Weg zu zeigen, wie man zur Kenntniß einer Sprache gelangt, man den Anfang mit der Prose hätte machen müssen. Diese enthält, ohne Widerrede, den wahren Geist, die wesentlichen Eigenschaften einer jeden Sprache. In der Poesie verändert der Zwang des Verses nothwendig die natürliche Verbindung der Wörter, ja zuweilen so gar ihre Bedeutung. Also hieße es widersinnig verfahren, wenn man eine Sprache zuerst aus den Poeten studiren wollte. Man mag immerhin den Horaz und Virgil lesen: liest man nichts weiter als sie, so wird man nie reden lernen, wie Cicero.

Allein unser Vorsatz ist nicht reden, sondern lesen und urtheilen zu lernen. Um aber über die schönen Wissenschaften urtheilen zu lernen, muß man sich zuerst bey solchen Werken üben, worinn die Schönheiten und die Fehler sichtbarer und dem Verstande und Geschmacke faßlicher sind, worinn die Kunst sich offenbar und ohne Geheimniß zeigt; und wenn man diese Kunst

einmal kennt, und versichert ist, ihre wahren Grundsätze begriffen zu haben, so versucht man sie auch bey Werken kennen zu lernen, wo sie sich zu verstecken pflegt.

Die Ordnung, der wir gefolgt sind, ist also die Ordnung des menschlichen Verstandes selbst, der zuerst dasjenige faßt, was am meisten in die Sinne fällt, und sich dadurch den Weg zu demjenigen bahnt, was weniger in die Sinne fällt.

Dieser Weg ist so natürlich, daß, wenn man die Geschichte der Poesie und der Redekunst untersucht, man findet, daß die letztere allererst nach jener erschienen ist.

Es ist ein großer Unterschied unter der Sprache des bloßen Bedürfnisses und unter der Sprache der Beredsamkeit. Jene ist ohne Zweifel vor der Poesie vorhergegangen. Sie ist das nothwendigste Werkzeug der Gesellschaft: auf sie hat also das menschliche Geschlecht seine erste Sorge richten müssen. Die rednerische Sprache hingegen, wo alle Hülfsmittel der Kunst zu den glücklichsten Naturgaben hinzukommen müssen, wo alle Maschinen angebracht, alle Springfedern aufgezogen, alle Kunstgriffe hervorgesucht werden, die zur Ueberredung etwas beytragen können, diese Sprache ward allererst, nach dem

großen

großen Fortgange, den die Poesie gehabt hatte, bestimmten Regeln unterwürfig.

Die Poesie war die erste, die ihre starken Züge und naiven Reize der einfältigen Natur mittheilte. Sie bekleidete sie mit allem Schmucke, den die Einbildungskraft und Harmonie hinzuthun konnten. Die Beredsamkeit, so bescheiden sie auch ihrem Stande nach ist, lernte bald darauf aus dem Beyspiele der Poesie, daß es eine Kunst gäbe, die Gegenstände zu schildern, das Ohr zu täuschen, die Seele zu erhitzen. Sie wußte aus eigener Erfahrung, daß, so mächtig auch die Wahrheit an sich selber ist, es doch nicht allemal sicher sey, die Vertheidigung derselben den rohen Naturgaben, dem sinnlichen Triebe zu überlassen, der oft keinen allzuglücklichen Gebrauch von ihren Schätzen macht; sondern daß es weit klüger sey, dem Verhalten des Kunstgeistes nachzuspüren, und sich seiner Hülfsmittel mit Maße und mit Vorsicht zu bedienen.

Man zog also die Werke berühmter Schriftsteller zu Rath. Dieses waren Poeten; denn man hatte zuerst in Versen geschrieben. Man beobachtete ihren Gang, man zergliederte ihre Ausführung; man versuchte, das in Ausübung zu bringen, was man bey ihnen angemerket hat-

te. Der gute Fortgang gab den erwählten Mustern immer mehr und mehr Ansehen. Homer ward nicht allein als der Fürst der Dichtkunst, sondern auch als der Vater der Redekunst, der Historie, der Philosophie, aller Künste angesehen. Er zeigte dem Herodotus, wie man die Thaten der Helden beschreiben, dem Isokrates, wie man den Sinnen schmeicheln müsse, um den Verstand zu überzeugen, dem Demosthenes, dem Aeschines, dem Sokrates, dem Plato, wie man schildern, rühren, beweisen, erzählen müsse. Die Sorgfalt, die er anwandte, der Natur mitten unter seinen Lügen und Erdichtungen ungetreu zu bleiben, gab ihnen zu verstehen, was sie selbst, zumal bey Schilderung der Wahrheit, zu thun hätten. Sie hielten sich also beständig mit ihm an einerley Grundsatz; sie studirten die Natur, und bemüheten sich, sie überall so auszudrücken, als sie, nach dem Unterschiede der Gattungen, die sie sich erwählt, und der Absichten, die sie sich vorgesetzt hatten, ausgedrückt werden konnte und mußte.

Die Dichtkunst hat also der Redekunst die Bahn gebrochen, sie ist ihr Wegweiser, ihre Fackel, ihr Vorbild geworden. Sie hat ihr ihren wahren Gegenstand, den Grund und die Quelle aller ihrer Regeln gezeigt. Von ihr hat sie gelernt,

lernt, daß sie, gleich dieser ihrer Lehrmeisterinn, kein anderes Amt habe, als die Natur zu schildern, und kein anderes Verdienst, als sie stark und getreu zu schildern. Hiedurch sind die großen Redner, die alten sowohl als die neuern, zum Gipfel der Ehre gelangt: weil sie nehmlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, Poeten in ihren Reden gewesen sind, so wie die Poeten Redner in ihren Poesien gewesen waren.

Aber wo bleibt der Unterschied unter diesen beiden Künsten? denn es ist gewiß, daß ein Unterschied unter ihnen herrscht.

Hier ist er: Die Poesie hat die Ergötzung zur Absicht, wie wir schon oft gesagt haben; und wenn sie zuweilen unterrichtet, so thut sie es, weil der Nutzen ein Mittel ist, desto leichter ihren Zweck zu erhalten. Die Redekunst hat den Unterricht zur Absicht; und wenn sie zu gefallen sucht, so geschieht es, weil sie weiß, daß der sicherste Weg zur Ueberredung zu gelangen, derjenige ist, den man mit Bluhmen bestreut.

Die Poesie gebraucht alles, wofern es nur zu ihren Absichten dient: Wahres, Falsches, Fabel, Geschichte, Wunderbares, Natürliches, Mögliches, Unmögliches, alles wird bey ihr wohl aufgenommen; ihre Vernunft heißt Raserey. Sie bauet oft, ohne einen Grund zu legen. Ein

Hirngespinst, welches ein bloßer Hauch zerstöret, beschäfftiget sie zuweilen eben so ernstlich, als die Wohlfahrt eines Staats. Die Redekunst hingegen ist allezeit ernsthaft und behutsam: sie denkt auf nichts, als auf einen wirklichen Dienst. Die Vernunft ist ihre Stütze, die Weisheit verläßt sie niemals.

Dieses sind die Rechte und die Gränzen beider Reiche. Sie erstrecken sich beide über die ganze Natur: aber bey der einen führt die Wahrheit den Zepter, und bey der andern der Geschmack. Und nach den Grundgesetzen dieser beiden richtet sich alles. Wir wollen zur Sache sebst schreiten.

Dieser dritte Theil wird in drey Artikel eingetheilt werden. In dem ersten wird man von der Rede handeln; in dem zweyten von der Geschichte; in dem dritten von der Schreibart der Briefe. Wir thun einen Anhang hinzu, von den Wortfügungen der Lateinischen und Deutschen Sprache, und von den Regeln, die daraus für die Uebersetzungskunst fließen.

Erster

Erster Artikel.

Von der Rede.

I.

Was ist die Rede?

Die Rhetorik, die Logik, die Grammatik sind drey Künste, die allezeit in Gesellschaft gehen sollten. Die Logik ist die Kunst wohl zu denken, die Grammatik die Kunst wohl zu sprechen, die Rhetorik die Kunst wohl zu reden. Wohl denken, heißt Genauigkeit und Bestimmung in seine Begriffe, Behutsamkeit in sein Urtheil, Verbindung und Richtigkeit in seine Schlüsse bringen. Wohl sprechen, heißt sich der angenommenen Ausdrücke und gesetzmäßiger Wortfügungen bedienen, die Barbarismen in den Wörtern, die Solöcismen in den Redensarten vermeiden. Wohl reden, heißt auf eine Art reden, daß man uns gern hört, und daß wir diejenigen bereden, die uns hören. Drey allgemeine Hülfsmittel, deren Nutzen sich über alle Gattungen der Wissenschaften erstreckt; und welche bey denen, die sie in sich vereinigen, eine gute Erziehung, einen fähigen Kopf, einen wohlgeordneten Verstand anzeigen.

Das

Das Wort Rede kömmt von reden her und hat, bey uns, eben so wie das Wort oratio bey den Lateinern, eine weitläuftige Bedeutung, wenn man bloß auf seinen Ursprung sieht: es bedeutet einen jeden Gedanken, der durch die Rede ausgedrückt wird, *ore ratio expressa*. In diesem Verstande wird es von den Sprachlehrern genommen. Hier bedeutet es, eine Rede, die durch die Kunst eingerichtet ist, Ueberredung zu wirken.

Es ist zu merken, daß ein großer Unterschied ist zwischen der Fähigkeit zu reden, und zwischen der Kunst, die einen Redner bilden hilft: jene nennt man Beredsamkeit, diese Rhetorik; jene erschafft, diese beurtheilt; jene macht einen Orator; diese einen Rhetor.

II.

Vier Verrichtungen eines Redners.

Bey einem jeden Stoffe, den der Redner behandelt, hat er zuerst drey Verrichtungen auf sich: die erste ist, die Sachen zu finden, die er sagen soll; die zweyte ist, sie in die gehörige Ordnung zu bringen; die dritte, sie anständig auszudrücken: Erfindung, Anordnung, Ausdruck; oder mit dem Cicero: Quid dicat, & quo loco, & quo modo.

Um gleich Anfangs einen deutlichen Begriff von diesen drey Verrichtungen zu geben, die bey allen Künsten statt finden, wie man in dem ersten Theile dieses Werks gesehen hat: so wollen wir sie in einen kurzen und ganz leichten Exempel vorstellen. Es ist einerley, von welcher Gattung es sey: wir wollen es aus der Fabel hernehmen.

Ein junger Prinz verlangte vom Lafontaine eine Fabel, und gab ihm folgenden Stoff dazu: die Katze und die Maus. Wie fieng es der Poet an, ihn zu behandeln?

Schon beym ersten Anblick sah er die Rollen, welche die Personen zu spielen hatten: die Katze ist gemacht zu fangen, und die Maus gefangen zu werden. Allein dieser erste Begriff führte ihn noch auf nichts.

Der Poet nahm an, daß die Maus jung und die Katze alt sey. Diese beiden hinzugedichteten Umstände konnte man ihm nicht versagen, weil sie den Stoff gar nicht ändern. Gleichwohl sind sie die einzigen, welche die Handlung hervorbringen.

Wenn die Maus jung ist, so ist sie ohne Erfahrung; wenn die Katze alt ist, so wird sie nicht unerfahren seyn. Itzt sind wir nahe bey dem, was wir suchen: wir haben die han-

delnden Personen und ihre Eigenschaften. Aber wo ist die Handlung?

Hier ist sie. Eine junge Maus wird von einer alten Katze gefangen und sucht sie zum Mitleiden zu bewegen; allein die alte Katze spottet ihrer Bitten, und verschlingt ihren Raub.

Dieses ist der Innhalt der Fabel, dieß sind die Sachen; die erste und vornehmste Verrichtung des Geistes, nehmlich die Erfindung.

Hierauf folgt die Entwickelung dieser erstern Stücke. Die Maus sucht die Katze zu erweichen, folglich hält sie ihr eine kleine Rede; die Katze spottet darüber, folglich giebt sie ihr eine kleine Antwort. Wo soll man diese Rede hernehmen? Aus dem Lehrsatze des Horaz: dicat debentia dici. Die Maus muß nach ihrem Alter, ihrer Grösse, ihren gegenwärtigen Umständen reden; die Katze desgleichen. Die Erfindung, wie man sieht, hat alle Theile zum Gebäude hergegeben. Wir schreiten zur Anordnung.

Dieser zweyte Theil hängt fast ganz von dem ersten ab: weil der Geist, wenn er etwas hervorbringt, nach Anleitung der Natur selbst, von der einen Sache zu der nächstfolgenden fortgeht. Erstlich muß die Maus gefangen werden, hernach muß sie bitten; die Katze muß antworten; endlich muß die Maus ihr Schlachtopfer werden.

Hierauf

Hierauf kömmt der Ausdruck, der die Gedanken, woraus die Fabel zusammengesetzt ist, in Worte kleidet. Diese Worte sind von zweyerley Art: einige werden bloß gebraucht, die Sache selbst auszudrücken; andere, ihr Annehmlichkeiten mitzutheilen. Wir wollen itzt die Kunst und den Geschmack des Poeten in diesem Theile seines Werkes untersuchen.

„Eine junge Maus von weniger Erfahrung
„glaubte einen wohlbetagten Kater zu erweichen,
„wenn sie ihn um Gnade bäte, und den alten Murner mit Gründen abspeisete: Lieber! laß mich
„leben: ist wohl ein Mäuschen von meiner Grösse und von meinem Essen diesem Hause zur Last?
„Meynst du wohl, daß ich den Wirth, die Frau
„Wirthinn und ihre Leute auszehren werde?
„Mein Futter ist ein Weizenkörnchen; eine einzige Nuß macht mich fett und rund. Itzo bin
„ich mager. Warte noch ein wenig, und spare
„diese Mahlzeit für deine Herren Söhne. So
„sprach die erhaschte Maus zum Kater. Dieser antwortete: Du betriegst dich, mein Schatz!
„Wem glaubst du solche Dinge einzuschwatzen?
„mir? Du predigst tauben Ohren. Ein alter
„Kater soll Quartier geben? das ist unerhört.
„Kraft dieser ewigen Gesetze, geh stracks von

„hier

„hier zur Hölle; stirb, und halt deine Rede an „die drey Spinnerinnen."

Man sieht in dieser Fabel eine Folge von Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, die wahr, richtig, klar, und in Ausdrücke von gleicher Beschaffenheit eingekleidet sind: ohne diese wäre das Werk fehlerhaft. Allein wenn keine andern Eigenschaften vorhanden wären: so fehlte das, was man Schönheiten nennt, und was die eigentliche Würze der Rede ausmacht. Der Verfasser mußte daher Annehmlichkeiten hinzufügen: bald etwas lustiges: Den alten Murner mit Gründen abspeisen; spare diese Mahlzeit für deine Herren Söhne. Bald sprichwörtliche Redensarten: Du predigst tauben Ohren. Anziehende Umstände: Ein alter Kater soll Quartier geben: Possierlich hohe Ausdrücke: Kraft dieser ewigen Gesetze, geh stracks von hier zur Hölle. Halt deine Rede: ein spöttischer Ausdruck; drey Spinnerinnen: Anspielung auf die Fabel.

Dieses sind die drey ersten Verrichtungen, wovon wir die Kunstgriffe in den drey nachfolgenden Abschnitten entwickeln wollen. Wir thun einen vierten hinzu, welcher die Kunst der Aktion, oder der rednerischen Aussprache und der Rednergeberden enthalten wird.

Erster

Erster Abschnitt.

Von der rednerischen Erfindung.

Der Endzweck des Redners ist, zu überreden. Um nun die Menschen zu überreden, muß man beweisen, gefallen, bewegen. Bisweilen ist eines von diesen Mitteln schon hinreichend; bisweilen ist es nicht zu viel, sie alle drey zu vereinigen. Man beweist durch Gründe, man gefällt durch Sitten, man bewegt durch Leidenschaften.

Weil diese Mittel mehr oder weniger in einer Rede herrschen, nach den verschiedenen Gattungen derselben: so wollen wir zuerst diese Gattungen kennen lernen; hiernächst wollen wir von den Beweisgründen, den Sitten und den Leidenschaften reden.

I. Kapitel.

Verschiedene Gattungen der Rede.

Man schränkt sie gemeiniglich auf drey Gattungen ein: wovon die erste die Ehrenrede, die zweyte die Berathschlagungsrede, die dritte die gerichtliche Rede ist. Die erste hat vornehmlich das Gegenwärtige zum Augenmerk,

die zweyte das Zukünftige, die dritte das Vergangene. In der Ehrenrede, die man sonst die bezeugende oder demonstrative Rede nennt, lobt oder tadelt man, verkleinert oder vergrössert man jemandes Ehre; in der Berathschlagungsrede beredet man zu handeln oder nicht zu handeln; in der gerichtlichen verklagt man oder man vertheidigt.

I.
Ehrenrede.

Hierunter begreift man also die Lobreden, die Leichenreden, die akademischen Reden, die Glückwünsche, die man Königen und Prinzen ablegt u. s. w. Bey diesen Gelegenheiten kömmt es darauf an, alles zusammen zu sammeln, was demjenigen, den man loben will, zur Ehre gereicht.

Man lobt seine Geburt: das großmüthige Blut seiner Väter wallt in seinen Adern; der muthige Adler zeugt keine furchtsamen Tauben.

Ist seine Herkunft unbekannt: so ist er ein Held, der keinem etwas zu verdanken hat, als sich selber; seine Ehre ist das Werk seiner eigenen Tugend.

Man lobt seine Erziehung: er ist von einer so glücklichen Geburt, er ist mit einer solchen Sorgfalt erzogen worden, daß einer von diesen

beiden Vortheilen, ohne Hülfe des andern, schon hinreichend gewesen wäre, einen außerodentlichen Mann aus ihm zu machen.

Hat er keine Erziehung gehabt: so hat sein mehr als menschlicher Geist von selbst einen kühnen Flug genommen, und alle Hindernisse überstiegen.

Eben so lobt man die Sitten, die merkwürdigen Handlungen, die äußerliche Aufführung, das häusliche Leben, den Verstand, die Anmuth, die Tugenden.

Doch muß der Redner auch bedenken, daß er sich selbst verunehren könne, wenn er seinem Helden allzuviel Ehre anthut. Obgleich der Zuhörer zu der Zeit weder Richter noch Partey ist: so hat er doch seine Rechte, über die er eifersüchtig hält, und die er gemeiniglich nach aller Strenge ausübt. Wenn die Beweise schlecht gewählt sind, wenn sie mit vieler Mühe mehr aus den Schlupfwinkeln der Schmeicheley herausgeholt, als aus den Quellen der Wahrheit geschöpft sind, so erzürnt er sich über den Schmeichler, der ihn zum Mitgenossen seiner Niederträchtigkeit machen will.

Es ist nicht schwer, sagte Sokrates, die Athenienser zu Athen zu loben: aber es glücklich vor einem Scythen zu thun, vor einem Lacedämonier,

monier, vor einem Philosophen, das ist der höchste Gipfel der Ehre, so wohl für den Helden, als für den Lobredner. Ein Scythe, ein Philosoph ergiebt sich bloß der Wahrheit. Und bey dieser Gattung liegt die Wahrheit ganz allein in den Thaten. Will man also gut loben, so darf man nur die Thaten mit starken und lebhaften Zügen schildern. Lobeserhebungen, die sich durch nichts als durch Wörter und wohlklingende Redensarten erhalten, gleichen den Seifenblasen, die in der Luft schimmern, und bey dem geringsten Hauche verschwinden.

Hingegen bekleide man wirkliche Thaten mit allem Schmucke der Beredsamkeit; man gebrauche dazu edle und prächtige Ausdrücke, kühne Wendungen, wohlklingende Perioden, künstlich vorbereitete Schlußfälle, glänzende Figuren; alles scheine gewählt, geordnet, mit Bluhmen und mit Kränzen behangen zu seyn: der Zuhörer wird sehr wohl damit zufrieden seyn. Alle Ehrenredner, vom Perikles an bis auf uns, haben sich in dem Besitze dieses Rechts erhalten. Man weiß, daß eine jede Ehrenrede eine Art des Triumphs ist, den man der Tugend bewilliget. Anstatt es also übel zu empfinden, wenn man sie prächtig und erhaben macht, findet unsre Eigenliebe vielmehr in ihrem Beyfall

ihre

ihre eigene Belohnung; aber es gehören Thatsachen dazu.

II.
Berathschlagungsrede.

In der Ehrenrede lobt man die Tugend; in der Berathschlagungsrede räth man sie an, und zeigt die Ursachen, warum man sich darum bewerben soll. Der Lehrsatz des Horaz: *Cui lecta potenter erit res, Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo*, so wahr er in allen Fällen ist, so ist er es hier noch weit mehr. Man muß seinen Stoff aus dem Grunde kennen, ihn auf allen Seiten, auf den wirklichen so wohl als auf den möglichen, aufmerksam betrachtet haben.

Man schlägt eine Unternehmung vor: ist sie nützlich? ist sie es nicht? Man soll einen Krieg ankündigen, ein erlittenes Unrecht zu rächen: hier muß man mit großem Fleiße die beiderseitigen Wahrscheinlichkeiten ausrechnen, so wohl die dafür, als die dawider sind; was zu fürchten und was zu hoffen ist; die Quellen des Staats und des Feindes; was für Folgen ein widriges Glück haben kann; durch welche Mittel es wieder herzustellen ist; ob endlich der

Schade, dem man sich aussetzt, nicht grösser seyn wird, als der, den man erlitten hat.

Sind alle diese Sachen von einem Geiste, der gründlich denkt, und uneigennützig handelt, und auch so zu handeln scheint, reiflich erwogen worden: so ist nichts mehr übrig, als sie mit Nachdruck und edler Einfalt vorzutragen. Hier ist der Ort nicht mehr, Annehmlichkeiten auszustreuen, das Ohr zu kitzeln, der Einbildungskraft zu schmeicheln; diese Beredsamkeit ist eine Beredsamkeit zum Dienste, die alles verwirft, was mehr Glanz als Gründlichkeit hat. Man höre den Demosthenes, wenn er zu Athen dem Volke, welches sich berathschlagt, ob es dem Könige Philippus den Krieg ankündigen soll, seine Meynung eröffnet: dieser Redner ist reich, er ist prächtig; aber er ist es nur durch die Stärke seiner gesunden Vernunft.

III.

Gerichtliche Rede.

Das erste, was der Redner bey der gerichtlichen Gattung zu thun hat, ist dieses, daß er die eigentliche Frage festsetze.

Die Frage hat entweder die That, oder das Recht zum Gegenstande.

Man fragt, wer hat umgebracht? Der Kläger sagt, du hast es gethan. Der Beklagte antwortet: ich habe es nicht gethan. Es kömmt also darauf an, zu beweisen, daß er wirklich der Thäter sey: Hast du es gethan, hast du es nicht gethan? Man muß die Umstände zusammen nehmen, welche die Wahrheit oder die Falschheit der That beweisen. Er war dein Feind; du hast ihm gedroht; du warst mit ihm an gleichem Orte; du hast es ohne Schwierigkeit thun können; du hattest Vortheile davon; du bist bald darauf entwichen, u. s. w. lauter Umstände, die beweisen, daß du es gewesen bist. Man widerlegt sie durch andre Umstände, die sich mit der That nicht vereinigen lassen: Ich war hundert Meilen weit entfernt an dem Tage, da der Mord geschah, ꝛc.

Aber ich bekenne, daß ich ihn umgebracht habe: weil ich ein Recht dazu hatte. Dieses ist eine neue Frage. Man kann einen Menschen tödten, der uns das Leben nehmen will: wann wir kein anderes Mittel haben, das unsrige zu erhalten. Klodius fällt mich an, er will mich ermorden; ich vertheidige mich; er kömmt dabey um: die Gesetze lassen mir Gnade wiederfahren, oder vielmehr sie erklären mich für unschuldig.

Bey der Streitfrage über den Namen einer Sache, kömmt es darauf an, die eigentliche Beschaffenheit dieser Sache zu bestimmen: ist diese bestimmt, so hat der Streit ein Ende. Ist ein gewisser Schritt eines Soldaten eine Verlassung seiner Fahnen zu nennen, oder nicht? Die Rede ist nur von einer Benennung: ist diese ausgemacht, so hat man nichts mehr zu sagen.

Bey der gerichtlichen Gattung ist allemal die Frage von einem wirklichen oder vermeyntlich wirklichen Unrecht. Man kann das Unrecht (injuria) als eine freye Handlung beschreiben, die dem rechtmäßigen Besitzer sein Eigenthum raubt.

Wenn keine Freyheit vorhanden wäre, so fände kein wirkliches Verbrechen statt. Wenn kein gesetzmäßiges Recht da wäre, so wäre kein Unrecht geschehen. Die Ungerechtigkeit setzt also ein Recht voraus, wider welches man freywillig gehandelt hat.

Nun giebt es zwo Arten des Rechts: das eine ist das natürliche, welches in aller Menschen Herzen geschrieben ist; das andre ist das bürgerliche Recht, welches alle Bürger einer Stadt, einer Republik, alle Unterthanen eines Königreichs verbindet, gewisse Dinge zur allgemeinen Ruhe und zum Besten der Gesellschaft zu thun oder

oder nicht zu thun. Man kann dieses Gesetz nicht verletzen, ohne ein böser Bürger zu seyn; man kann das natürliche Gesetz nicht verletzen, ohne die Menschheit zu beleidigen.

Dem Redner kömmt es zu, das Ansehen dieser Gesetze geltend zu machen. Man wird ihn mit Aufmerksamkeit anhören, wenn er zeigt, daß das allgemeine Wohl, daß die Menschheit in der Handlung, worüber er die Gerechtigkeit anruft, verletzt und beleidiget worden ist. In diesem Fall nur macht der besondere Vortheil eines einzigen einen Eindruck auf alle:

Nam mea res agitur paries cum proximus ardet.

Da es unser Endzweck nicht ist, einen Advokaten zu bilden, und wir überdieß der Meynung sind, daß die zu sehr gehäuften Regeln mittelmäßige Köpfe nur verwirren, und glücklichen Köpfen vergebliche Mühe machen: so wird man uns eine weitere Ausführung erlassen. Wir wollen nur anmerken, daß man nicht glauben dürfe, daß diese drey Gattungen dergestalt von einander unterschieden wären, daß sie sich niemals vereinigten. Fast in allen Reden geschieht das Gegentheil. Was sind die meisten Arten von Lobreden? nichts als Ermahnungen zur Tugend. Man lobt die Heiligen und die Hel-

den, unsre Herzen zu entzünden, und unsrer Schwachheit einen Sporn zu geben. Man berathschlagt sich über die Wahl eines Feldherrn: das Lob des Pompejus ist genug, die Stimmen zu seinem Vortheile zu lenken. Man beweist, daß man den Archias in die Zahl der Römischen Bürger aufnehmen müsse: warum? weil er ein Talent besitzt, welches Rom Ehre machen wird. Man muß dem Philippus den Krieg ankündigen: warum dieses? weil er ein gefährlicher Nachbar ist, dessen Macht, falls man ihr nicht Schranken setzt, der allgemeinen Freyheit Griechenlandes verderblich seyn kann. Alles, so gar bis auf die gerichtliche Rede, fließt gewissermaßen in die Berathschlagungsrede hinein: weil die Richter zwischen dem Ja und Nein in der Mitte stehen, und die Vorträge der Advokaten nur dazu dienen, ihrer Ungewißheit abzuhelfen und sie der gerechten Partey geneigt zu machen. Mit andern Worten: die Ehre, der Nutzen, die Gerechtigkeit, als die drey Gegenstände dieser drey Gattungen fließen in Eins zusammen: weil alles, was wahrhaftig nützlich ist, auch gerecht und ehrenwerth ist, und so auch umgekehrt. Daher haben sich einige neuere Lehrer der Redekunst mit Recht die Freyheit genommen, diese berühmte Eintheilung in der

Rheto-

Rhetorik der Alten für wenig gegründet zu halten.

II. Kapitel.

Von den rednerischen Schlüssen.

Zur Erklärung der Schlüsse ist zu wissen nöthig, daß es drey Arten der Gedanken giebt.

Die erste Art ist, eine bloße Vorstellung von einem Dinge in meiner Seele: wie wenn ich mir die Sonne oder die Ründe vorstelle. Dieses nennt man insgemein einen Begriff.

Die zweyte ist, die Vorstellung von der Verknüpfung zweyer Begriffe: wie wenn ich bey mir selbst sage: Die Sonne ist rund. Dieses ist ein Urtheil.

Die dritte ist, die Vorstellung von der Beziehung zweyer oder mehrerer Verknüpfungen unter einander: Wie wenn ich bey mir selbst sage: Die Sonne scheint der ganzen Welt rund zu seyn, foglich ist sie rund. Dieses ist der Vernunftschluß.

Begreifen, urtheilen, schließen, sind also die drey Verrichtungen des menschlichen Geistes.

Wenn diese drey Gattungen der Gedanken durch Worte ausgedrückt werden, so ändern sie den Namen: der Begriff heißet Ausdruck,

das Urtheil Satz, der Vernunftschluß eine Schlußrede.

Die Vernunftschlüsse, wie man sieht, setzen die Urtheile voraus, und die Urtheile die Begriffe, oder, welches einerley ist, die Schlußreden sind aus Sätzen, und die Sätze aus Ausdrücken zusammengesetzt.

Die Schlußrede hat zuweilen drey Sätze:

Man muß das lieben, was uns glücklich macht;

Nun macht uns die Tugend glücklich:

Also muß man die Tugend lieben.

Dieß ist ein Schluß in völliger Form. Den erstern dieser drey Sätze nennt man den Obersatz oder den Major, den zweyten, den Untersatz oder den Minor, den dritten den Schlußsatz, oder die Konklusion.

Zuweilen hat der Schluß nur zwey Sätze, weil man den einen, der leicht zu ergänzen ist, im Sinne behält.

Die Tugend macht uns glücklich:

Also muß man die Tugend lieben.

Dieß ist ein Enthymema, oder verkürzter Schluß. Der erste Satz heißt Vordersatz, oder Antecedens; der zweyte Nachsatz, oder Konsequens.

Biswei-

Bisweilen folgert man aus Exempeln:

Man muß die Klugheit lieben:
Also muß man auch die Gerechtigkeit lieben.

Dieses nennt man Induktion, oder Beyspieleinführung.

Der Schluß nach der Form findet sich selten in einer Rede; der verkürzte Schluß besetzt seine Stelle. Oder, wenn er darinn zu finden ist, so sind seine Theile anders geordnet, als in der philosophischen Form.

In der Logik sagt man: Die Tugend macht uns glücklich: also muß man die Tugend lieben. In einem Werke des Geschmacks, stellet man zuerst den Satz vor, der bewiesen werden soll; und die Ursache, die ihn beweist, kömmt nachher: Man muß die Tugend lieben: denn sie macht uns glücklich.

Cicero giebt uns ein Exempel von dieser Anordnung in dem Eingange seiner Rede für den Poeten Archias:

„Wofern ich einige Fähigkeiten besitze, ihr „Richter, wovon ich selbst fühle, wie geringe sie sind; oder einige Uebung in gerichtlichen Vorträgen, die ich nicht läugnen „will, einigermaßen erlangt zu haben; oder in „Führung der Sachen eine gewisse Art und

„Weise

„Weise*), die durch Fleiß in den schönen Wis„senschaften erworben werden mag, gegen wel„che, wie ich gestehe, keine Zeit meines Lebens „in Unempfindlichkeit verflossen ist: so wird die „Früchte von allen diesen Dingen vornehmlich „dieser Aulus Licinius von mir zu erwarten „berechtiget seyn. Denn so weit ich mit mei„nen Gedanken in die vergangenen Zeiten zu„rücke kehren und mich der ersten Jahre meiner „Jugend erinnern kann, finde ich keinen andern „als ihn, der mich auf den Weg dieser Wissen„schaften geführet und darauf erhalten hätte. „Wenn nun dieser Mund, durch dieses Mannes „Rath und Lehre gebildet, jemals einigen Bür„gern Hülfe geschaffet hat: sollte ich nicht dem„jenigen, von dem ich das empfangen habe, wo„mit ich andern dienen und manchen erretten „konnte, sollte ich ihm nicht selbst, so viel an mir „liegt, alle Hülfe und allen Beystand leisten?"

Diese Periode in einen Schluß gebracht, enthält folgendes: Wenn ich meine Gaben dem Archias zu danken habe, so muß er die Früchte davon genießen; nun habe ich ihm diese Gaben zu danken, die er von meiner Kindheit an durch seine Kunst ausgebildet hat: also muß er die

Früchte

*) Dieses ist die Beredsamkeit selbst, die der Redner aus Bescheidenheit umschreibt.

Früchte davon geniessen. Der Obersatz ist: Wenn dieser Mund 2c.; der Untersatz: So weit ich mit meinen Gedanken 2c.; der Schlußsatz: So muß er die Früchte 2c.; und bey diesem fängt sich die Rede an.

Eine zweyte Anmerkung über den rednerischen Schluß ist diese: man erweitert ihn, indem man zwey andere Sätze hinzu thut, wovon der eine dem Obersatze, und der andere dem Untersatze zum Beweise dient, im Fall sie dergleichen nöthig haben sollten:

Man muß dasjenige lieben, was uns vollkommener macht;

Nun machen uns die schönen Wissenschaften vollkommener:

Also muß man die schönen Wissenschafschaften lieben.

Dieß ist die philosophische Schlußrede; wir wollen sie oratorisch machen:

Man muß dasjenige lieben, was uns vollkommener macht:

Dieses ist eine Wahrheit, die uns eingepräget ist, wovon uns Selbstliebe und gesunde Vernunft Beweise geben, die unwidersprechlich sind.

Nun machen uns die schönen Wissenschaften vollkommen:

Wer kann daran zweifeln? Sie bereichern den Verstand, sie machen die Sitten sanfter, sie breiten über alle Reden und Handlungen des Menschen Anmuth und Gefälligkeit aus:

Also muß man die schönen Wissenschaften lieben.

Allein da der Geschmack dergleichen abgezirkelte Ordnung nicht ertragen kann, die der Rede ein steifes Ansehen geben würde, so muß man sie umkehren und verstecken. „Wer wollte die schö„nen Wissenschaften nicht lieben? sie, die den „Verstand bereichern, die Sitten sanfter ma„chen? sie, die der menschlichen Natur ihre letz„te Schönheit, ihre letzte Vollkommenheit er„theilen? Selbstliebe und gesunde Vernunft sind „hinreichend, sie uns werth zu machen, und uns „zu ihrem Dienste zu bewegen.“

Zeno verglich die philosophische Schlußrede mit einer geballeten Faust, und die oratorische mit der offenen Hand.

Man gebraucht die Vernunftschlüsse nur dazu, eine Wahrheit, die sich versteckt, oder die sich nicht genug entdeckt, entweder selbst zu finden, oder sie andern zu zeigen. Zum Exempel: Wenn zwey Begriffe, die nicht mit einander verbunden zu seyn scheinen, mit einem dritten verbunden sind, so ist dieser das Band der beiden erstern.

Wenn ich also nicht weiß, daß man die Gerechtigkeit lieben muß, so frage ich mich selbst: Was ist die Gerechtigkeit? Sie ist eine Tugend. Das ist genug für mich. Ich weiß, daß man die Tugend lieben muß; ich weiß auch, daß die Gerechtigkeit eine Tugend ist: folglich weiß ich, daß man die Gerechtigkeit lieben muß. Dieses ist eine Folge von dem berühmten Grundsatze: Wenn zwey Dinge einem dritten gleich sind, so sind sie einander selber gleich.

In den übrigen Fällen herrscht der natürliche Vortrag der Begriffe fast ganz allein. Und in den Gedichten, in den Erzählungen, in den Reden kömmt es mehr darauf an, die Gegenstände vor Augen zu stellen, als ihr Daseyn zu beweisen.

III. Kapitel.

Loci communes, Gemeinörter einer Rede.

Die Alten, die alles in eine Kunst bringen wollten, hatten auch eine für die Erfindung gemacht. Sie stellten alle innerlichen und äußerlichen Ansichten einer Sache in Ordnung, und glaubten dadurch den Geist gleich als an einem Seile zu führen, und zu machen, daß er

auf Einen Blick alle möglichen Beweise an den verschiedenen Gemeinörtern finden könnte, wohin sie solche gestellet hatten. Denn so benannten sie diese Arten von Fächern oder Magazinen, die alle Schätze der Erfindung enthalten sollten.

Der erste so genannte Gemeinort ist die Beschreibung: vermittelst dieser findet der Redner in der Eigenschaft der Sache selbst, wovon er redet, einen Grund zur Ueberredung. So beweist er, daß man die Beredsamkeit in Ehren halten müsse: weil die Gabe wohl zu reden eine schätzbare Sache sey. Es erfodert viel Kunst, ein Kriegesheer anzuführen: „Denn was ist ein Kriegesheer, sagt Flechier? Es ist ein Körper, der „von einer unendlichen Menge verschiedener Leidenschaften beseelet wird, und den ein Mensch „zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Bewegung setzt; es ist eine Schaar bewaffneter „Leute, die blindlings den Befehlen eines Oberhauptes folgen, dessen Absichten ihnen unbekannt sind; es ist eine Menge Seelen, mehrentheils schlechter und um Lohn gedungener „Seelen, die, ohne für sich selbst auf Ehre zu „denken, für die Ehre der Könige und der Eroberer arbeiten; es ist ein Zusammenfluß von „Unbändigen; die man zum Gehorsam zwingen, „von Verzagten, die man zum Streite führen,

„von

„von Verwegenen, die man in Schranken hal„ten, von Ungeduldigen, die man zur Beständig„keit gewöhnen soll: Also erfodert es viele „Kunst ein Kriegesheer anzuführen." Man sieht aus diesem Exempel, daß die Beredsamkeit ihre glänzendsten Stellen diesem Locus communis zu danken hat; und auch zugleich, daß die oratorische Beschreibung von der philosophischen sehr unterschieden ist. Was ist der Mensch? Er ist ein vernünftiges Thier, sagt der Philosoph. Was ist der Mensch, sagt ein Poet,

Vollkommenheit der Grösse,
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt,
Die Welt ist selbst ein Punkt, wenn ich an dir sie messe.
Nur halb gereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und morgen wird ins Nichts mein halbes Wesen kehren.
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum ꝛc.

Die Erzählung der Theile oder die Zergliederung findet sich in der Rede, wenn man, anstatt zu beweisen, daß man die Tugend lieben müsse, beweist, daß man die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Klugheit, die Mäßigkeit lieben müsse. Es giebt Redner unter den Neuern, die

ihren meisten Beyfall diesem *Locus communis* zu danken haben. Er hat sein Verdienst. Die Gedanken fallen, wonicht wie ein Wetterstral, dessen Glanz und Stärke sie nicht an sich haben, doch wenigstens wie der Hagel, der den Wanderer nicht zu Boden schlägt, ihn aber zwingt zu weichen und Schutz zu suchen.

Die Wortforschung oder Etymologie giebt dem Redner zuweilen einen kleinen Beweis an die Hand. Wenn die Philosophie eine Liebe zur Weisheit ist: so sey vernünftig und weise, du, der du ein Philosoph zu seyn vorgiebst.

Die Homonyma, oder Wortspiele, sind ungefähr von gleichem Geschmack. Es muß verzweifelt schlecht um eine Sache stehen, die nichts mehr, als diese beiden Hülfsmittel, zu ihrer Vertheidigung hat. Ja, es heißt der guten Sache Schaden thun, wenn man mit dergleichen Waffen für sie streitet.

Ganz anders verhält es sich mit dem Geschlecht und der Art. Man beweist sehr gut, daß man die Gerechtigkeit lieben muß, weil man die Tugend lieben soll; und umgekehrt, daß man die Tugend lieben muß, weil man die Gerechtigkeit zu lieben verbunden ist, welche zu dem Geschlechte der Tugend gehört.

Wir sagen nichts von dem Gleichnisse, welches fast einerley mit der Vergleichung ist; noch von der Ungleichheit, die mit dem Gegentheile übereinkömmt.

Das Gegentheil ist von gutem Nutzen; es ist oft die beste Art einen Gedanken vorzutragen. Wenn wir gleich anfangs sagen, was eine Sache nicht ist: so giebt sich der Geist des Zuhörers Mühe und versucht, ob er die Sache nicht selbst finden kann. Ueberdieß dient hier die eine Beschreibung, der andern, die man vorbereiten will, zu einem Schatten.

„Käme ich hieher, den unvermutheten Todes„fall einer weltlichen Fürstinn zu beweinen: so „dürfte ich Ihnen nur diese Welt darstellen in „aller ihrer Eitelkeit, mit allem ihren Unbe„stande; diesen Schwarm von Erscheinungen, „die sich unsern Augen zeigen, und die plötzlich „wiederum verschwinden; diesen Wechsel der „Ehren und der Güter des Lebens, die begin„nen und vergehen, sich erheben und fallen; die„se Scenen von Jammer, von heimlichem bald, „und bald von sichtbarem Jammer, die sich im„merfort erneuern; diese Reihe von Verände„rungen, in unsern Körpern, durch die abneh„mende Natur, in unsern Seelen, durch die Un„stätigkeit unserer Begierden; kurz, diese allge-

„meine und unaufhörliche Zerrüttung der „menschlichen Sachen, welche, so natürlich und „so ungeordnet sie unsern Augen zu seyn schei„net, dennoch ein Werk der allgewaltigen Hand „Gottes und der Rath seiner ewigen Vorse„hung ist. Allein, Dank sey dem Herrn! „ich habe eine Fürstinn zu loben, die weit er„habener durch ihre Religion, als durch ihre „Geburt ist.“

Flechier.

Die Nebenumstände sind von einem grossen Gewichte bey den Beweisen. Milo, sagst du, hat dem Klodius nachgestellt; allein überlege die Umstände, worinn er war, in einem Wagen, in unbequeme Kleider gehüllt, in Begleitung seiner Frau und ihrer Mägde ꝛc.

Bisweilen häuft man die Gedanken, die Thaten, die Umstände aufeinander; man schüttet alles mit einemmal aus, als wollte man den Zuhörer durch die Menge gleichsam erdrücken. „Türenne stirbt: alles ist in Verwirrung. Das „Glück wanket, der Sieg wird müde, der Frie„den entfernet sich, die guten Gesinnungen der „Bundesgenossen erkalten, der Muth der Völker „wird vom Schmerze niedergeschlagen, das gan„ze Feldlager steht erstarrt; ꝛc.“ Diese Zu-

sammen-

„sammenhäufung heißt bey den Lateinern „Conglobata.

Die Antecedentia und Consequentia sind Dinge, die vor einer That vorhergehen oder darauf folgen, und die zur Erkenntniß derselben etwas beytragen. Du hast einen Wortwechsel mit dem Klodius gehabt; du hast ihm gedroht: dieß sind vorhergehende Dinge. Er ist erwürgt; du verschwindest; du nimmst dich vor seinen Freunden in acht: dieß sind nachfolgende Dinge.

Endlich, wenn man auf die Ursache und auf die Wirkungen sieht, lobt oder tadelt man eine Handlung, räth man oder widerräth man eine Unternehmung. Was ist grösser, was ist erhabener, als die That der Horazier, wenn man die Ursache davon ansieht? Eine gänzliche Aufopferung für das Wohl des Vaterlandes führt sie in die Gefahr. Die Wirkung, die daraus herkömmt, ist nicht minder schön: die Ehre und die Errettung des Vaterlandes.

Alle diese Ansichten der Sache werden für innerliche Ansichten gehalten: weil sie mit zum Stoffe gehören, entweder als Ursachen, oder als Theile, oder als Beziehungen, oder als Nebenumstände. Sie sind alle aus der Natur der Sache selbst, oder, wie man sagt, aus dem Herzen der Sache hergenommen, ex visceribus rei.

Man nennt sie deswegen innerliche, um sie von den äußerlichen zu unterscheiden, deren sechs an der Zahl sind: das Gesetz, die Urkunden, das Gerücht, der Eid, die Folter, die Zeugen; alles Mittel, die außer der Sache liegen, und ohne welche, jede besonders genommen, eine Sache bestehen kann.

Der Eid, das Bekenntniß auf der Folter, die Zeugen, sind Mittel ohne Widerrede; oder, wenn eine statt findet, so ist sie in allen Fällen fast immer einerley. Der Eid wird für einen Meyneid gehalten; das Bekenntniß, das durch die Folter heraus gebracht wird, ist mehr ein Bekenntniß des Schmerzens als der Wahrheit; die Zeugen sind angestiftet, bestochen 2c.

Was das Gesetz und die Urkunden betrifft, so ist dieses eine Untersuchung, die vielmehr in die Rechtsgelehrsamkeit als in die Redekunst gehört.

Das Gerücht ist, nach den verschiedenen Vortheilen der Menschen, die Stimme der Wahrheit oder der Lügen; ein blinder Lärm, oder ein Orakel Gottes. Wir wollen uns nicht weitläuftiger über diese Materie ausbreiten, wovon man die ausführlichste Zergliederung in allen rhetorischen Büchern findet. Wir wollen nur die jungen Redner erinnern, diese Hülfsmittel, welche

welche die Kunst der natürlichen Fähigkeit darbietet, nicht allzusehr zu verachten. Sie sind oft ein Faden, der den Geist sicher genug durch alle Irrgänge hindurch führt. Warum sollte man sich, wenn man eine Materie abzuhandeln hat, nicht selber fragen: Was ist mein Vorsatz? Einen außerordentlichen Menschen zu loben. Was macht uns zu außerordentlichen Menschen? Wenn wir Tugenden oder Laster besitzen, die weiter gehen, als man sie gemeiniglich bey den Menschen antrifft. Hat sie derjenige, von dem ich reden will, besessen? Ich will die besondern Umstände seines Lebens durchgehen. Hier hat er eine heroische Mäßigung gezeigt: eine gemeine Seele hätte das Gegentheil gethan; dort eine bewundernswürdige Klugheit und Einsicht: ein gewisses Mittel, welches er vorschlug, hat eine Wirkung gehabt, dergleichen man nicht zu hoffen wagte. Und so von Stück zu Stück. Ja diejenigen selbst, welche diese Hülfsmittel zu verachten vorgeben, sind genöthigt, ihre Zuflucht zu ihnen zu nehmen, und bisweilen haben sie ihnen, ohne es selbst zu wissen, ihre größten Schönheiten zu danken.

Die Beweise sind strenge Mittel der Ueberzeugung; man macht sich mit Gewalt eine Oeffnung, man erobert mit Sturm. Durch die

Sitten hingegen schmeichelt sich der Redner allgemach ein; er macht die Herzen geneigt, sich gutwillig zu unterwerfen.

IV. Kapitel.

Von den Sitten, als Mitteln zur Ueberredung.

Die Sitten werden in der Redekunst in einem ganz andern Verstande genommen, als in der Dichtkunst.

In der Dichtkunst ist der Poet nicht mit im Spiele, alles kömmt auf seine handelnden Personen an. Man verlangt nicht, daß die Sitten dieser letztern tugendhaft seyn sollen, es ist genug, wenn sie wahr sind, das heißt, wenn sie dem Helden, den man schildern will, oder vielmehr dem Begriffe, den man sich von diesem Helden macht, ähnlich sind.

Wenn hingegen in der Redekunst von Sitten gesprochen wird, so versteht man dadurch die Tugend, und zwar die Tugend des Redners. Man will haben, er soll ein redlicher Mann seyn, und seine ganze Rede soll das Kennzeichen seiner Rechtschaffenheit an sich tragen. So beschrieben die Heiden den Redner: *vir bonus dicendi peritus.*

Er soll bescheiden seyn. Nichts beleidigt den Zuhörer mehr, als der Stolz eines Menschen, der eine Rede vor ihm hält. Er nimmt alsdann dreist das Amt eines Richters, eines unbarmherzigen Censors an. Er giebt nichts zu, was noch bestritten werden kann. Ja, wenn er auch nichts mehr antworten kann, so widersetzt er sich doch noch; man hat ihn weder überzeugt noch gewonnen. Hier ist der Ort nicht, der Bescheidenheit eine Lobrede zu halten: allein man kann überhaupt sagen, daß sie eben so wohl das Kennzeichen wahrer Wissenschaften, als wahrer Verdienste ist.

Zur Rechtschaffenheit und zur Bescheidenheit muß der Redner noch das Wohlwollen hinzuthun, oder vielmehr den Eifer für das Wohlseyn derer, die ihn hören. Alle Menschen sind geneigt den Reden ihrer Freunde zu glauben. Scheint der Redner unsern Vortheil zu Herzen zu nehmen, und aufrichtig alle Mittel zu suchen, wie er uns nützlich seyn könne: so ist es nicht möglich, daß wir nicht seiner Meynung seyn sollten. Er faßt uns bey unsrer Schwäche, nehmlich bey unsrer Eigenliebe.

Eine vierte Eigenschaft ist die Klugheit, welche nothwendig eine höhere Einsicht der Dinge voraussetzt. Was würde es uns helfen, von

einem

einem ehrlichen Manne geführt zu werden, wenn er selbst den Weg nicht wüßte?

Auf diese vier Eigenschaften muß also der Redner sein Ansehen gründen, und sie in seiner ganzen Rede blicken lassen. Wenn er die Republik auf dem Herzen trägt, und wenn er völlig Herr von seiner Materie ist, so fühlt man sehr bald das Gewicht seines Ansehens. Sein bloßer äußerlicher Anstand erweckt schon Zutrauen. Ein Prediger, der voll ist von der Grösse seines Amtes, durchdrungen von Eifer für das Heil der Seelen, genährt mit Lesung und mit Betrachtung der heiligen Schriften, gewöhnt an eine gründliche Ausübung der christlichen Tugenden, erscheine auf dem Stule Jesu: alle seine Worte, seine Gedanken, seine Ausdrücke werden das Gepräge seiner Sendung und seiner Sitten an sich tragen. Man wird ihn anhören mit Aufmerksamkeit, mit Vergnügen, mit Nuzzen. Wie wohl thut es, wenn man sich auf einen rechtschaffenen Mann von Einsicht zu verlassen hat! Man folgt ihm ohne Sorge, und ohne daß man sich die Mühe geben darf, den rechten Weg selbst ausfündig zu machen: Autoritati credere magnum compendium, nullus labor. *Augustin.*

V. Kapitel.

Von den rednerischen Leidenschaften.

Vergeblich haben sich einige zu strenge Metaphysiker wider den Gebrauch der Leidenschaften in der Beredsamkeit aufgelehnt. Es hieße, sagt Aristoteles, das Richtscheit selber krümmen, und die Vernuft verwirren, um sie zur Wahrheit zu leiten. Allein man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Mag sie doch die Weltweisheit so weit bringen, daß sie die Wahrheit um ihrer selbst willen, und ohne Rücksicht auf ihren Nutzen, lieben: gelingt es ihr, so wird die Redekunst ihre Zuflucht nicht mehr zu den Leidenschaften nehmen. In Erwartung dessen, wird sie wohl thun, wenn sie ihrem Vorsatze getreu bleibt, und zum Vortheile der Tugend alles aufbietet, was in der menschlichen Natur, sie zu vertheidigen oder zu rächen, gefunden werden mag. Die Leidenschaften sind ein gefährliches Werkzeug, wenn sie nicht von der Vernunft geführet werden; aber weit kräftiger, als die Vernunft selbst, wenn sie dieselbe begleiten und ihr zu Dienste stehen. Vermittelst der Leidenschaften herrscht und triumphirt die Beredsamkeit über alle Herzen. Wer sie geschickt zu erregen weiß, regieret die Gemüther nach Willkühr.

führ. Er bringt sie von der Traurigkeit zur Freude, vom Mitleiden zum Zorne. So gewaltsam wie ein Ungewitter, so durchdringend wie ein Blitz, so reißend wie ein Strom, stürzt er alles um, führt er alles fort mit der Flut seiner heftigen Beredsamkeit. Dieß haben Meister von ihr gesagt. Hiedurch hat Demosthenes im Areopagus, Cicero auf dem Rostraplatze, und Bourdaloue in den Tempeln geherrscht.

Um deutlich zu machen, was man hier durch das Wort Leidenschaften versteht, müssen wir die Sache etwas höher anfangen, und uns in eine umständlichere Untersuchung der Kräfte und Wirkung unserer Seele einlassen.

Obgleich unsre Seele nur einfach und untheilbar ist: so lassen sich doch beym ersten Anblicke gleichsam zwey Theile darinn unterscheiden. Man sagt: ich erkenne, was du mir sagst; aber ich will es nicht thun. Diese Art zu reden zeigt an, daß unsre Seele versteht und daß sie will; und daß verstehen und wollen zwey verschiedene Dinge sind. Das Vermögen, welches versteht, heißet Verstand; dasjenige, welches will, heißet Wille. Ein Mensch hat viel Verstand, wenn er dasjenige, was man ihm vorträgt, leicht, schnell und gut begreift. Die

Verrich-

Verrichtung des Verstandes ist also: einzusehen, zu erkennen, zu begreifen.

Die Verrichtung des Willens ist: zu lieben oder zu hassen, zu billigen oder zu mißbilligen.

Wegen der genauen Verbindung, die zwischen dem Verstande und dem Willen ist, macht alles, was dem einen wiederfährt, einen Eindruck auf den andern. Ist der Eindruck angenehm, so billigt der Wille den Gegenstand, der dazu Gelegenheit giebt; und er mißbilligt ihn, wenn der Eindruck unangenehm ist.

Wenn diese Eindrücke gelinde sind, so bringen sie dasjenige hervor, was man Empfindung, Rührung, sanfte Leidenschaften nennt, als: Freundschaft, Fröhlichkeit, Geschmack. Die Seele wird alsdann von keinen so heftigen Stößen erschüttert, die sie aus ihrer Lage bringen. Sie wird nicht mehr bewegt, als nöthig ist, sich selbst in Uebung zu erhalten, und sich das Vergnügen der Wirksamkeit zu gewähren. Wenn sie in einer Rede nicht höher, als bis auf diesen Grad steigen, so giebt man ihnen zuweilen den Namen der Sitten: weil die Bewegung, die sie der Rede geben, der Bewegung eines ruhigen Menschen gleicht, der zwar mit Zweck und Absicht handelt, jedoch ohne durch eine allzulebhafte Empfindung fortgerissen zu werden.

Sind

Sind die Eindrücke lebhaft und heftig, alsdann bekommen sie eigentlich den Namen der Leidenschaften. Es sind ungestüme Bewegungen, die uns zu einem Gegenstande hinreißen, oder davon abziehen.

Eben so wie der Verstand, nach der Art, wie er sich mit seinen Gegenständen beschäfftiget, den Namen des Geistes, der Urtheilskraft, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses annimmt: eben so bekömmt auch der Wille, nach der Art, wie er sich zu gewissen Dingen neigt, verschiedene Benennungen. Will er sich mit dem Gegenstande, der sich ihm darstellt, vereinigen, so heißt er Liebe.

Diese Leidenschaft zu erregen, muß man den Gegenstand mit angenehmen und nützlichen Eigenschaften abbilden. Man erregt Liebe zum Landleben, zur Freyheit, zur Ruhe, zur Arbeit, zur Tugend, wenn man ihre Vortheile mit starken Zügen schildert.

O selig! wer, wie ihr, mit selbst gezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt;
Der sich, bey Zephirs Hauch, an kühlen Wasserfällen
In unbesorgtem Schlaf auf weiche Rasen streckt;
Den nie, in hoher See, das Brausen wilder Wellen,

Noch

Noch der Trompeten Schall, in bangen Zelten, weckt;
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern:
Gewiß der Himmel kann sein Glücke nicht vergrössern.

Haller.

Wenn der Wille sich von dem Gegenstande zu entfernen strebt, so heißt er Haß. Man erregt ihn durch Mittel, die denen entgegen stehen, welche Liebe hervorbringen. Die Verrinischen, die Philippischen, die Katilinarischen Reden geben hievon eine Menge glänzender Beyspiele.

Diese beiden Leidenschaften, die Liebe und der Haß, sind der Grund von allen übrigen; weil sie die beiden Verhältnisse unserer Seele gegen ein Uebel und gegen ein Gut in sich schließen. Wenn das Uebel gegenwärtig ist, so entstehet daraus Betrübniß, Schmerz; ist es abwesend, mit einigem Anscheine, daß man es noch wird vermeiden können, so erregt es Furcht; wenn man es nicht vermeiden kann, so entsteht daraus Verzweiflung; wenn es bey andern ist, aber auf eine Art, daß es uns auch treffen könnte, so erweckt es Mitleiden.

Eben so verhält sichs auch mit einem Gute. Wenn das Gut gegenwärtig ist, so verursacht es Freude; ist es abwesend, und ist ein Mittel da,

da, es zu erlangen, so erregt es Hoffnung; wenn es bey andern, zu unserm Nachtheile, vorhanden ist, erregt es Neid; will man es uns entreißen, wenn wir es besitzen, so erregt es Zorn. Es wäre leicht, diese Ausführung weiter zu treiben und die Anzahl der Beyspiele zu vermehren; alle tragischen Poeten sind voll von wohl ausgedrückten Leidenschaften. Ueberdem empfindet man sie deutlich genug, wenn man sie in den Schriftstellern antrifft. Soll man sie ausdrücken, so muß man sie selbst erfahren: Regeln und Lehrgebäude lehren sie uns nicht empfinden. Wir wollen unten von der Art sie auszudrücken weitläuftiger handeln.

Zwey=

Zweyter Abschnitt.

Von der Anordnung der Rede.

Die Disposition oder Anordnung in der Redekunst besteht darinn, daß man alle Stücke, die die Erfindung geliefert hat, nach der Beschaffenheit und zum Vortheile der Sache, die man abhandelt, in Ordnung stelle. Die Fruchtbarkeit des Geistes prangt am meisten in der Erfindung; Klugheit und Beurtheilungskraft in der Anordnung.

Ein jedes Werk, wenn es ein ganzes ist, muß einen Anfang, ein Mittel, ein Ende haben. Folglich giebt es in der oratorischen Rede einen Eingang; hierauf folgt die Erzählung oder die Führung der Beweise; und endlich ein Beschluß, von welcher Art er auch sey, der uns zum wenigsten berichtet, daß alles bereits gesagt ist.

Der Eingang ist ein Theil der Rede, der den Zuhörer zu Anhörung des übrigen vorbereitet. Die Erzählung ist ein deutlicher und kurzer Vortrag einer geschehenen Sache. Ein Beweis ist ein Vernunftschluß, der die Wahrheit eines Satzes befestiget. Man versteht leicht was der Beschluß ist. Deutliche Sachen werden dunkel,

wenn man sie erklären will. Wir wollen alle diese Theile wieder vornehmen, und sehen, was die Kunst dem Redner in Absicht auf einen jeden derselben vorschreibt.

I. Kapitel.

Von dem Eingange.

Der Eingang ist ein sehr wichtiger Theil einer Rede. Es kömmt hier darauf an, die Gemüther geneigt zu machen, dasjenige wohl aufzunehmen, was man ihnen zu sagen hat. Aus dieser Ursache fodern die Meister in der Kunst, daß er witzig, bescheiden, kurz, und von der Materie selbst hergenommen seyn soll.

Die Griechischen und Römischen Redner hatten mehrentheils einen Vorrath von allerley Arten von Eingängen, die entweder von der Person hergenommen waren, die da redete, oder von den Zuhörern, oder von dem Verklagten, dem Kläger, den Richtern; oder auch von den Umständen des Orts, der Zeit ꝛc. Sie richteten sie, so gut als möglich, nach der Sache ein, und behielten sichs vor, sie wieder umzuarbeiten, oder andre an ihre Stelle zu setzen, wenn die Rede öffentlich gehalten ward. Heutiges Tages verlangt man so viele Kunst nicht. Wenn man

man auf der Stelle reden muß, so ergreift man den ersten Eingang, der sich darbietet, und wenn sich keiner darbietet, fängt man die Materie ohne weitere Vorbereitung an.

Man will haben, der Eingang soll witzig seyn: das heißt nicht, er soll von Gegensätzen und Spitzfündigkeiten schimmern; sondern er soll vernünftig und in dem Grade gewürzt seyn, daß er uns eine gute Meynung von der Fähigkeit, dem schönen Geiste, der gesunden Vernunft des Redners beybringe; er soll geschickt ankündigen, was man zu erwarten hat, und den Zuhörer geneigt machen, es mit Aufmerksamkeit anzuhören.

Er soll bescheiden seyn. Eine Eigenschaft, die den Werth der Naturgaben und der Tugenden erhöht, und die der Redner nirgends mehr, als bey dem Anfange seiner Rede, zeigen muß. Die Eigenliebe des Zuhörers ist so zärtlich, so leicht zu beleidigen, die Person, die derjenige spielt, der sich andern Lehren zu geben aufwirft, ist so nahe mit dem Stolze verwandt, daß es große Kunst bedarf, den ersten Schritt zu thun, ohne zu mißfallen. Es ist gut, daß sich Männer, welche die Sendung erhalten haben, mit einem guten Zutrauen darstellen, als Boten der Wahrheit, *pro Christo legatione fungimur:* allein

man weiß das Zutrauen des Dienstes von dem Zutrauen des Dieners sehr leicht zu unterscheiden. Das eine verdoppelt die Stärke der Beredsamkeit, das andre zerstört und vernichtet sie.

Er muß kurz seyn, das heißt, er muß zur ganzen Rede ein Verhältniß haben. Man muß nicht den Kopf eines Zwerges auf die Schultern eines Riesen setzen, noch eines Riesen Kopf auf den Hals eines Zwerges. Sollte das Verhältniß ja nicht zu beobachten seyn, so ist es besser, wenn er zu kurz, als wenn er zu lang geräth. Nichts in der Welt mißfällt einem Zuhörer mehr, als die Aussicht in eine lange Untersuchung.

Die Eingänge werden mehrentheils durch den Weg der Gunstbewerbung gemacht: wenn man nehmlich die Gemüther nach und nach auf den Weg bringen will, den sie nehmen sollen, oder wenn man sie von ihren vorgefaßten Meynungen allmählich zurück zu bringen sucht. Alle gerichtlichen Reden, alle Predigten, alle Anreden an Zuhörer, die bey kaltem Blute sind, müssen auf diese Weise anfangen. Ein Redner, der in diesem Falle sogleich beym ersten Wort in Ausbrüche geriethe, würde, wie Cicero sagt, einem trunkenen Menschen mitten in einer Versammlung nüchterner Leute gleich seyn, ebrius inter sobrios. Findet sich aber ein

großer Schmerz, eine lebhafte Freude, ein heftiger Zorn in den Gemüthern derer, die uns zuhören, so wagt man nicht zu viel, wenn man sogleich beym Anfange losbricht: „Wie lange willst du noch unserer Geduld mißbrauchen, Katilina; wie lange sollen wir noch deiner Raserey zum Hohne dienen? Wann wird diese deine zügellose Tollkühnheit ein Ende nehmen“ ꝛc. So fängt Cicero seine katilinarischen Reden an. Der Rath war versammelt; der Redner war im Begriff ihn anzureden: Katilina tritt herein. Die Rathsherren erschrecken; Cicero der Konsul erschrickt nicht weniger; allein der Unwille nimmt die Oberhand über die andern Empfindungen: er bricht hervor wie ein Ungewitter, und stürzt auf seinen Feind. Man nennt diese Art von Eingängen, Eingänge ex abrupto.

Am Ende des Einganges findet sich ganz natürlich der Hauptsatz oder die Proposition ein, das heißt, die Ankündigung des Endzwecks, den man sich vorgesetzt hat. Sie muß deutlich, bestimmt und kurz seyn. Es ist unnöthig die Ursachen davon anzugeben: man sieht sie von selbst.

Die Eintheilung, wann eine statt findet, folgt unmittelbar auf den Hauptsatz. Die strengen Kunstlehrer tadeln die Gegensätze, womit die witzi-

gen Redner in ihren Eintheilungen zu schimmern pflegen. Wenn sie mäßig und mit Behutsamkeit gebraucht würden, so scheint es, daß sie dem Zuhörer behülflich seyn könnten, die verschiedenen Zweige des Stoffes desto leichter zu fassen. Jedoch wenn man diese Zweige mit der gehörigen Deutlichkeit darstellt, so haben sie nicht nöthig besonders abzustechen, um sich dem Gemüthe einzuprägen. Man sehe hier den Hauptsatz und die Eintheilung des Cicero in der Sache des Poeten Archias: Man thut unrecht, dem Archias das Römische Bürgerrecht streitig zu machen: 1. Weil er würklich ein Bürger ist; 2. weil er es zu seyn verdiente, im Fall er es noch nicht wäre.

II. Kapitel.

Von dem Vortrage und der Führung der Beweise.

In den gerichtlichen Reden kömmt der Vortrag gemeiniglich nach der Eintheilung: weil in diesem Falle der Beweis aus der That selbst hergenommen werden muß. Also besteht die Kunst dieses Theils darinn, daß man in diesem ersten Vortrage gleichsam den Keim der Beweise, die man gebrauchen will, halb entwickelt

vor

vor Augen lege, damit sie nachmals desto wahrer und natürlicher scheinen, wenn man sie durch die Schlußreden völlig herauszieht.

Die Ordnung und die besondern Stücke der Erzählung müssen zu eben derselben Absicht behüflich seyn. Man sucht die günstigsten Umstände an die scheinbarsten Oerter hinzustellen, kein Stück davon umkommen zu lassen, sie alle in das beste Licht zu setzen. Im Gegentheil läßt man diejenigen, die nicht allzugünstig sind, in der Dunkelheit oder man stellt sie nur schwach und im Vorbeygehen vor, oder auf der Seite, die am wenigsten nachtheilig ist. Denn oft könnte es der Sache weit mehr schaden, solche gänzlich zu übergeben, als ihrer zu erwähnen: indem der Gegner in seiner Antwort nicht unterlassen würde, aus unserm Stillschweigen einen Vortheil zu ziehen, und es für ein heimliches Geständniß zu halten; und alsdann könnte er mit leichter Mühe die ganze Wirkung unserer Beweise über einen Haufen werfen. Man findet ein vollständiges Exempel von dieser Kunst zu erzählen, in der Erzählung, die Cicero von Milons Ermordung des Klodius macht.

Der Redner hat bey Führung des Beweises zweyerley zu thun: erstlich seinen Satz durch alle Mittel, die ihm seine Sache an die Hand

giebt, fest zu setzen; hernach die Beweise seines Gegners zu widerlegen: denn man muß eben so wohl zu bauen als umzureißen wissen.

Bisweilen fängt man von der Widerlegung an: wenn man nehmlich merkt, daß der Gegner einen starken Eindruck gemacht hat, und daß die Beweise schlecht würden aufgenommen werden, wenn die vorgefaßte Meynung nicht vorher vertilget wäre.

Ein geschickter Redner kennt seine Richter, und weiß, wie er ihnen beykommen muß. Die besten Gründe thun nicht allemal die beste Wirkung. Alles hängt von der Beschaffenheit der Gemüther ab, an die sie gerichtet werden. Ein Beweis wird für eine leere Spitzfündigkeit, und eine Spitzfündigkeit für einen geometrischen Beweis angenommen, alles nach der Verschiedenheit der Gemüther, des Geschmacks, des Alters, und der besondern Vortheile der Personen.

Was die Stellung der Beweise anbetrifft, so führen die Lehrer der Redekunst die Stellung einer Armee zum Muster an. Man bringe in die erste Reihe, in das Vordertreffen, alles was am stärksten, am muthigsten ist: denn oft hängt das ganze Glück von dem ersten Angriff ab. Andre auserlesene Truppen muß man zum letzten Nachdruck und zur Versicherung des Sieges aufbe-

wahren.

wahren. In die Mitte kann man die Soldaten von einer zweydeutigen Tapferkeit stellen; dergestalt, daß sie, vermöge ihrer Stellung, wenn sie nicht von selbst in den Streit gehen, durch die nachfolgenden hineingetrieben werden. Im Entwurfe scheint dieses seine Richtigkeit zu haben; allein auf dem Felde erfodern die Umstände sehr oft eine ganz andere Stellung. Jeder Stoff hat seine eigenen Regeln; der Klugheit und der gesunden Vernunft des Redners kömmt es zu, sie zu finden und zu befolgen. Alles, was wir empfehlen können, ist, ein deutlicher und angemessener Vortrag. Ein allzu weit ausgedehnter Beweis wird schlaff, wird entnervet. Ist er zu gedrungen, so scheint er nicht Körper genug, nicht Nachdruck und Gewicht genug zu haben. Unnütze Worte überladen ihn, die äußerste Kürze verdunkelt ihn, und schwächt seine Wirkung.

Ich möchte die Redner in ihren Beweisen mit einem Athleten vergleichen, der in den Schranken läuft. Wir sehen ihn, wie er sich gegen sein Ziel hinüber bückt, wie er fortschießt, vermittelst seiner eigenen Schwere, die mit der Ziehung seiner Muskeln und mit der Bewegung seiner Füße gemeinschaftliche Sache macht; alles trägt an ihm zur Vermehrung seiner Geschwindigkeit

etwas bey. Bourdaloue, Bossuet, Demosthenes, Cicero, sind vollkommene Muster in diesem Stücke, so wie in den übrigen. Man wirft sich mit ihnen in gleiche Schranken; man läuft wie sie. Unsere Gedanken werden durch den Strom der ihrigen fortgerissen. Und sollten wir gleich ihre Schlüsse und Beweisgründe aus den Augen verlieren: so urtheilen wir doch von ihrer Gründlichkeit aus der Ueberzeugung, die sie in uns zurücklassen.

Die Widerlegung erfodert viele Kunst: weil es weit schwerer ist, eine Wunde zu heilen, als zu machen. Bisweilen ist die Verachtung hinreichend, einen Gegner zu widerlegen. So verwirrte Scipio den Zunftmeister des Volks, der ihn wegen übeler Verwaltung der öffentlichen Gelder anklagte: „Ich erinnere mich, ihr Herren, daß ich an eben einem solchen Tage, als „der heutige ist, den Hannibal überwunden habe: kommt mit mir, den Göttern zu danken, und „laßt diesen Schurken stehn.“ A. Gell.

Bisweilen schiebt man den Beweis seinem Gegner wider zurück. Protagoras, ein Sophist und Rhetor, hatte mit dem Evathlus, seinem Schüler, einen Vergleich wegen einer Summe Geldes gemacht, die dieser ihm bezahlen sollte, wenn er den ersten Proceß gewonnen haben

würde. Dem Lehrmeister ward die Zeit lang, er machte ihm selbst einen Proceß, und führte seinen Beweis so: Entweder du verlierst die Sache, oder du gewinnst sie: verlierst du sie, so mußt du bezahlen, kraft des richterlichen Spruches; gewinnst du sie, so mußt du bezahlen, vermöge unseres Vergleichs. Der Schüler antwortete: Entweder ich verliere meine Sache, oder ich gewinne sie: wenn ich sie verliere, so bin ich dir nichts schuldig, vermöge unseres Vergleichs; gewinne ich sie, so bin ich dir nichts schuldig, vermöge des richterlichen Spruches.

Ist der Einwurf einer regelmäßigen Widerlegung fähig, so führt man sie mit gegenseitigen Beweisgründen, die man entweder von Nebenumständen, oder aus dem Wesen der Sache selbst, oder aus den übrigen Erfindungsquellen hernimmt, die wir oben angezeigt haben.

Ist er allzustark, so stellt man sich, als ob man nicht darauf Acht gäbe; man verspricht, darauf zu antworten, und geht leicht darüber weg zu einem andern Gegenstande; man bezahlt mit Witz, mit Scherzreden. Ein Redner in Athen unternahm es den Demosthenes zu widerlegen, der alles in Feuer und Flamme gesetzt hatte, und sagte beym Anfange seiner Rede, daß es gar kein Wunder sey, daß Demosthenes und

Er

Er verschiedener Meynung wären: denn Demosthenes wäre ein Wassertrinker, er selbst aber tränke nichts als Wein. Durch diesen elenden Scherz ward alles Feuer ausgelöscht, welches der Fürst der Redner angezündet hatte.

Endlich wenn man den Streich nicht zurücktreiben kann, so bekennt man das Verbrechen, und nimmt seine Zuflucht zu Thränen und zu Bitten, das Ungewitter dadurch abzuwenden.

Der Beschluß der Rede enthält gemeiniglich eine Wiederholung der stärksten Sachen, die man, so wohl zur Ueberzeugung als zur Rührung, angebracht hat. Worauf man den Hauptsatz wieder erscheinen läßt, als eine Folge aller gebrauchten Beweisgründe.

Dritter Abschnitt.

Von dem rednerischen Ausdrucke.

Wir sind über die Erfindung und Anordnung aus zweyerley Ursachen ziemlich flüchtig hinweggegangen. Die erste ist, weil, nach allem dem, was wir in den vorhergehenden Theilen von den Verrichtungen des Geistes und Geschmacks, und von der Anwendung ihrer Vorschriften gesagt haben, es nicht sehr schwer ist, sich einen Begriff von demjenigen zu machen, was daraus für die Redekunst folgt. Die zweyte Ursache, die uns Cicero selbst an die Hand giebt, ist diese, weil es genug ist, hievon die ersten Begriffe an zu geben, die Quelle anzuzeigen, und den Redner zu erinnern, daß alles was er sagen soll, ihm von seiner Sache und zu ihrem Vortheile eingegeben seyn müsse. Die natürliche gesunde Vernunft führet ihn seinen Weg, und bietet ihm die Mittel dar, seinen Endzweck zu erreichen: Hæc propria magis prudentiæ, quam eloquentiæ.

Mit dem Ausdrucke verhält es sich ganz anders. Leute, die den besten Verstand und Geschmack besitzen, müssen von einer Menge kleiner Nebensachen benachrichtiget werden, die gewöhnlichen

lichen Augen entgehen, und von welchen doch die ganze Wirkung der Wohlredenheit abhängt, die diesen Namen nicht wegen der Erfindung und Anordnung führt, die gleichwohl wichtige Theile davon ausmachen, sondern wegen des rednerischen Ausdrucks, der allein, mehr als alles übrige, auf den Geist der Zuhörer zu wirken scheint.

I. Kapitel.

Was der Ausdruck ist.

Wir können unsere Gedanken und Empfindungen auf dreyerley Weise ausdrücken: durch den Ton der Stimme, wie wenn wir seufzen; durch die Geberden, wie wenn wir jemand ein Zeichen geben herzukommen oder weg zu gehen; durch die Rede, wenn wir Wörter aussprechen. Die beiden erstern Ausdrücke gehören zur rednerischen Aussprache; den letzten nennt man eigentlich einen Ausdruck.

Der Ausdruck überhaupt ist also ein durch Worte ausgedrückter Gedanke.

Weil Ausdruck und Gedanke einerley Gegenstand und einerley Regeln haben, so wollen wir sie allezeit nebeneinander stellen, damit sie sich wechselsweise zur Verstärkung und zum Beweise

dienen können. Man wird uns einige Ausführlichkeit vergeben.

Der Gedanke überhaupt ist, die Vorstellung eines Dinges in meiner Seele: zum Exempel, wenn ich mir bey mir selbst die Sonne vorstelle.

Der Ausdruck überhaupt ist, die Vorstellung des Gedankens: ich denke an die Sonne, und sage die Sonne; hier habe ich meinen Gedanken ausgedrückt.

Wir haben kurz vorher gesagt, daß es drey Arten von Gedanken gebe, den Begriff, das Urtheil, und den Vernunftschluß, und daß der Ausdruck dieser drey Arten von Gedanken das Wort, der Satz, die Schlußrede sey.

Wenn ein Begriff allein und von allen andern Begriffen abgesondert ist, so nennt man ihn einfach: *ein Baum, eine Bluhme.*

Wenn er mehrere Begriffe in sich schließt, so nennt man ihn zusammengesetzt: *Ein Baum mit Blüthen gezieret, mit Früchten bedeckt; ein großes, mit kostbarem Geräthe versehenes Haus.*

Das Urtheil oder der Satz enthält drey Theile: den einen, zu dem noch ein anderer hinzugefügt werden soll, *die Sonne*; den andern, der hinzugefügt wird, *rund*; den dritten, der die

Verbindung dieser beiden ausmacht, ist: Die Sonne ist rund. Den ersten Theil nennt man den Gegenstand, den zweyten die Eigenschaft, den dritten die Verbindung: Subjectum, attributum, copula.

Der Satz liegt bisweilen in einem einzigen Wort: liebe, das heißt, sey—du—liebend. Bisweilen hat er zwey Wörter: ich lese, das heißt, ich—bin—lesend. Oft hat er seine drey Wörter: ich—bin—geliebt. Alle diese Arten der Sätze sind einfach, weil sie nicht mehr als Einen Gegenstand und Eine beygelegte Eigenschaft haben. Diejenigen, die mehrere haben, nennt man zusammengesetzte oder verwikkelte Sätze.

In dem verwickelten Satze unterscheidet man den Hauptsatz von den Zwischensätzen. Diese letztern sind mit dem Gegenstande oder mit der Eigenschaft verbunden. Die Furcht derer, die öffentlich reden, ist vernünftig. Die Furcht ist vernünftig, ist der Hauptsatz; derer, die öffenlich reden, ist der Zwischensatz, der sich mit dem Gegenstande des Hauptsatzes vereinigt. Wenn man auch einen zur Eigenschaft hinzuthun wollte, so könnte man sagen: Die Furcht derer, die öffentlich reden, ist die Wirkung einer

ner

ner Vernunft, die aufgeklärt ist. Alle Bücher sind voll von dieser Art der Sätze.

Wir haben oben von den Schlüssen ausführlicher geredet, wir ersuchen den jungen Leser, dahin zurück zu sehen *).

Dieß wären also drey Arten von Gedanken: der Begriff, das Urtheil, der Schluß; und drey Arten von Ausdrücken: das Wort, der Satz, die Schlußrede. Nun wollen wir sehen, was für Eigenschaften sie haben müssen.

II. Kapitel.

Eigenschaften der Gedanken und Ausdrücke.

Logikalische Eigenschaften

Die Gedanken und die Ausdrücke haben zweyerley Eigenschaften, die ersten kann man logikalische nennen, weil sie die gesunde Vernunft erfodert; die andern sind Eigenschaften des Geschmacks, weil sie der Geschmack beurtheilt. Jene sind das Wesen der Rede, diese sind ihre Würze.

Diese erste wesentliche Eigenschaft des Gedankens ist: er muß deutlich seyn; denn ein Gedanke, der nicht deutlich ist, ist eigentlich gar

*) Pag. 27.

kein Gedanke. Die Deutlichkeit besteht in einer klaren Vorstellung des Gegenstandes. Man sieht ihn ohne Nebel, ohne Dunkelheit: dieß macht den Gedanken klar. Man sieht ihn von allen andern Gegenständen, die ihn umgeben, abgesondert: dieß macht ihn deutlich.

Der Ausdruck ist deutlich, wenn er den Gedanken ohne Zweydeutigkeit, ohne Verwirrung, durch das eigentlichste Wort, durch die eigentlichste Redensart ausdrückt. Die meisten Leute wissen die Sprache, die sie reden, nur mittelmäßig gut. Noch weniger wissen sie sich selbst von ihren Gedanken eine genaue Rechenschaft zu geben, sie von einander zu unterscheiden, sie so zu betrachten, wie sie an sich selbst beschaffen sind. Daher kömmt es, daß sie oft Worte gebrauchen, ohne deutliche Begriffe zu haben, die damit übereinstimmen; oder, wenn sie deutliche Begriffe haben, daß sie nicht die wahren Worte gebrauchen.

Das erste, was man zu thun hat, wenn man einen Gedanken ausdrücken will, ist also, daß man ihn völlig einsehe, ihn von allem, was nicht er selbst ist, wohl unterscheide, seinen Umfang und seine Theile genau inne habe: alsdann wird sich der Ausdruck so zu reden von selbst darbieten:

Was man erst wohl gefaßt, wird leichtlich ausge-
drückt:
Die Worte stellen sich, wohin sich jedes schickt.

Die zweyte wesentliche Eigenschaft des Gedankens ist: er muß wahr seyn, das heißt, er muß die Sache so vorstellen, wie sie wirklich beschaffen ist. Ich stelle mir die Sonne als einen runden und leuchtenden Körper vor, der am Himmel fortzugehen scheint; mein Gedanke ist wahr. Wenn ich sie mir als einen viereckigen, dunkeln, unbeweglich scheinenden Körper vorstelle: so ist mein Gedanke falsch.

Der Ausdruck ist wahr, wenn er andern eben denselben Gedanken vorstellt, den wir haben, und eben so, wie wir ihn haben. Er ist falsch, wenn er ihn gar nicht, oder wenn er ihn anders vorstellt, als wir ihn haben.

Mit dieser Eigenschaft ist die Richtigkeit genau verbunden. Ein vollkommen wahrer Gedanke ist richtig. Indessen macht der Gebrauch einigen Unterschied unter der Wahrheit und Richtigkeit des Gedankens: die Wahrheit bezeichnet genauer die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Gegenstande; die Richtigkeit bezeichnet deutlicher die Ausdehnung und die Gränzen desselben.

Der Gedanke ist also wahr, wenn er den Gegestand vorstellt; und er ist richtig, wenn er nicht mehr nicht weniger Ausdehnung hat, als er. Eben so wird auch der Ausdruck wahr seyn, wenn er den Gedanken vorstellt; er wird richtig seyn, wenn er nicht mehr nicht weniger Ausdehnung hat, als er. Hat er mehr, so ist er schleppend; hat er weniger, so ist der Gedanke gleichsam in der Klemme, und wird erstickt.

Zu diesen beiden Eigenschaften kann man noch eine dritte hinzu thun, nehmlich die Kürze: eine Eigenschaft, die mehr dem Ausdrucke, als dem Gedanken zukömmt. Unser Geist ist wissensbegierig; nichts ist ungeduldiger, als er, wenn er lange warten soll; und je leichter und kürzer die Mittel sind, die man ihm zur Erreichung seines Endzwecks darbietet, je zufriedener ist er. Wenn er fühlt, daß man ihm aus Armuth oder Schwäche, anstatt des eigentlichen Ausdrucks, den man in der Sprache bereits hat, Umschreibungen giebt, statt natürlicher Züge, gezwungene Wendungen und Umschweife: so leidet er, mehr oder weniger, nach dem Maße des Unrechts, was ihm, seiner Meynung nach, geschieht. Er ist nie zufriedener, als wenn der Gedanke ganz bekleidet, ganz bewaffnet hervorspringt, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Wenn

Roche-

Rochefoucaud sagt: Das Herz betriegt den Verstand, so besitzt sein Ausdruck die Kürze der Zeichen, weil er den Gedanken weder in wenigern Worten, noch auch deutlicher hätte sagen können. Wenn er gesagt hätte: Das Vergnügen und der Geschmack, den wir an einer Sache finden, macht, daß wir sie oft ganz anders ansehen, als sie in der That ist: so würde dieses eben derselbe Gedanke gewesen seyn; allein wie schleppend ist er nicht! und auf jene Weise hatte er Flügel.

Alle unsre Begriffe sind zusammengesetzt: sie können folglich alle mit mehrern Worten ausgedrückt werden. Allein wenn man uns die Mühe und Zeit erspart, diese Worte zu hören, und man uns doch nicht weniger sagt: so haben wir das Vergnügen zu begreifen, und besser zu begreifen; weil die Menge der Zeichen die Aufmerksamkeit theilt, und die Begriffe verwirrt.

Wenn man wider die Menge der Zeichen redet, so setzt man deswegen die Genauigkeit der Sprache nicht in einsylbige Wörter, in verstümmelte Redensarten, oder in halb gesagte Räthsel, nach dem Geschmacke einiger Stellen des Persius oder Tacitus, wo der Gedanke von den Worten gleichsam eingekerkert wird. Man sagt nur, daß das Kleid für den Gedanken gerecht

seyn soll, ohne ihm seine Freyheit und Ungezwungenheit zu benehmen.

Eben so wenig will man die Redner tadeln, die ihre Gedanken in periodischen Redensarten entwickeln, sie zum Theil in der Erweiterung wiederholen. Die kleine Anzahl der Zeichen verträgt sich sehr wohl mit dem Reichthum der Rede; weil dieser Reichthum sich nur in den Gedanken, oder in dem verschiedenen Grade der Gedanken, äußern muß. Cicero ist überall reich: und doch ist nichts bey ihm zu viel. Sein Ausdruck zerstreut den Geist niemals durch seinen eigenen Schimmer, oder überladet ihn unnöthiger Weise mit einem Gefolge von prächtigen Tönen, die nichts mit sich bringen. Er besitzt folglich die rednerische Kürze.

Dieses sind die logikalischen Eigenschaften, ohne welche kein gelehrtes Werk schön seyn kann. Es ist aber nicht genug ohne Fehler zu seyn, man muß auch Annehmlichkeiten besitzen: und diese giebt der Geschmack.

Eigenschaften des Geschmacks.

Alles was die Gedanken und die Ausdrücke in einer Rede anmuthiges haben können, kömmt von der Wahl her, die man unter ihnen anstellt, und von der Ordnung, in der man sie vorträgt.

Alle

Alle Regeln des Ausdrucks lassen sich also auf diese beiden Hauptstücke zurück bringen, auf wählen und ordnen. Wir wollen bey der Wahl anfangen.

Sobald sich ein gewisser Stoff dem Geiste darstellt, so bringt die Gestalt, unter welcher er sich ankündiget, augenblicklich einige Begriffe hervor; wenn man eine andre Seite davon betrachtet, so entstehen wieder andre Begriffe: man dringt tiefer ins Innere hinein, und entdeckt immer neue Schätze. Jede Bewegung des Geistes giebt einen neuen Aufschluß, treibt einen neuen Keim; und nunmehr ist der Boden mit einer reichen Aernte bedeckt. Allein unter dieser Menge von Gewächsen ist nicht alles gut Korn.

Es giebt Gedanken, die nichts als ein Blendwerk sind, die nichts wirkliches zum Grunde haben. Es giebt unnütze, die mit dem Gegenstande, den man ausdrücken will, keine Gemeinschaft haben. Es giebt gemeine, die so klar, wie Wasser, und auch eben so unschmackhaft sind. Es giebt niedrige, die unter der Würde des Stoffes sind. Es giebt riesenmäßige, die darüber hinausgehen: lauter Gewächse, die unter den Auswurf gehören.

Unter denen, die man aufbewahren muß, kommen zuerst die natürlichen Gedanken, die einem jeden Menschen von gesunder Vernunft einfallen, und die aus der Materie selbst ungesucht zu entstehen scheinen. Dieses ist die Grundfarbe, der Aufzug des Zeuges. Hierauf folgen die, welche etwas Anmuthiges bey sich führen, als Lebhaftigkeit, Stärke, Kühnheit, Glanz, Reichthum, Feinheit, Naivität, und dergleichen.

Der lebhafte Gedanke ist ein Gedanke, der seinen Gegenstand deutlich und mit wenigen Zügen vorstellt. Er rührt den Verstand durch seine Klarheit, und rührt ihn plötzlich durch seine Kürze. Er ist wie ein Lichtstral. Wenn die Begriffe langsam und in einer langen Reihe von Zeichen herbey geführet werden, so kann keine augenblickliche Erschütterung statt finden. Wenn Fausta ausruft:

O Krispus! Konstantin! wie tönt ihr fürchterlich,
Sonst süße Namen! Itzt was bleibt mir übrig? —

so setzt sie nach einer Pause hinzu: Ich. Dieß ist ein Blitz. Eben so ist auch die berühmte Antwort des alten Horaz: Was sollte er thun gegen dreye? — Sterben.

Der starke Gedanke hat nicht so großen Glanz als der lebhafte, aber er drückt sich tiefer in das Gemüth: er zeichnet darinn den Gegenstand mit brennenden Farben; er gräbt ihn mit unauslöschlichen Schriften ein. Bossuet bewundert die Pyramiden der Könige in Egypten, diese Gebäude, die gemacht waren, der Zeit und dem Tode zu trotzen; und eine plötzlich zurückkehrende Empfindung läßt ihn bemerken, daß es Gräber sind. Klopstock betrachtet die wenigen Vortheile, die oft das siegende Heer im Kriege über das besiegte davon trägt, und sagt:

Ein Sandkorn mehr, jetzt in die Eine,
Dann in die andre Schale,
Ist Sieg voll Blut und Elend.

Diese Bilder lassen einen tiefen Eindruck in der Seele zurück.

Der kühne Gedanke hat Züge und Farben, die außerordentlich sind, die von der Regel abzuweichen scheinen. Der Schlaf drückt ihr die Augen zu, ist eine gewöhnliche Metapher; sie wird kühn, wenn man den Gedanken weiter ausführt, und mit den Shakespear sagt: Der Schlaf mit ledernen Flügeln und bleyernen Füßen kriecht über ihre Augenlieder. Eben dieser Dichter verwandelt die gewöhnliche metaphorische

phorische Redensart: ein Felsenherz zum Mitleiden bewegen, in diese kühnere: Mileiden aus ehernen Busen und Herzen von Kieselstein schlagen.

Was ein glänzender Gedanke ist, empfindet man deutlich genug. Sein Glanz kömmt mehrentheils von dem Zusammenstoß der Begriffe her. Haller sagt von einem heißen Quell in einem kalten Thale:

Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen:
Sein Wesen selbst ist Feur, und seine Wellen Flammen.

Ein reicher, ein körnichter Gedanke stellt nicht allein den Gegenstand vor, er stellt auch die Art vor, wie der Gegenstand da ist, er stellt auch andere benachbarte Gegenstände vor, um durch die Vereinigung der Begriffe einen desto stärkern Eindruck zu machen: Nimm deine Blitze Friederich. Das einzige Wort Blitze malt uns einen erzürnten Gott, der seinen Feind angreifen und ihn in Staub verwandeln wird. Uz sagt:

Den Sternen schwingest du
Dein brausendes Gefieder zu:

Hier

Hier giebt uns das Wort brausend nicht allein einen Begriff von dem Getöse und von der Schnelligkeit, sondern auch von der Grösse dieser Flügel, und folglich von der Grösse der Person, die sie schwingt.

Der feine Gedanke stellt nur einen Theil von dem Gegenstande vor, und läßt das übrige errathen: „Ein mathematischer Furier hatte die „hochzeitliche Tafel geordnet: ehe man sich setz„te, bewunderte man seinen Geschmack in einer „minutenlangen Stille, und faltete dabey die „Hände.“ Thümmel.

Ein vorgeladner Abt fragt einen klugen Alten:
Ihr kennt das ganze Recht, mich rügt ein Bösewicht:
Die Schriften bring' ich mit; gebt mir doch Unterricht:
Wie soll ich mich dabey verhalten?
Und wenn, versetzt der Greis, Ihr hundert Bündel brächtet,
So ist schon überhaupt der beste Rath für Euch:
Ist Eure Sache gut, so schreitet zum Vergleich;
Und ist sie schlimm, mein Herr, so rechtet.

Hagedorn.

Bisweilen stellt er einen Gegenstand durch den andern vor; derjenige, den man zeigen will, versteckt sich hinter dem andern. Ein Mann, dem Habe und Gut genommen ist, antwortet seinen Freunden, die ihn mit seinem guten Namen

men trösten: Was nützt ein guter Wind dem Schiffe, das Mast und Segel verloren hat?

Der naive Gedanke entspringt von selbst aus der Materie, und stellt sich dem Gemüthe ungesucht dar:

Mir Armen, den des Fiebers Kraft
Fast nöthigt in das Grab zu sinken,
Verbeut der Arzt den Rebensaft,
Und heißt mich Wasser trinken:
Ihr Götter, steht mir Armen bey!
Schafft, daß der Wein nicht tödtlich sey;
Wo nicht, so laßt, Gesundheit zu erwecken,
Das Wasser besser schmecken.

Gleim.

Ich liebe dich, dich kleinen Schmerlenbach!
Ich höre gern dein murmelndes Geschwätze,
Ich sehe gern den kleinen Wellen nach,
Wenn ich, ermüdet von der Jacht,
Mich auf dein weiches Ufer setze,
Ich schöpfe gern dein Naß
In mein kristallnes Glas,
Um meinen Gaumen zu erfrischen:
Es löscht den Durst auch leicht; allein
Mein lieber Bach, mit meinem Wein
Muß es sich nicht vermischen!

Gleim.

Es giebt Gedanken, die durch ihren Gegenstand bezeichnet werden. Man nennt sie edle, große, erhabne, anmuthige, traurige Gedanken, ꝛc. nachdem ihr Gegenstand edel, groß ꝛc. ist.

Es giebt noch eine andere Art von Gedanken, die diesen Namen vorzůglich fůhren, ohne durch eine besondere Eigenschaft bezeichnet zu werden. Es sind mehrentheils Betrachtungen des Verfassers selbst, die kůnstlich in seine Materie mit eingeflochten werden. Bisweilen ist es eine moralische, eine politische Wahrheit: *Nichts růhrt die Vǒlker so sehr, als die Gůte*; oder ein lebhaftes Bild: *Drey Krieger (die Horazier) trugen in ihrer Person die ganze Tapferkeit der Rǒmer.*

Mit allen diesen Arten der Gedanken stimmen eben so viel Arten der Ausdrůcke zusammen. So wie es natůrliche Gedanken giebt, und Gedanken, die mit Annehmlichkeiten geziert sind, eben so giebt es auch eigentliche Ausdrůcke, ohne eine vorzůgliche Annehmlichkeit, und uneigentliche oder entlehnte Ausdrůcke, die grǒßtentheils die Eigenschaft der Lebhaftigkeit, der Kůhnheit besitzen, um die gleichartigen Gedanken dadurch auszudrůcken: denn wenn der Ausdruck richtig seyn soll, so muß er mehrentheils mit dem Gedanken von gleichem Geschmacke seyn.

Ich sage mehrentheils, weil es geschehen kann, daß in dem Ausdrucke eine Eigenschaft liegt, die sich in dem Gedanken nicht befindet. Zum Exempel, der Ausdruck kann fein seyn, ohne daß es der Gedanke ist. Wenn Tellheim, in Lessings Lustspiele, zu seiner Minna von Barnhelm sagt: Ich sehe das Fräulein von Barnhelm, aber ich höre es nicht, so ist der Gedanke nicht fein, aber der Ausdruck ist es, weil er den Gedanken nur halb ausdrückt. Eben so kann der Ausdruck kühn seyn, ohne daß es der Gedanke ist, und der Gedanke kann es ohne den Ausdruck seyn: Dein Leben ist harmonisch, sagt der Redner; der kühne Dichter kleidet diesen Gedanken so ein:

. . Dein Leben tönt
Mehr Harmonien, als ein unsterblich Lied.

Klopstock.

Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit dem Edlen, und fast mit allen übrigen Eigenschaften.

Dieser Unterschied unter ihnen kömmt von der Verschiedenheit her, die sich in diesem Stükke zwischen den Regeln der Natur und den Regeln der Kunst befindet. Es wäre natürlicher, daß der Ausdruck mit dem Gedanken einerley

Eigen-

Eigenschaft behielte; allein die Kunst hat ihre Ursachen, es anders zu machen. Bisweilen giebt man durch die Stärke des Ausdrucks einem zu leichten Gedanken mehr Gewicht; bisweilen mildert man die Härte des einen durch die Gelindigkeit des andern. Ist eine Erzählung lang, so verkürzt man sie durch den Reichthum der Ausdrücke; ist ein Gegenstand geringe, so bedeckt man ihn, man kleidet ihn ein, damit er anständig erscheine. Eben so verhält es sich auch in den übrigen Fällen.

Die eigentlichen Ausdrücke sind Ausdrücke, die man in ihrer ursprünglichen und natürlichen Bedeutung gebraucht: wie wenn ich eine Pflanze Pflanze, einen Löwen Löwe nenne.

Die uneigentlichen oder entlehnten Ausdrücke sind Ausdrücke, die man in einem Verstande gebraucht, der ihnen fremde ist, und den man ihnen nur wegen einer Aehnlichkeit der Gegenstände leiht: wie wenn ich einen jungen Menschen eine junge Pflanze, einen tapfern Mann einen Löwen nenne.

Die wahre Eintheilung der Ausdrücke wäre also, wenn man sie in eigentliche und in uneigentliche eintheilte: und unter den letztern könnte man noch einen Unterschied unter denen machen,

die man aus Unwissenheit, oder aus Noth, oder der Anmuth wegen gebraucht.

So oft man zum Ausdrucke eines Gedankens nicht das eigentliche Wort gebraucht, so thut man es entweder aus Unwissenheit: dieß ist ein Fehler der Person, die ihre Sprache nicht versteht; oder aus Noth: dieß ist ein Fehler der Sprache, die dem Geiste nicht alle Worte liefert, die er nöthig hat; oder endlich aus Geschmack: weil man in dem uneigentlichen Worte eine Anmuth findet, die das eigentliche Wort nicht besitzt.

Die eigenthümliche Bedeutung der Wörter ist die vornehmste Quelle der Deutlichkeit; und wenn die Deutlichkeit die erste Schönheit der Rede ist, so muß die eigenthümliche Bedeutung als die schätzbarste Eigenschaft des Ausdrucks angesehen werden. Man müßte sich daher billig bey jedem wichtigen Worte, welches man schreibt, verweilen, es auf die Wage legen, untersuchen, ob es nicht zu viel oder zu wenig sagt; ob es von selbst oder durch die benachbarten Worte zu verstehen ist; und nicht vergessen, welchen Verstand man ihm einmal gegeben hat, damit man es allezeit in eben derselben Bedeutung gebrauche, wenigstens bey einer gleichen Materie.

Die

Die entlehnten Ausdrücke, wenn sie mit Wahl und Geschmack entlehnt werden, geben der Rede Glanz und Zierde: man nennt sie Tropen.

Dieses Wort bedeutet überhaupt Veränderung, Umkehr, Versetzung; und wenn es den Wörtern beygelegt wird, so bedeutet es eine Veränderung der Bedeutung.

III. Kapitel.

Von den Tropen.

Die vornehmsten Tropen sind die Metapher, die Metonymie, die Synekdoche, die Ironie, die Hyperbel.

Das Wort Metapher oder Gleichnißwort, bedeutet, daß ein Ausdruck aus seiner eigenthümlichen und gewöhnlichen Bedeutung in eine andre versetzt worden ist, die ihm nicht eigenthümlich ist, so daß daraus eine gewisse Anmuth entspringt: wie wenn man sagt, von Zorn entbrannt, Ehre einärnten, lachende Wiesen, schwarze Sorgen: alles Ausdrücke, die eine versteckte Vergleichung enthalten, und daher einen Begriff mehr geben, und folglich gefallen.

Wenn die Metapher weiter geht und mehrere Worte in sich faßt, so nennt man sie Allegorie oder Gleichnißrede: Diese junge Pflanze, ge-

tränket mit dem Thaue des Himmels, wartete nicht lange die herrlichsten Früchte zu tragen. Man nehme die Figur hinweg: Diese junge Prinzessinn, begnadiget mit dem Segen des Himmels, wartete nicht lange tugendhafte Handlungen zu verichten.

Alle Dichter, alle Redner, und selbst die Geschichtschreiber, wenn sie Feuer und Einbildungskraft besitzen, sind voll von Metaphern.

Man muß hiebey die ausschweifende Kühnheit auf der einen Seite, und auf der andern das Niedrige vermeiden. Von dem Apollo zu sagen: Er zog den Marsyas aus der Scheide seiner Glieder heraus, das hieße die Gränzen der Freyheit überschreiten; und wenn man von der Sündflut sagen wollte, Gott habe seinem Ebenbilde damals den Kopf brav gewaschen, so würde man ins Niedrige verfallen.

Die Metonymie setzt 1. den Urheber der Sache für die Sache selbst: man sagt Mars, anstatt der Krieg; die Musen, anstatt die schönen Künste. 2. Die Ursache für die Wirkung: man sagt von einem Helden in der Schlacht: Der Tod ist in seinen Händen. 3. Bezeichnet sie den Tugendhaften oder Lasterhaften mit dem Namen der Tugend oder des Lasters selbst; die königliche Herrschaft mit dem Namen der Krone, des Zepters.

4. Nimmt

4. Nimmt sie das Enthaltende für das Enthaltene: *Er trank den tödtlichen Becher.*

Die Synekdoche nimmt einen Theil für das Ganze, die Reben für den Weinstock: *Du gährend Mark der milden Reben.* 2. Sie nimmt das Ganze für einen Theil: *Das Volk des stolzen Donaustroms.* 3. Die Materie, woraus die Sache gemacht ist, für die Sache selbst: *Sein Arm, bewehrt mit Stal.*

Die Ironie gebraucht man, wenn man gerade das Gegentheil von dem sagt, was man denkt, um sich auf Unkosten desjenigen zu belustigen, den man hintergeht:

Wie herrlich werd' ich einst verwesen,
Wann Leute nur mein Ende lesen,
Bey den Erschlagnen oben an! rc.

Haller.

Weil dergleichen Ausdrücke in ihrem eigentlichen Verstande einen wahren Sinn haben, obgleich einen falschen in der Meynung dessen, der da redet, so muß man einen Schlüssel zu dem verblühmten Sinne geben. Dieser Schlüssel ist ein Wort, das man in der Geschwindigkeit dazwischen schiebt: *in der That, fürwahr, wahrhaftig!* oder eine Geberde, oder der Ton der Stimme, wenn man die Ironie ausspricht.

Die Hyperbel ist darinn mit der Ironie verwandt, daß sie den Sachen, wovon man redet, einige Grade mehr oder weniger giebt, als sie in der Natur haben. Ein Schwertstreich wird vermittelst dieser Figur zu einem Nadelstiche, und ein Nadelstich zu einer tödtlichen Wunde.

Es wäre leicht diese Ausführung viel weiter zu treiben. Alle Sprachlehrer des Alterthums und alle Lehrer der Rhetorik haben ein Vergnügen daran gefunden, sich über diese Materie auszubreiten. Man kann die Tropen des Dümarsais zu Rathe ziehn.

Die Ausdrücke, sowohl die eigentlichen als die entlehnten, haben einen ganz verschiedenen Rang unter einander. Man hat gesagt, der Mensch sey das Maß von allen Dingen. Dieses ist nirgends so wahr, als in der Sprache. Eben so wie es unter uns einen Adel und ein gemeines Volk giebt, wovon der erste gemacht ist, gezeigt zu werden, sich Achtung zu erwerben, die Ehrenbezeugungen derer einzuärnten, denen er gleichsam zur Schau aufgestellt wird; das andere hingegen zu allen Zeiten und ohne Umstände zu den geringsten Diensten gebraucht wird: eben so giebt es auch Redensarten, Wörter, Wendungen, wovon einige bestimmt sind in den erhabenern Gattungen zu erscheinen, in den Lob-

reden,

reden, in der hohen Poesie: man nennt sie edle Ausdrücke; und andre, die sich niemals ein Ansehen erworben haben, sind verdammt, so nachdrücklich sie auch sind, in der Niedrigkeit zu bleiben: man nennt sie niedrige Ausdrücke, gemeine Redensarten. Zwischen diesen beiden Graden ist ein Mittel, welches eine gewisse Anzahl Redensarten und Wörter enthält, die etwas von den beiden äußersten Gränzen an sich haben: diese machen die Masse, die Unterlage, den Grund aller Reden aus, von welchem Grade sie auch seyn mögen. Streut man von Zeit zu Zeit edle Wörter und Redensarten mit ein, so wird die mittlere Rede veredelt. Läßt man sich hingegen niedrige Wörter, unedle Redensarten entfallen, so wird die Mittelgattung selbst heruntergesetzt. Durch eine einzige gemeine Redensart kann man eine ganze Seite verderben; bisweilen durch ein einziges Wort. Doch Lehren und Erinnerungen hierüber nützen weder denen, die die Werkzeuge der Empfindung haben, noch denen, die sie nicht haben. Wir wollen hier nur eine Anmerkung über die Art und Weise machen, wie man es zuweilen anfängt, jungen Lehrlingen der Wohlredenheit den Geschmack zu bilden.

Man legt ihnen solche Stellen aus den Autoren vor, die stark hervorstechen. Man heftet ihre Aufmerksamkeit auf die glänzenden Gedanken. Man giebt ihnen dasjenige zu bemerken, was man Züge nennt. Diese Methode hat Unbequemlichkeiten: sie bringt den Geist aus der Bahn des guten Geschmacks. In einem guten Autor muß alles bemerkt werden, und die Stellen, die am wenigsten merkwürdig zu seyn scheinen, sind gerade die, wobey sich die Lehrer am wenigsten verweilen sollten. Hier ist bisweilen der Ort, wo der Faden des ganzen Werkes zusammen geknüpft ist; woher die Schönheiten ihren Grund und Ursprung haben; wodurch sie vorbereitet, wodurch sie erhoben werden. Ein Geist, der mit nichts als Gegensätzen und Gleichnißwörtern genährt worden ist, muß sich nothwendig in Verlegenheit befinden, wenn man gesunde Vernunft von ihm verlangt. Und die gesunde Vernunft ist gleichwohl das einzige, was den Menschen und den Werken der Menschen einigen Werth giebt. Was würde man wohl von einem Manne sagen, der ein Gebäude nur nach dem Schnitzwerke und nach den Fensterrahmen beurtheilete, und auf die Vertheilung der Hauptstücke und die Anlage des Ganzen gar nicht Acht gäbe?

In allen guten Schriftstellern findet man ein zusammenhangendes Gewebe natürlicher Gedanken, die aus der gesunden Vernunft und aus dem Innersten des Stoffes hergenommen sind; dieses ist die Grundlage aller Ausarbeitungen:

Scribendi recte *ſapere* eſt & principium & fons.

Auf diesen einförmigen Grund streuen sie Bluhmen der Wohlredenheit aus, ich will sagen, Züge und Ausdrücke, die sich besonders unterscheiden sollen. Ihr Geist ist fruchtbar an solchen Gedanken, die mit allen Arten der Anmuth bekleidet erscheinen. Allein obgleich ein heimliches Wohlgefallen sie reizet, alle diese Reichthümer in das Gewebe des Werkes aufzunehmen, so hält sie doch Ueberlegung und guter Geschmack davon ab, aus Furcht es möchten übel angebrachte Zierathen seyn. Sie nehmen nichts auf, was nicht die Farbe der Materie annimmt, und mit den übrigen Stücken ein Ganzes ausmacht.

Nachdem wir die Arten und Eigenschaften der Gedanken und der Ausdrücke bemerkt, und die Wahl angezeigt haben, die man, nach Beschaffenheit der Umstände, dabey anstellen kann: so müssen wir nunmehr von der Anordnung und Verbindung handeln, die man unter ihnen zu machen hat.

Die Anordnung, die man unter den Ausdrücken und Gedanken macht, kann nur zweyerley zum Gegenstande haben: entweder ihnen mehr Anmuth, oder mehr Stärke zu geben. Denn die Anordnung, welche die bloße Deutlichkeit hervorbringt, ist mehr logikalisch und grammatikalisch, als oratorisch.

Die Natur hat mit allem, was ungezwungen bewerkstelliget wird, eine gewisse Anmuth verbunden: und da die Stärke das Vorrecht hat, alles ohne Mühe zu verrichten, so findet man selten, daß Anmuth und Stärke getrennt sind. Der starke Ringer ist Herr von seinen Bewegungen, er weiß ihnen Zeit und Maß zu geben, er weiß ihre Richtung zu bestimmen. Man betrachte alles was jung ist: es ist mit Anmuth bekleidet, darum, weil es Kräfte hat. Eben so verhält es sich mit den Gliedern eines Heeres: die Ordnung vermehrt ihre Stärke, und macht zugleich ein angenehmes Schauspiel.

Von diesen Beyspielen läßt sich die Anwendung ganz natürlich auf die Rede machen. Indem die Ordnung in den Worten die Begriffe verbinden und zusammen drängen hilft, so giebt sie ihnen auch mehr Feuer und Stärke. Zweytens, da diese Verbindung sich durch die Uebereinstimmung und den Zusammenklang der Töne, wor-

woraus die Wörter bestehn, dem Ohre sowohl als dem Geiste zu empfinden giebt: so entspringt daraus der Reiz der so genannten Harmonie.

Die Anordnung der Worte und der Gedanken, in Absicht auf diese beiden Wirkungen betrachtet, begreift alle Arten rhetorischer Figuren unter sich, und zugleich alle Verbindungen, durch welche Harmonie und Numerus hervorgebracht wird.

IV. Kapitel.

Anordnung und Stellung, welche die Figuren hervorbringt.

Figuren der Worte.

Man versteht durch das Wort Figur, in Sachen der Wohlredenheit, eine gewisse symmetrische Anordnung der Theile einer oratorischen Redensart, oder auch vieler Redensarten unter einander; eine Anordnung, welche den Figuren gleicht, die aus der Stellung einiger Linien entstehen, woraus man Dreyecke, Vierecke und dergleichen macht.

Die Figuren sind in einer Rede, was die Stellungen in der Malerkunst und Bildhauerkunst sind. Und eben so wie ein Mensch stehen, sitzen, liegen, sich in einer Stellung befinden kann, die

Wirksamkeit, Leidenschaft, Unempfindlichkeit rc. anzeigt: eben so ist es auch mit den Gedanken und mit den Ausdrücken beschaffen; man giebt ihnen gewisse Stellungen, die bey uns den Namen oratorischer Wendungen, und bey den Lateinern den Namen der Figuren erhalten haben.

In diesem Kapitel reden wir bloß von den Figuren der Worte.

Es giebt einige, die mehr grammatikalisch, als oratorisch sind, und dennoch in der Rede eine gute Wirkung thun.

Die Ellipsis unterdrückt aus Geschmack, Wörter, die der grammatikalische Sinn erfodert hätte:

Genug, o Jüngling! länger nicht!
Genug der Lieb' und Ruh!

Weißens Amazonenlieder.

Der Grammatiker hätte gesagt: länger nicht gesäumt! Genug der Lieb' und Ruh gepflegt!

Der Pleonasmus setzt aus Geschmack hinzu, was die Grammatik als überflüßig wegwirft:

Itzt steigt er auf zu dir, zu dir, dem er gehöret,
Du, der Erlösten Gott! zu dir!

Weiße, im Krispus.

Zum Verstande wäre es hinlänglich gewesen, nur Einmal zu sagen: Itzt steigt er auf zu dir.

Das

Das Hyperbaton verkehrt die gewöhnliche Wortfügung. Anstatt zu sagen: Großmuth, die dem Feinde selbst sein Recht erweiset, sagt der Poet:

— Großmuth, die sein Recht dem Feinde selbst erweiset,
Ebend.

Die Syllepsis bringt das Wort mehr mit dem Hauptbegriffe in Uebereinstimmung, als mit dem Worte, worauf es sich bezieht:

— — Du siehst ein Weib, die von dem Krispus glühet,
Die zur Vertrauten mich von ihrer Schande macht,
Die dich betrogen hat.
Ebend.

Die, ihrer bezieht sich auf den Hauptbegriff des Geschlechts, und nicht auf das vorhergehende Worte.

Diese vier Figuren gehören, wie man sieht, mehr zur Grammatik, als zur Redekunst. Die Figuren der Worte, die bloß rednerisch sind, ändern in den Regeln der Grammatik nichts. Ihre Absicht ist dem Lauf der Rede mehr Hurtigkeit oder ihrem Gange mehr Festigkeit zu geben.

Einige werden durch einen Zusatz gemacht, wenn man mit einer Redensart viele Wörter verbin-

verbindet, deren sie entbehren konnte. Dahin gehört:

Die Wiederholung: das Wort selbst trägt seine Erklärung bey sich:

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir.

Die Wiederholung des Bindeworts und scheinet hier die Gegenstände zu vervielfältigen. Bisweilen steht das wiederholte Wort an der Spitze unterschiedener Redensarten, die alle nach der Reihe einerley Anführer folgen:

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond' uns leuchtet,
Du giebst den Winden Flügel zu;
Du leihst der Nacht den Thau, womit sie uns befeuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.
Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt 2c.

Bisweilen ist es ein wiederholter Ausruf: O Zeiten! o Sitten! Bisweilen ist es ein Name: Postumus! Postumus!

Die

Die Konversion macht es ein wenig anders, als die Wiederholung; sie endigt die verschiedenen Glieder der Periode mit einem gleichen Schlußfall: „Ihr habt drey große Kriegesheere verloren: Antonius hat sie zu Grunde gerichtet. Ihr beklagt den Verlust der grössesten Männer im Staat: Antonius hat sie euch entrissen. Das Ansehn des Senats ist gefallen: Antonius hat es zu Boden gestürzt.“

Bisweilen verbindet man diese beiden Figuren, woraus eine dritte entsteht, die man Komplexion nennt: „Wer hat die Bündnisse gebrochen? Karthago. Wer hat Italien verheert? Karthago. Wer hat uns in die äußerste Gefahr gestürzt? Karthago: und Karthago bittet um Verzeihung?“

Die Gradation oder Steigerung ordnet die Worte nach dem Grade ihrer Stärke oder Schwäche; entweder im Heraufsteigen, er geht, er läuft, er fliegt; oder im Herabsteigen, wenn man nach erhabenen Gedanken entgegengesetzte gebraucht, welches nicht leicht anderswo, als nur bey scherzhaften Materien statt findet:

Schon stieg zum zweytenmal die Sonn' aus blauen Wellen,
Die Hütt' und den Palast gleichsgnädig zu erhellen.

Sie

Sie streute Freud' und Tag auf die glorreiche Bahn,
Und nach und nach zog sich das Kammermädchen an;
Die Pagen fuhren schon in ihre Silberkleider;
Die Lerche sang im Feld' und in der Stadt der Schneider;
Schon stand der Grenadier und wichste seinen Bart:
Und alles fühlte schon des Morgens Gegenwart.

Zachariä, im Schnupftuch, einem komischen Heldeng.

Die Regression läßt die Worte wieder zurückkehren, und zwar in einem etwas verschiedenen Sinne: Wir leben nicht, um zu essen und zu trinken; sondern wir essen und trinken, um zu leben. Und Haller:

Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren:
Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.

Indessen scheint es, als ob die Anordnung der Worte in dieser Rückkehr und in der Steigerung mehr von dem Gedanken als von den Ausdrükken abhienge. Allein in diesem Stücke, so wie in vielen andern, darf die Kunst nicht hoffen, dasjenige rein von einander abzuscheiden, was die Natur vereiniget hat.

Die Figuren der Worte, die durch die Wegwerfung entstehn, sind:

Die Disjunktion, welche die Verbindungswörter wegnimmt, die Rede desto lebhafter und hurtiger

hurtiger zu machen: „Und was hast du gegen „mein System einzuwenden? fragte Hippias. „Daß es mich nicht überzeugt, erwiederte Aga„thon. — Und warum nicht? — Weil meine „Erfahrung und Empfindung deinen Schlüssen „widerspricht. — Ich möchte wohl wissen, was „dieß für Erfahrungen und Empfindungen sind, „die demjenigen widersprechen, was alle Welt „erfährt und empfindet? — Du würdest mir „beweisen, daß es Schimären sind. — Und wenn „ich es bewiesen hätte? — So würdest du es „nur dir bewiesen haben; du würdest nichts da„mit beweisen, als daß du nicht Kallias (Aga„thon) bist. — Aber die Frage ist, ob Hip„pias oder Kallias richtig denkt. — Wer soll „Richter seyn? — Das ganze menschliche Ge„schlecht. — Was würde das wider mich be„weisen? — Sehr viel. Wenn zehen Millio„nen Menschen urtheilen, daß zween oder drey „aus ihrem Mittel Narren sind, so sind sie es: „dieß ist unläugbar. — Aber wie, wenn die „zehen Millionen, deren Ausspruch dir so ent„scheidend vorkömmt, zehen Millionen Thoren „wären, und die drey wären klug? — Wie „müßte dieß zugehen? — Können nicht die ze„hen Millionen die Pest haben, und Sokrates „allein gesund bleiben?“ Wielands Agathon.

Wo hätte diese Erzählung ein Ende finden sollen, wenn man hätte sagen müssen: Hippias antwortete, Agathon erwiederte? ꝛc.

Die Adjunktion wird gebraucht; wenn man verschiedenen Nennwörtern nur ein einziges Zeitwort, statt verschiedener, zugesellt: Oben trägt die Eiche Eicheln, in der Mitte Bienen.

Ein Schiff, das Beute, Mast, und Bahn verlieret.
Kleist.

Es giebt noch eine dritte Gattung von Figuren der Worte bey den Griechen und Lateinern, welche in der Symmetrie der Schlußfälle und Endungen besteht: allein wir Neuern gebrauchen sie wenig, wegen der Aehnlichkeit, die sie mit unsern Versen haben würden, wovon eines der merklichsten Unterscheidungszeichen der Reim ist.

V. Kapitel.

Figuren der Gedanken.

Man theilt die Figuren der Gedanken in solche, die die Aufmerksamkeit reizen, und in andere, die vorzüglich das Herz rühren. Ich sage vorzüglich, weil man, um das Herz zu rühren, seinen Weg durch den Verstand nehmen,

und um den Verstand zu reizen, das Herz gewinnen muß. Wir haben es schon vorhin gesagt: diese beiden Wirkungen sind, nach aller Strenge genommen, eben so unzertrennlich, als die beiden Seelenkräfte sind, die sie hervorbringen.

Reizende Figuren.

Die Subjektion ist eine Figur, wodurch man seinen Gegner oder seinen Zuhörer fragt, und es zugleich auf sich nimmt, die Frage für ihn zu beantworten. Die Frage setzt den Geist in Bewegung, man will die Antwort suchen; zum wenigsten macht man sich ein Vergnügen daraus, sie vorherzusehen. Der königliche Verfasser der Lobrede auf den Prinzen Heinrich von Preußen gebraucht diese Wendung mit vieler Anmuth und Würde: „Was macht die Stärke der „Staaten aus? Sind es weit ausgedehnete „Gränzen? die allemal Vertheidiger nöthig ha„ben. Sind es durch Fleiß und Handel aufge„häufte Reichthümer? die nicht anders nützlich „werden, als durch ihren guten Gebrauch. Ist „es ein zahlreiches Volk? welches sich selbst un„ter einander zerstören würde, wenn es nicht „gute Anführer hätte. Nein, meine Herren: „die Stärke der Staaten besteht in großen Män-

„nern, welche die Natur von Zeit zu Zeit in ih-
„nen hervorbringt.“

Die Anteokkupation kömmt dem Einwurfe zuvor, um ihn zum voraus zu widerlegen. Dieß ist eine geschickte Wendung, die Gründe, die man uns entgegen setzen kann, zu zernichten oder wenigstens zu schwächen. Sie gewinnen niemals viel, wenn sie derjenige anführt, dem sie Schaden thun. Ueberdem nimmt man ihnen das Verdienst und die Wirkung der Neuheit; und durch die Miene der Zuversicht, die man annimmt, indem man sie hervorbringt, bewegt man die Richter zu glauben, sie hätten nicht viel auf sich. Man konnte dem Boileau seinen Geschmack an der Satire, und die Art vorwerfen, wie er mit dem Chapelain umgegangen war:
„Es ist nicht recht, wird jemand sagen, daß
„er die Leute mit Namen nennt. Den Chape-
„lain anzugreifen. Ach! den braven Mann, der
„vom Balzac an so viel hundert Stellen gelobt
„wird. Freylich, wenn er mir hätte folgen wol-
„len, so hätte er keine Verse machen müssen,
„er quält sich todt mit Reimen. Warum schreibt
„er nicht in Prose? So sagt man. — Und sage
„ich denn etwas anders? Habe ich beym Tadel
„seiner Schriften mit grausamer Feder ein ge-
„fährliches Gift auf sein Leben gespritzt? Mei-
„ne

„ne Muse, glimpflich und behutsam in ihren „Kriegen, weiß den Poeten von dem ehrlichen „Manne zu unterscheiden.“

Die Kompensation läßt zwey Sachen oder zwey Personen neben einander auftreten. Dieses ist eine angenehme Beschäfftigung für den Geist, der von der einen zur andern hingeht und wiederkömmt, der die Züge vergleicht, sie zählt, und beständig von dem Unterschiede und der Aehnlichkeit urtheilt:

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;
Du trittst auf Fußtapeten, ich tret' auf sanftes Gras;
Dich tränken theure Weine, mich tränkt ein wohlfeil Naß;
Du wohnst in bangen Mauren, ich wohn' auf freyer Flur!
Dir malt die Kunst den Frühling, mir malt ihn die Natur:
Du bist oft siech für Wollust, ich bleibe stets gesund;
Dich schützt für Geld ein Schweizer, mich schützt mein treuer Hund;
Du schlummerst ein bey Saiten, ich bey dem Wasserfall;
Du hörst Kastrat und Geiger, ich Lerch' und Nachtigall;

Dich sieht der heiße Mittag, mich sieht der Morgen wach;
Dein Mädchen glänzt von Schminke, mein Mädchen glänzt vom Bach.

Ewald.

Zu dieser Figur rechnet man die Parallel, welche nichts anders ist, als eine Vergleichung zweyer merkwürdiger Leute. Wir haben ein berühmtes Exempel davon an Bruyerens Parallel des Corneille und Racine, die wir im zweyten Bande angeführet haben *). Dergleichen Figuren sind in einem Werke aufgehängten Gemälden gleich; sie fallen allen Lesern in die Augen: woraus man schließen kann, daß man sie mäßig gebrauchen müsse.

Die Suspension oder Sustentation ist eine Figur, die den grössesten Reiz für die Zuhörer besitzt. Sie wird gemacht, wenn man, nach einer Rede von einiger Länge, die etwas wichtiges zu versprechen schien, einen ganz andern Gegenstand sehen läßt, als man erwartet hatte. „Eine Kaiserinn war von einem Juwelier betro„gen worden, und wollte sich an ihm auf die „nachdrücklichste Weise rächen. Sie wandte „sich deßhalb an ihren Gemahl, und stellte ihm „die Verwegenheit und Bosheit des treulosen „Kauf-

*) Pag. 347. 348.

„Kaufmanns auf das ärgste vor: es wäre nichts „geringeres, meynte sie, als ein Laster der beleidigten Majestät. Es ist billig, daß ich deine Ehre räche, sagte der Kaiser: er soll gestraft „werden, wie es sein Verbrechen verdient. — „Man werfe ihn den Thieren vor. — Der „Tag des Gerichts erscheint, die Prinzessinn rüstet sich ihre Rache zu befriedigen; der ganze „Hof, die ganze Stadt nimmt Theil an ihren „Gesinnungen. Der Unglückselige erscheint auf „dem Platze; er zittert, er ist außer sich, er will „vor Angst vergehn. Was für ein Ungeheuer „wird man auf ihn loslassen? Wird es ein Löwe, ein Bär, ein wütender Tieger seyn? Es „ist ein Ziegenböckchen. Der Betrieger ward „wieder betrogen."

In Lessings Komödie, der Schatz, findet man einige Exempel von dieser Art der Ueberraschung, die ungemein komisch sind.

Jedermann kennt das *Quos ego* des Virgils. Diese Figur nennt man Interruption oder Abbrechung.

Man verwechselt die Abbrechung oft mit der Verschweigung: allein diese letztere macht man, wenn man eine Sache sagt, indem man versichert, daß man sich wohl hüten werde, sie zu sagen: „Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich hier eine

„tragische Scene öffne; daß ich diesen großen „Mann darstelle, wie er ausgestreckt liegt auf „seinen eigenen Trophäen; daß ich ihn enthülle, „diesen blassen und blutigen Leichnam, bey wel„chem noch der Donner dampfet, der ihn traf ꝛc.

Flechier.

Bisweilen geschieht es, daß sich der Redner selbst plötzlich tadelt, als ob er etwas bessers oder etwas anders sagen wollte, als was er gesagt hat: „Allein was rede ich? kann dich „wohl das geringste beugen? kannst du jemals „dein Leben ändern? kannst du wohl auf die „Flucht gedenken? kannst du dich selbst frey„willig verbannen?“ So spricht Cicero zum Katalina: dieses nennt man Korrektion oder Verbesserung.

Die Apostrophe macht man, nicht, wenn man die Rede an jemand richtet, sondern, wenn man sie von denen abwendet, an die man sie anfangs gerichtet hatte, um sie an andere zu richten:

Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen;
Irr' um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüten,
Und reiß dein murrend Heer
Zum Ganges hin! ꝛc.

Uz.

Man macht Anreden an lebende, an todte, an gegenwärtige, an abwesende, an leblose Dinge:

Ihr

Ihr heiligen Gewölber sehet,
Wie die Prophetinn fruchtlos flehet:
Und stürzet nicht aus eurer Höh?
Minerva eilst du nicht mit Blitzen
Des Tempels Heiligkeit zu schützen?

In dem Dialogismus unterhält man sich entweder mit sich selber: „Ich bin also überwun„den?“ ruft Juno aus, „ich bin gezwungen „meine Unternehmung fahren zu lassen; dieser „König der Teukrier ist mir zu mächtig?“ u. s. w. alsdann ist es ein Selbstgespräch; oder mit einer andern Person: alsdann ist es ein Gespräch: „Wozu sollen diese Elephanten, diese Waffen, „dieses Kriegesgeräth, alle diese Schiffe, die „das Ufer zu verlassen fertig stehn? sagte zum „Könige Pyrrhus, sein kluger Vertrauter, ein „sehr gescheuter Rath eines sehr unweisen Kö„niges. Ich gehe nach Rom, antwortete der „Prinz, nach Rom, wohin die Ehre mich „ruft. — Was willst du dort machen? — Es „belagern. — Die Unternehmung ist vortreff„lich, und schickt sich nur für einen Alexander „oder für dich. Aber wann Rom eingenom„men ist, Herr, wohin ziehen wir dann? — „Die übrigen Lateiner sind sehr leicht zu über„winden, dieser Sieg ist uns gewiß. — Ist „es das alles? — Von da streckt uns Sicilien

„die Arme entgegen; und wie lange wird es „währen, so hat Syrakus unsre Flotte in sei„nem Hafen. — Beschließest du hiemit deine „Züge? — So bald wir dieses eingenommen „haben, so bedarf es nur Einen guten Wind, „so ist Karthago erobert; die Wege sind unver„sperrt, wer kann uns aufhalten? — Ich ver„stehe dich, Herr: wir machen Anstalt alles „zu bezwingen. Wir ziehen durch die Wüste „Lybiens, unterwerfen uns im Vorbeygehen „Egypten und Arabien, eilen von da zum Gan„ges in unbekannte Länder, setzen den Scythen „am Tanais in Angst, und machen diese weite „Halbkugel unserer Herrschaft unterthan. Aber „wann wir nun zurück kommen, was willst du „dann thun? — Alsdann, mein lieber Cyneas, „können wir siegreich und zufrieden nach unserm „Gefallen lustig seyn und lachen. — Ey, Herr, „wer wehrt es dir, heute an diesem Tage, ohne „einen Fuß aus Epirus zu setzen, vom Mor„gen an bis auf den Abend zu lachen, so viel „dir beliebt?“ Boileau, in dem Briefe an den König.

Willamovs dialogische Fabeln sind Beyspiele von dieser Figur:

Nun? wie befindt man sich? — Schlecht, mein Herr
Dokter, schlecht!
Ich bin so matt, ich kann mich fast nicht rühren. —
Die Korsen werden triumphiren,
Wenn England ihnen hilft — Mein Schlaf ist auch
nicht recht. —
Der alte Paoli ist doch ein Eisenfresser! —
Vorgestern war mir ungleich besser,
Als heute. — Genua hat mehr mit ihm zu thun,
Als mit dem Theodor. — Könnt' ich nur etwas ruhn,
Das würde mehr als Arzeney mich stärken. —
Noch eins! es läßt sich England merken,
Daß es mit Portugall gemeinschaftliche Sache,
Den Spaniern zuwider, mache. —
Gut, mein Herr Dokter, gut!
Allein, was sagen Sie = = = Wer weiß, was Frank-
reich thut? —
Allein was sagen Sie zu meinem Fieber denn? —
Ach! damit hat's nicht Noth. Auch mit Subsidien
Kann Frankreich schon dem Span'schen Hofe die-
nen. —
Allein, ich sehe nicht, was mir dieß nützen soll. —
Nur gutes Muths! was gilts, es bessert sich mit
Ihnen?
Doch meine Zeit ist kurz. Mein Herr, Sie leben
wohl!

Die Prosopopeïa eröffnet die Gräber, er-
weckt die Todten, läßt den Himmel, die Erde,
alle Wesen, wahre, abgezogene, eingebildete
Wesen

Wesen reden. Diese Figur ist eine von den glänzendsten Zierathen der Beredsamkeit.

Einst, als ich eine Nacht, wie Aerntetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wann öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen,
Und, Unholdinnen gleich, die Sorgen mit uns wachen,
Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Trost verwarf,
Und sprach mit einem Ton, den es nicht tadeln darf;
Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergället:
Du siehst die Dinge schwarz, gebrochen und verstellet.
Mach' deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit. rc.

Haller.

Die Hypotyposis, welches im Deutschen eben so viel sagen will als Bild, Gemälde, sichtbare Erzählung, Beschreibung, schildert die äußerliche Gestalt:

Wie göttlich scheint ihm diese! (die Tugend) . . .
Schön ist in allen seinen Zügen
Ihr bräunlich Angesicht, wo, wie auf glatter Flut
Der Sonne Bild, das reinste aller Vergnügen,
Vergnügen an sich selbst und innrer Friede ruht.
Durch ihre Wangen scheint ein unbeflecktes Blut;
Ihr offnes Auge, voll von sicherm Selbstvertrauen,
Erlaubt bis auf den Grund von ihrer Seele zu schauen.

Still-

Stillwürkende Güte, die minder spricht, als thut,
Und Redlichkeit, und unbezwingbarer Muth
Malt sich darinn, und flößt ein ehrfurchtvolles Grauen
Mit Liebe gemischt, dem, der sie ansieht, ein;
Man liebt sie, und wünscht zu verdienen, von ihr geliebt zu seyn.

Wieland.

Man nennt dieses Gemälde auch zuweilen Prosopographie.

Wenn die Hypotyposis die Sitten schildert, alsdann heißt sie Ethopeïa oder Sittengemälde:

Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr werth,
Ruft Roms geweihter Geist, und stürzt sich in sein Schwert.
Nie hat den festen Sinn das Ansehn großer Bürger,
Der Glanz von theurem Erzt, der Dolch erkaufter Würger,
Von seines Landes Wohl, vom bessern Theil, getrannt;
In ihm hat Rom gelebt, er war das Vaterland.
Sein Sinn war ohne Lust, sein Herz war sonder Schrecken,
Sein Leben ohne Schuld, sein Nachruhm ohne Flecken;
In ihm verneute sich der alte Heldenmuth,
Der alles für sein Land, nichts für sich selber thut;

Ihn

Ihn daurte nie die Wahl, wann Recht und Glücke kriegten;
Den Cäsar schützt das Glück, und Kato die Besiegten.

Haller.

Die Hypotyposis malt die Geschichte:

Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus offenen ehernen Rachen,
Und donnern, und werfen mit Keilen umher: zerrissene Menschen
Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue Finsterniß. — Siehe
Den blühenden Jüngling! Er lehnt sein Haupt an seinen Gefährten,
Und hält das strömende Blut und seine fliehende Seele
Noch auf, und hoffet die Braut noch wiederzusehen, und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu ärnten:
Ein Schwert zerspaltet ihn itzt. — —

Kleist.

Sie malt den Ort, und heißt alsdann Topographie: „Ein Zimmer öffnete sich, welches „dem Tempel des wollüstigen Schlafes ähnlich „sah. Eine Menge großer Bluhmentöpfe von „zierlichen Formen düfteten die lieblichsten Ge-

„rüche

„rüche aus; und verschiedene Wachslichter, von „grünen und rosenfarbenen Schirmen verborgen, „machten eine Art von Dämmerung, welche die „Augen zum sanften Entschlummern einlud. Ge„malte Tapeten, von der Hand eines Meisters, „stellten Griechische Bilder des schönsten Schla„fes vor: hier den schönen Endymion, vom „Silberglanz der zärtlich auf ihn herabschauen„den Luna beleuchtet; .. dort Amorn, auf dem „Schooß einer Grazie schlummernd. Der Alte „lag bereits auf einem Ruhebette von nelken„farbnem Atlas ꝛc.

Wieland, im goldnen Spiegel.

Die Vergleichung besteht darinn, zwo Sachen neben einander zu stellen, die sich auf einer oder auf mehreren Seiten ähnlich sind.

O! möcht' ich so wie ihr, geliebte Bienen, seyn:
Am innern Geiste groß, obwohl von Körper klein;
Möcht' ich, so schnell wie ihr, so glücklich im Bemühen,
Der Wissenschaften Feld, so weit es ist, durchziehen;
So stark durch Aemsigkeit, als fähig durch Natur,
Von Kunst zu Künsten gehn, wie ihr von Flur auf Flur;
Bemüht, den treuen Freund durch Nutzen zu ergötzen,
Bereit, dem kühnen Feind den Angel anzusetzen;
Wie sehnlich wünscht mein Herz, daß meine Melodey
An Kunst und Ordnung reich, wie eure Zellen sey,

Und mein gelindes Lied, wie euer Honig, fließe,
So nahrhaft für den Geist, wie für die Sinne süße!

Götz.

Die Antithese oder der Gegensatz, setzt die Worte den Worten, die Gedanken den Gedanken entgegen:

Weiß unterm blanken Nord, schwarz unterm braunen Süden;
Dort grimmig: ihr Getränk in warmes Menschenblut;
Hier gütig: etwas Gold versöhnet ihre Wut.

Haller.

„Der halbe Weg vom Nichts zur Gottheit!...
„Ein hülfloser Unsterblicher! Ein unendliches
„Insekt! Ein Wurm! ein Gott!... O! was
„für ein Wunderwerk für den Menschen ist der
„Mensch!... Eines Engels Arm kann mich dem
„Grabe nicht entreißen, Legionen Engel können
„mich nicht darinn verschließen.“ Young.

Rührende Figuren.

Die vornehmsten Figuren, die man gebraucht, um an das Herz zu gehen, sind:

Die Ausrufung, die in Bezeugungen ausbricht: o mein Sohn! o meine Freude! o du Ehre meiner Tage!

Das Bekenntniß, welches das Vergehen bekennt um Vergebung zu erhalten. Ein Exempel davon giebt uns das kleine apokryphische Gebet des Manasse. „Ich beuge die Kniee „meines Herzens, und bitte dich, Herr, um „Gnade. Ach Herr! ich habe gesündiget, ja, „ich habe gesündiget, und erkenne meine Misse„that! Ich bitte und flehe, vergieb mir, o Herr, „vergieb mir!“

Die Beschwörung gebraucht man, wenn man nichts mehr von andern Hülfsmitteln hofft, und also seine Zuflucht zu Bitten und Thränen nimmt. „Um Ihrer vorigen Zärtlichkeit, um Ihrer Toch„ter zeitlichen und ewigen Glückseligkeit, um „Gottes Willen erbarmen Sie Sich!“ Weiße, in d. Trag. Romeo und Julie.

Die Bedrohung bricht in Drohworte aus: „Zittere für deine Bella! Ihr Leben soll das An„denken meiner verachteten Liebe auf die Nach„welt nicht bringen; meine Grausamkeit soll es „thun. Siehe in mir eine neue Medea!“ Lessing in d. Trag. Sara Sampson.

Die Verwünschung ist der Ausdruck der Wut und der Verzweifelung. „Unglück und Tod, „und wo möglich die ganze Hölle möge sich auf „ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre „der Himmel auf sie herab, und unter ihr bre-

„che die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer
„größtes zu verschlingen!" Ebendas.

Die Frage wird im heftigen Styl häufig gebraucht. Sie erhält den Zuhörer in der Hitze, zwingt ihn zuzuhören, und den Eindruck anzunehmen:

— — — Deckt ihn ergrabner Werth
Von einer halben Erde? Beschweret er
Von Silber helle Räder? Folgen
Seinem Gespanne die bunten Horden
Geschmückter Diener? Blitzet ein fürchterlich
Gemisch entblößter Wehren um Joseph her?

Denis.

Und Foster in seinen geistlichen Reden: „Was „haben dergleichen Begriffe für Folgen? Erhö„hen sie die Würde der menschlichen Natur und „vermehren die Glückseligkeit derselben? Beför„dern sie die Ordnung und Sittsamkeit des Pri„vatlebens? oder den Frieden und die Wohl„fahrt der Gesellschaft? Werden sie denjenigen, „der sie hegt, der Welt im geringsten brauchba„rer, zu einem getreuern Freunde, zärtlichern „Ehemanne, liebreichern und sorgfältigern Va„ter, und in seinem Berufe fleißiger und auf„richtiger machen? — Gerade das Widerspiel „von diesem allen." 1 Th. 15 Rede.

Allein

Allein unter allen oratorischen Figuren ist keine, die mehr zum Ausdruck der Empfindungen beyträgt, als die Amplifikation oder die Erweiterung, man mag sie nehmen in welchem Verstande man will. Denn bisweilen giebt man ihr den Charakter der Uebertreibung oder Hyperbel; und alsdann besteht sie darinn, dem was klein ist, einen Schein des Großen, und dem was groß ist, einen Schein des Kleinen zu geben; oder, wie Montagne sagt, kleine Schuhe für große Füße, und große für kleine zu machen. Eine Nachtigall heißt nach dieser Figur:

Ein Federchen, drinn Ton und Leben,
Und ein beflügelter Gesang,
Ein Schall, ein Hauch, mit Haut umgeben,
Ein singend Nichts, ein bloßer Klang.

Brockes.

Und von einem großen Feldherrn heißt es: „Er „hat mehr Kriege geführt, als andere gelesen „haben, rc. Cicero.

Bisweilen verwechselt man die Erweiterung mit der Steigerung: „Es ist ein Frevel, einen „Römischen Bürger binden zu lassen: es ist ein „Gräuel, ihn geißeln zu lassen; es ist fast ein „Brudermord ihn hinzurichten; was soll ich sagen, wenn man ihn ans Kreuz schlägt?“ Cicero.

Ein andermal bedeutet dieses Wort eine gewisse Ausdehnung, die man einem Gedanken giebt, den man auf verschiedenen Seiten vorstellt, einen desto stärkern und tiefern Eindruck zu machen. Die Seele wird durch den ersten Anstoß erschüttert; der zweyte bringt sie aus ihrer Lage; der dritte wirft sie zu Boden. Dieses nennt man unterstützen. So wird dieser Gedanke: Konnte Schwerin ein rühmlicher Ende nehmen? auf folgende Weise erweitert: „Es ist wahr, diesem Siege hat der Edelste des „Heeres, des Königs erster Feldhauptmann, „sein Leben opfern müssen. — Aber konnte der, „der so edel und rühmlich gelebt, wohl edler und „rühmlicher sterben? Konnte das Blut dieses „unter Waffen und Siegen grau gewordenen „Helden, der Gott fürchtete und das Vaterland „liebte, wohl glorreicher vergossen werden? Hat „er nicht das letzte Ziel seines patriotischen Wun„sches vollkommen erreicht, nur noch einmal für „seinen König zu siegen, und dann siegend zu „sterben? — Ja siegend sank er in den Todes„schlaf, und dahinsinkend umhüllte ihn sanft „das Panier, das er im Namen des Herrn er„griffen, und dem er im Leben so viel Ehre ge„macht hatte: als wann der Tod seine Züge und „Verstellungen auf dem Angesichte eines so edlen

„len vor den Augen des Heeres hätte verbergen
„sollen.“ Sack.

Ein wichtiger Gedanke, der wie ein Blitz vorüber geht, wird kaum gemerkt; wiederholt man ihn ohne Kunst, so verliert er den Werth der Neuheit. Was soll man thun? Man muß ihn mehr als einmal aufführen, und jedesmal mit verschiedenen Verzierungen; dergestalt, daß die Seele, mit diesem Wunderwerke beschäfftiget, sich mit Vergnügen bey einerley Gegenstande verweile, und davon den ganzen Eindruck empfange, den man ihr zu geben Willens ist. Man beobachte wie die Natur mit uns spricht, wenn sie ganz allein von der Leidenschaft regiert wird: eben derselbe Gedanke kömmt fast immer wieder, und oft mit eben denselben Ausdrücken. Die Kunst hält denselben Weg, aber sie verändert ein wenig das Aeußere. Hier ist noch ein anderes Beyspiel von dieser Unterstützung.

So lockend jene Freude lacht,
Die nur die Sinne trunken macht,
So nah ist sie dem Ueberdrusse.
Die Wollust, vom Geschmack genährt,
Stirbt unter dummem Ueberflusse;
Sie bleibt bey sparsamem Genusse
Weit länger schön und liebenswerth.

Du Tochter wilder Trunkenheit,
Fleuch, ungestalte Fröhlichkeit,
Und rase nur bey blöden Reichen!
Sie mögen durch entweihten Wein
Die sanften Grazien verscheuchen!
O Freunde! laßt sie Thieren gleichen:
Uns lasse Bacchus Menschen seyn!

Uz.

Keine Unachtsamkeit kann gegen einen Gedanken aushalten, der so hartnäckig immer wieder zum Vorschein kömmt; er muß in das Gemüth eindringen, sich darinn festsetzen, troz allem Widerstande. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses die copia rerum & sententiarum der Lateiner ist, dieser volle Strom, der macht, daß die Rede muthig und mit Ungestüm dahinfließt und alles mit sich fortreißt.

Dieses sind die vornehmsten Figuren beides der Worte und der Gedanken. Es sind, wie der Römische Redner sagt, gleichsam die Augen der Rede, die ihr Glanz, Feuer und Anmuth geben. Allein, wenn diese Augen über den ganzen Körper ausgesäet wären, wo blieben die Verrichtungen der übrigen Glieder, die noch nöthiger und nützlicher sind: Ego hæc lumina orationis, velut oculos quosdam eloquentiæ credo; sed neque oculos esse toto corpore velim,

velim, ne cætera membra suum officium perdant.

VI. Kapitel.

Stellung der Wörter in Absicht auf die Harmonie.

Es scheint, nach dem allegorischen Ausdruck einiger Philosophen des Alterthums, als ob der Begriff von Harmonie das ganze Wesen unsrer Seele ausmachte. Alles was harmonisch ist, hat ein Recht, völligen Besitz von ihr zu nehmen, und macht gleichsam einen Theil ihres Wesens aus.

Die Harmonie überhaupt ist eine Zusammenstimmung gleichartiger Dinge. Auf diese Weise haben die Farben in einem Gemälde, die gezogenen Linien in einem Bluhmenstücke, die Töne in der Musik, die Gedanken im Gespräch, und endlich die Worte und Wendungen in der Schreibart eine Harmonie.

Um einen deutlichen Begriff von der rednerischen Harmonie zu geben, muß man drey Arten von Akkorden oder Zusammenstimmungen in der Rede unterscheiden. 1. Die Zusammenstimmung der Töne und der Wörter, betrachtet als eine aneinander hangende Folge, als einen Fluß von

Dingen, die sich gemeinschaftlich zusammenhalten und fortreißen. 2. Die Unterbrechungen, die man in dieser Folge anbringt, als so viel Ruhepunkte, die das Ohr so wohl, als auch die Sprachwerkzeuge des Redenden selbst nöthig haben können. 3. Die Zusammenstimmung eben dieser Töne und dieser Absätze mit den Begriffen, die man ausdrückt, und dem Stoffe, den man abhandelt. Aus Mangel dieser Eintheilung ist das Wort Harmonie wankend und unbestimmt; und alles, was die Alten davon gesagt haben, scheint einem Räthsel ähnlich zu seyn.

Die erste Art der Zusammenstimmung kann man Melodie nennen. Dieß ist die aufeinanderfolgende Zusammenstimmung von Tönen, wovon nur Ein Theil auf einmal da ist, aber ein Theil, der durch gewisse Beziehungen mit den vorhergehenden und nachfolgenden Tönen verbunden wird: wie in dem musikalischen Gesange, wo die Töne nach Intervallen, nach Zwischenfristen gestellt werden, die leicht zu fassen sind. Dieß ist der fortfließende Bach.

Die zweyte ist der herabfallende Tropfen: man nennt sie Numerus. Sie besteht in der Austheilung der Ruhepunkte, nachdem es der Verstand und das Ohr erfodert. Numerus in continuatione nullus est. Distinctio, & aequa-

æqualium & ſæpe variorum intervallorum percuſſio numerum conficit; quem in cadentibus guttis, quod intervallis diſtinguuntur, notare poſſumus, in amni præcipitante non poſſumus. *Cic. Orat.*

Die dritte Art behält den Namen des Geſchlechts, und iſt die Zuſammenſtimmung harter oder ſanfter, hoher oder tiefer, kurzer oder langer Töne, eines prächtigen oder nachläßigen, kühnen oder furchtſamen Numerus ꝛc. mit ſanften oder harten, ernſthaften oder luſtigen, langſamen oder lebhaften ꝛc. Begriffen, die man ausdrücken will.

Wir wollen dieſe drey Punkte, einen jeden insbeſondere, abhandeln.

VII. Kapitel.

Von der redneriſchen Melodie.

Wenn man ſagt, daß ſich die Buchſtaben auf eine leichte Weiſe mit einander verbinden ſollen; daß man die häufige Zuſammenkunft der Vokale vermeiden müſſe, weil ſie die Rede weich und auseinanderfließend machen, und der Konſonanten, weil dieſe ſie hart und hökkericht machen; die allzugroße Menge einſylbiger Wörter, weil ihr dieſe die Haltung beneh-

men, und langer Wörter, weil diese sie träge und schleppend machen; daß man die Schlußfälle abändern, die Reime vermeiden, zuerst die kleinern, hernach die grössern Redensarten setzen müsse; kurz, wenn man sagt, daß alles was nicht leicht auszusprechen ist, auch nicht sehr angenehm zu hören sey: so hat man fast alles von der Harmonie gesagt, was man witzigen Köpfen sagen kann, die nicht Zeit haben, längere Erklärungen anzuhören, und die überdieß der Meynung sind, daß alle Regeln der Harmonie im Ohre liegen, und daß derjenige, der sie dort nicht liegen hat, auch nicht gemacht sey, von denen einigen Vortheil zu ziehen, die man ihm etwan geben könnte. Es ist dieses nicht die einzige Materie, bey der uns unsre Lebhaftigkeit verführt, etwas für einen Grundsatz anzunehmen, was doch kein solcher ist, und dasjenige den bloßen Regeln der gesunden Vernunft und des Naturtriebes zu überlassen, was doch nöthig hätte, von den Regeln der Kunst geleitet zu werden, als welche eben dazu gemacht sind, uns die Gesetze dieses natürlichen Triebes deutlicher zu zeigen, und uns zu der Natur wieder zurück zu bringen, im Fall wir uns von ihr entfernet haben.

Die Griechischen und Lateinischen Lehrer der Redekunst haben sich über diese Materie in die allerfeinsten Untersuchungen eingelassen. Sie sind so weit gegangen, daß sie die Buchstaben und Sylben gezählt, die Töne gemessen, und die Zeit ausgerechnet haben, die man zu ihrer Aussprache gebraucht. Sie müssen gewiß zu diesem Verfahren ihre Ursachen gehabt, und sich eingebildet haben, daß eine so weit getriebene Sorgfalt etwas dazu beytragen könne, ihre Beredsamkeit vollkommener zu machen.

Wir zählen sechs und zwanzig Buchstaben, a, b, c, d, e, f, g, h, i, j, k, l, m, n, o, p, q, r, s, t, u, v, w, x, y, z, welche sich auf ein und zwanzig herunter setzen lassen, weil unser v mit dem f, unser y, mit dem i, unser c mit dem z, unser x mit dem ks, und unser qu mit dem kw übereinkömmt *). Sie lassen sich aber wieder bis auf sechs und zwanzig vermehren, wenn wir das ä, ö, ü, ch und sch dazu rechnen; welches fünf absonderliche Töne sind, die auch von einigen Völkern mit besondern Schriftzeichen geschrieben werden.

Von

*) Wir haben diese Buchstaben zum Theil der fremden Wörter wegen, beybehalten, und können oft bey den einheimischen selbst einen guten Gebrauch davon machen.

Von diesen sechs und zwanzig Buchstaben drücken einige einen einfachen, andere einen zusammengesetzten oder gebildeten Ton aus.

Die erstern nennt man Vokale oder Selbstlauter, weil das, was sie ausdrücken, ihr eigner Laut, ihr eigner Ton ist. Es sind der einfachen Vokale an der Zahl fünf: a, e, i, o, u.

Die andern Buchstaben nennt man Konsonanten oder Mitlauter, weil sie keinen Laut haben, als nur durch Hülfe eines Vokals, der ihnen ihre Bildung giebt. Also wird b durch den Ton des Vokals e, gebildet, es empfängt von diesem Vokal den Ton, den es hat: b, ohne Vokal ausgesprochen, ist eine bloße Bewegung der Lippen und kein Ton.

Bey den Vokalen hat man zwey Dinge zu unterscheiden: den Ton und die Dauer des Tons.

Der Ton ist voll oder mager, mehr oder weniger. Wenn man alle unsre Vokale in folgende Ordnung stellt: a, å, o, ö, e *), u, ů, i: so ist der erste der volleste, und der letzte der magerste.

Die

*) Wir haben in unserer Sprache ein zwiefaches langes e. Die Wörter leben und gehen spricht man ganz verschieden aus; die Sylbe le hat den Ton des å und bekömmt also auch den Rang desselben.

Die Dauer des Vokals ist, die Zeit die man zubringt, ihn auszusprechen. Diese Zeit ist in allen Sprachen verschieden; das heißt, in allen Sprachen giebt es Töne, die mehr Zeit zur Aussprache, und andre, die weniger erfordern. Die ersten nennt man lange und die andern kurze Vokale. Diese Länge und diese Kürze läßt sich nur durch die Vergleichung schätzen.

Die Konsonanten sind von mancherley Art. Es giebt geschmeidige, die sich leicht aussprechen lassen, und die gleichsam zu fliegen scheinen: l, m, n, r. Die Griechen nannten sie halbe Vokale.

Andre sind härter und fester als p, t, f, k, ch.

Andre halten ein gewisses Mittel, und sind nichts anders, als diese letztern, mehr oder weniger gemildert: b, d, w, g,*) j.

Das s, welches zischend ist, begreift das sch, das c und das z, imgleichen das ti unter sich, welches in einigen fremden Wörtern vor einem Vokal wie ci oder zi ausgesprochen wird.

Dieses

*) Wir haben ein zwiefaches g: das eine kömmt dem j näher, das andere dem k. Beyspiele von dem letztern geben die meisten Wörter, die vor dem g ein n haben, und ursprünglich, nach Art der Griechen, mit einem gg geschrieben worden sind, als: Anger, Engel, Dinge, Junge.

Dieses sind die Bestandtheile, die allgemeinen Elemente aller Sprachen: denn es sind die Elemente der Natur selbst. Der Chinese spricht a und b, eben so wohl, wie der Deutsche. Man hat sie Elemente genannt, weil man bey der Zergliederung gefunden hat, daß alle Sprachen daher kommen, und sich darauf, als auf ihren Ursprung zurückbringen lassen.

Die Natur hat sich nicht begnügt, den Menschen die ersten Elemente der Sprache zu geben, sie hat ihnen auch noch die ersten Zusammensetzungen gegeben, sie dadurch auf den Weg zu bringen, Wörter zu machen. Sie hat ihnen Diphthongen oder Doppellauter gegeben, welches bloße Verbindungen der Vokale sind: ai, au, ei, eu, oy, ui, die bey allen Völkern gleich sind, bis auf eine kleine Abänderung, welche die Sprachwerkzeuge bisweilen als eine Modezierath hinzuthun. Hiernächst hat sie die Sylben gegeben, welches Verbindungen der Vokale mit den Konsonanten sind. Zuerst gab sie einfache, ba, be, 2c. Hernach etwas mehr zusammengesetzte, bla, ble 2c.

Dieses ist die Quelle der elementarischen Töne und der ersten Zusammensetzungen einer Sprache. Dieses ist die allgemeine Masse, woraus die Völker alle ihre Wörter hergenommen und

sie hiernächst nach gewissen willkührlichen Gesetzen gebildet haben, die der Gebrauch, die Gewohnheit, das Beyspiel, das Bedürfniß, die Kunst, die Einbildung, die Gelegenheit, der Zufall bey ihnen einführten. Eben so wie die Tonkünstler aus sieben Noten nicht allein verschiedene Gesangweisen, sondern auch verschiedene Gattungen von Musik zusammengesetzt haben.

Ehe wir aus diesen Grundsätzen weitere Folgerungen ziehen, müssen wir noch einige Anmerkungen über die Töne machen, und über die Art, sie mit einander zu vereinigen.

Was die Töne anbetrifft, so merke man: 1. Je näher sie der Einfalt der Elemente kommen, desto sanfter und leichter sind sie auszusprechen. 2. Je länger sie sind, desto melodischer sind sie. 3. Je offener sie sind, desto wohlklingender sind sie. Im Gegentheil, je zusammengesetzter, oder kürzer, oder geschlossener sie sind, desto härter, oder trockener, oder stummer sind sie.

Was die Vereinigung der Töne anbetrifft, so muß man bemerken, daß die Vokale, die sich bey ihrer Zusammenkunft vermischen, allezeit lieblich sind; daß diejenigen, die sich nicht vermischen, eine gewisse gähnende Oeffnung des Mundes verursachen, die man Hiatus nennt; daß die zusammenstoßenden Konsonanten mehr

oder weniger hart sind, weil sie den Vokal überladen und ihm allzuviel zu bilden geben.

Nach allen diesen Anmerkungen über die Anzahl der Elemente in einer Sprache und über ihre besondern Eigenschaften, wollen wir nunmehr sehen, wie man sie vereinigen müsse, um für das Ohr eine angenehme Folge derselben herauszubringen.

Die Melodie der Rede besteht in der Art und Weise, wie so wohl die einfachen als die zusammengesetzten Töne untereinander gestellt und zusammengekettet sind, um Sylben auszumachen, die Sylben untereinander, um ein Wort auszumachen, die Wörter untereinander, um ein Glied einer Periode auszumachen, und endlich die Periode selbst um eine Rede auszumachen. Zuerst ein Wort von der Folge der Töne, als Töne betrachtet.

Es sind in diesem Stücke zwey Abwege zu vermeiden: die Hiatus, die entstehen, wenn zwey Vokale sich neben einander befinden und sich einander durchschneiden, wie in der Redensart: *Nie ihre eigne Ehre aufopfert:* Hiernächst der Zusammenstoß der Konsonanten, die, weil sie selbst keinen Ton haben, die Redewerkzeuge müde machen, und den Vokal verschlingen, wie in dem Worte: schmerzts.

Die

Die Vollkommenheit in diesem Stücke, wie in der Moral, besteht in der Mitte. Die Konsonanten und die Vokale müssen dergestalt gemischt und zusammengestellt werden, daß sie sich wechselsweise Festigkeit und Lieblichkeit mittheilen; daß die Konsonanten die Vokale stärken und unterstützen, und daß die Vokale wiederum die Konsonanten verbinden und geschmeidiger machen.

Diese Gesetze, die zur Vereinigung der Buchstaben in den Sylben und der Sylben in einem Worte vorgeschrieben wurden, haben sich auch auf die Wörter erstreckt, die in einer ganzen Redensart zusammengestellt werden. Der stumme Endbuchstabe vermählt sich gern mit dem lauten Anfangsbuchstaben des folgenden Worts; desgleichen der laute Endbuchstabe ruht und stützt sich gern auf einen stummen Anfangsbuchstaben: woraus eine angenehme Kette von Tönen entsteht, die nichts verwickelt, oder zerreißt.

Die Deutsche Sprache hat den herrlichen Vortheil nicht mehr, den die alte Gothische hatte, von der sie eine Enkelinn ist, daß ihre Wörter und Zeilen eine solche angenehme Kette von Tönen ausmachen: ein Vorzug, den die Griechische und Lateinische hatten, und die Spanische, die Italiänische, die Französische noch ha-

ben; und zwar diese letztere wegen ihrer gelegentlichen Auslassung vieler stummen Buchstaben. Die Deutsche ist mit Konsonanten überhäuft, und neigt sich allerdings zur Härte. Unsere Schriffsteller müssen daher alle Mittel aufbieten, ihre Rauhigkeit zu mindern, so, daß ihre Reden und Gedichte zwar immer noch einen starken und männlichen Ton behalten: denn dieses ist der wesentliche Charakter unserer Sprache; aber doch an so vielen Orten, als es möglich ist, sanft und wohlklingend werden.

Jede Sprache in der Welt hat im Wohllaute, wie in allen andern Stücken, ihre gute und ihre schwache Seite. Selbst in die Griechische Sprache haben sich einige doppelte Anfangsbuchstaben eingeschlichen, die uns, wenn wir sie aussprechen wollen, schwerer fallen, als die unsrigen: pτ, σβ, τμ, μν, φθ, χθ, βδ rc. Imgleichen hat die Französische allzuhäufige stumme e am Ende ihrer Wörter, die sie zur Musik ziemlich unbequem machen, ob sie gleich sonst den Vortheil bringen, daß sie die Hiatus vermeiden helfen. Eben so ist auch in dieser Sprache das n vor einem Mitlauter ein Nasenton, der gar nicht musikalisch ist. Ja, es ist die Frage, ob nicht die Italiänische Sprache selbst durch allzuviele Vokale bisweilen zu weich wird,

ob

ob sie uns nicht, durch den fast immer offenen Ausgang ihrer Wörter, bisweilen ermüdet; so wie die Lateinische es vielleicht durch ihre zu häufigen stummen Ausgänge thut. Allein gute Schriftsteller haben den mehresten Unbequemlichkeiten ihrer Sprachen auszuweichen gewußt. Wie sollen wir der Härte der unsrigen abhelfen? Wir wollen hier einige Mittel dazu an die Hand geben.

Erstlich ist es gewiß, daß der geübte Mund der Deutschen die gehäuften Konsonanten leichter und gelinder herausbringt, als der ungeübte Mund der Ausländer, und daß folglich durch unsere Aussprache ein großer Theil derjenigen Härte wegfällt, die den Ohren des Boileau so wehe that, daß er unsere Wörter für Ungeheuer hielt. 2. Wir können nach Art der Griechen Zusammensetzungen machen: welches lange und wohlklingende Wörter giebt. 3. Wir haben viele klingende Doppellauter, die die Stelle des Italiänischen a und o einigermaßen ersetzen, als: au, ai, å, åu, eu, ei. 4. Wir können wohlklingende Wörter aus andern Sprachen herübernehmen, wenn sie uns sehr geläufig sind, und wenn sie Analogie mit unserer Sprache haben, oder wenn sie mit denen Wörtern, die bereits das Bürgerrecht erhalten haben, von glei-

chem Gepräge sind. Doch muß es behutsam und am rechten Orte geschehen. In die poetische Sprache, zum Exempel, lassen sich des Wohlklangs und der Neuheit wegen Wörter bringen, die die Sprache der Abhandlungen entbehren kann, und umgekehrt: die Sprache der Wissenschaften erlaubt uns, der Kürze und der Deutlichkeit wegen, fremde Kunstwörter, die man in keine Ode bringen darf. 5. Besitzen wir eine ziemliche Anzahl eigenthümlicher Wörter, worinn Mitlauter und Selbstlauter anmuthig mit einander abwechseln, und worinn liebliche Buchstaben zu lieblichen Ideen gebraucht werden: diese müssen wir, besonders in der Poesie, anzubringen wissen. 6. Wir haben ein gewisses e, das wir einschalten können, wenn das Wort gelinder werden soll. Z. E. ebene, fodere, edeler ꝛc. auch hievon müssen wir einigen Vortheil ziehen. 7. Wenn sich ein Wort mit zwey oder drey schweren Konsonanten endiget, so müssen wir das folgende Wort mit einem Vokal, wo nicht, mit einem solchen Konsonanten anzufangen suchen, der sich mit jenen Endbuchstaben gut verträgt. Alle diese und mehr dergleichen kleine Regeln haben wir in wohlklingenden Poeten und Prosaisten beobachtet gefunden. Ein jeder Schriftsteller von gutem Gehör macht oder

vermehrt sie sich selber, und ohne dieses Gehör hilft keine Regel.

Was die Verbindung der Glieder und der Perioden anbetrifft, so kömmt alles auf die Annehmlichkeit und Mannichfaltigkeit an. Ja diese letztere Eigenschaft muß so gar der erstern vorgehen. Man urtheile davon aus dem Ueberdruß, den lauter einförmige Ausgänge in den musikalischen Gesängen feinen Ohren verursachen. Bald muß sich die Redensart mit einem kurzen Wort endigen, bald mit einem langen; mit einer Folge kurzer, bisweilen mit einer Folge langer; mit Sylben von offenem Laute, oder mit Sylben von verschlungenem Ton; mit männlichen, welche die Redensart unterstützen, oder mit weiblichen, welche die Stimme beynahe ersterben lassen. Fast eben so verhält es sich mit den Anfängen.

Es ist nicht nöthig, alle diese Regeln mit einer ängstlichen Sorgfalt zu beobachten. Es ist fast hinreichend, den Geschmack zu erinnern, daß es Regeln hierüber giebt, damit er auf seiner Hut ist und auf sich selbst Achtung giebt. Man weiß, daß dergleichen Erinnerungen die Einsicht und bisweilen die Kräfte verdoppeln.

VIII. Kapitel.

Von dem rednerischen Numerus.

Der Numerus hat seinen Namen davon, daß er aus mehrern Dingen bestehen muß. Die Einheit macht keine Zahl in der Rechenkunst; ein einziger Aufschlag oder Niederschlag macht keinen Takt in der Tonkunst; eine einzige Linie in der Meßkunst macht weder Ebenmaß noch Verhältniß: also auch in der Rede, ein einziges Wort, ein einziges Glied einer Periode, als ein einziges Ding betrachtet, kann dasjenige nicht hervorbringen, was man Numerus nennt. Der Numerus kann nur bey vervielfältigten Theilen statt finden, die unter sich eine Beziehung von Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, von Gleichförmigkeit oder Verschiedenheit haben.

Um ordentlich in dieser Materie zu verfahren, so wollen wir zuerst sehen, in wie vielerley Verstande man das Wort Numerus nimmt. Hiernächst wollen wir untersuchen, was für einen Gebrauch man davon machen kann, und was für Wirkungen er in der Rede hervorbringt.

Das Wort *Numerus* bedeutet zuweilen einen beliebigen Raum, dessen Verhältniß mit einem andern Raume leicht zu fassen ist: Distinctio & æqualium & sæpe inæqualium intervallo-

vallorum percussio numerum conficit. Dieß ist der Rythmus der Alten.

Oft versteht man darunter die Art, wie eine Zeile zu Ende läuft: man nennt nehmlich die letzten Töne, die den Fall, den Schluß eines Gliedes oder einer Periode angenehm machen, einen Numerus. In diesem Verstande nimmt man es, wenn man sagt ein numeroser Schlußfall.

Bisweilen bedeutet es dasjenige, was die Tonkünstler die Bewegung nennen: was nehmlich macht, daß der Gesang mehr oder weniger eilt; allein dieß ist vielmehr die Wirkung des Numerus, als der Numerus selbst.

Endlich giebt man diesen Namen auch demjenigen, was die Griechen Metrum und die Lateiner Füße nannten, und was wir Sylbenmaß nennen. Die alten Autoren gebrauchen das Wort Numerus sehr oft in diesem Verstande.

I.

Vom Numerus, als einem Verhältnisse mehrerer Absätze, oder Rythmen.

Alle Menschen haben von Natur eine Neigung zum Numerus. Wir thun fast alles nach

Abmessungen. Wann wir gehen, so machen wir unsre Schritte nach gleichgemessenen Zwischenfristen. Eben so athmen wir auch; eben so gehen auch unsre Pulsschläge. Der Hammer des Schmiedes und des Böttchers fällt nach dem Takte; der Weber wirft sein Schiffchen oder, wie er es nennt, seinen Schützen, mit einem Numerus. Alles, so gar bis auf die Sichel des Schnitters, hat seine bestimmten Zeiten, seine Perioden, seine Hingänge und Hergänge*).

Findet sich diese Symmetrie so gar in Dingen die bloß mechanisch zu seyn scheinen: so muß sie sich mit weit mehrerm Rechte in der Rede befinden, die das Ebenbild der Seele selbst ist, das heißt, desjenigen Theiles von uns, in welchem der Grund, die Regel und das Muster des Ebenmaßes und der Verhältnisse liegen.

Bey

*) Isaak Vossius redet von einem Bader, der ihn nach dem Takte gekämmt, bald in Daktylen, bald in Anapästen, in Jamben, in Trochäen, in Amphibrachen, in Päonen: welches ihm manche Lust gemacht habe. Non semel recordor me in ejusmodi incidisse manus, qui quorumvis etiam canticorum motus suis imitarentur pectinibus, ita ut non nunquam jambos vel trochæos, alias dactylos vel anapæstos, non nunquam amphibrachos, aut pæonas quam scitissime exprimerent, unde haud modica oriebatur delectatio.

De poëmatum cant. & vir. rhythm.

Bey der Nothwendigkeit Athem zu holen hat sich die Nothwendigkeit des rednerischen Numerus zuerst gezeigt. Das Werkzeug des Athemholens muß eine Zwischenzeit haben seine Schnellkraft wieder anzunehmen; und die Natur, die das Ergötzen niemals von dem wahren Nutzen trennt, hat mit dem Einathmen ein Vergnügen verbunden, welches der Zuhörer nicht weniger als der Redner empfindet.

Außer dieser Art der Ruhepunkte kann man noch drey andere Arten derselben unterscheiden: die Ruhepunkte der Gegenstände, des Geistes und des Gehöres.

Die Gegenstände müssen ohne Verwirrung vorgestellt werden; folglich müssen sie durch gewisse Zwischenräume von einander abgesondert werden. Man betrachte sie in der Natur, oder in einem Gemälde: es ist kein einziger, welcher nicht seine Umziehungslinie hat, die ihn einschließt und von allen andern Gegenständen absondert. Kann man wohl glauben, daß sie in einer Rede, die ein bewegliches Gemälde ist, welches mit Farben des Willkührs und der Verabredung gemacht wird, daß sie in dieser Rede keinen besondern Umriß haben, und nicht eben so von allem abgelöst seyn sollten, als in einem Gemälde?

Ob es gleich sehr leicht ist, die Ruhepunkte der vorgestellten Gegenstände mit den Ruhepunkten des Geistes, der sie vorstellt, zu verwechseln, und man es auch vielleicht, dem Numerus der Rede unbeschadet, thun kann: so hat doch der Geist seine eigenen, die von jenen sehr unterschieden sind. Er ist Maler; er macht Züge nach Zügen: folglich sind sie nothwendiger Weise durch eine Zwischenzeit unterschieden, wie dieselbe auch beschaffen seyn mag. Es giebt dreyerley Verrichtungen des Geistes: Begriff, Urtheil, Vernunftschluß. Eine jede dieser Verrichtungen wird durch einen Ruhepunkt beschlossen. Wenn der Geist sich auf einen Begriff einschränkt, so findet sich ein Ruhepunkt nach dem Begriffe; wenn er ein Urtheil fällen will, so ist auch ein Ruhepunkt nach dem Urtheile da; und endlich ist auch einer nach dem Vernunftschlusse vorhanden. Es giebt so gar im Urtheile, wenn es zusammengesetzt ist, und in einem jeden Vernunftschlusse halbe Ruhepunkte, viertehl Ruhepunkte, die man durch die Unterscheidungszeichen andeutet. So sagt man: die Jugend, die Gestalt, die Reichthümer, sind vergängliche Güter.

Das Gehör hat auch seine Ruhepunkte, die nach einem gewissen abgemessenen Raume kommen,

men, und die gleichsam so viel Punkte sind, die eine gewisse Folge der Zeit beschließen, und den Augenblick bemerken, worinn eine andere Folge anfängt. Diese Ruhepunkte sind am deutlichsten in der Musik, die allezeit durch Einschnitte, durch halbe Einschnitte und durch Takte abgetheilt wird. Eine Folge von Tönen, die gar keine Abtheilungen, gar keine Symmetrien hätte, würde das Ohr bald ermüden, oder es aufhören zu beschäfftigen. Numerus in continuatione nullus est.

Exempel werden alles dieses in ein Licht setzen: Diese junge Pflanze, getränket mit dem Thaue des Himmels, wartete nicht lange, die herrlichsten Früchte zu tragen. In dieser Redensart ist nur ein deutlich bezeichneter Ruhepunkt, nehmlich da, wo das Punktum steht. Indessen giebt es einen nach Pflanze, einen andern nach Himmels, und noch einen andern nach lange: und um sie gut auszusprechen, muß man einige Abtheilung darinn merken lassen. Man kann nach Himmels Athem holen: aber dieß ist nur ein halber Ruhepunkt; der Geist ist allererst am Ende seines Geschäfftes nach tragen. Es ist also ein Ruhepunkt da für den Gegenstand, nach Pflanze; und ein anderer nach lange; es giebt einen zum Athemholen,

nach Himmels; und endlich einen für den Geist, nach tragen. Die Ruhepunkte des Gegenstandes und des Athemholens werden von dem Ruhepunkte des Geistes eingeschlossen, dessen Gang allezeit fortgeht, unterdessen die Gegenstände sich theilen, und die Aussprache sich verweilet, um Athem zu schöpfen, welches einige Abänderung verursacht: hierauf fallen diese drey Ruhepunkte an dem Orte zusammen, wo die Gegenstände erschöpft, das Athemholen frey, und der Geist an seinem Ziel ist.

Die Ruhepunkte des Gehöres werden nicht anders merklich bezeichnet, als durch die Symmetrie der Töne, (die wir in unsern Versen Reime nennen, und womit wir die Symmetrie der metrischen Schlußfälle Griechischer und Lateinischer Verse zu ersetzen suchen, oder durch die bestimmte Länge und Symmetrie der Absätze. Zum Exempel in diesen beiden Versen:

Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh.
Du pralst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie,

sind symmetrische Ruhepunkte, so wohl wegen der Reime, als wegen Gleichheit der Absätze; weil jeder von diesen Versen zwölf Schläge hat, und weil die beiden Endsylben einander gleich sind. Aber außer diesen Ruhepunkten der Endsylben,

sylben, giebt es noch Ruhepunkte in den Abschnitten, die unter sich und mit den Endsylben symmetrisiren, und zwar wegen bloßer Gleichheit der Absätze symmetrisiren. Man wird es noch deutlicher in diesen beiden Versen sehen:

Welche Gottheit soll auch mir
Einen Wunsch gewähren?

Das Ohr hat hier symmetrische Ruhepunkte, ohne daß eine Symmetrie des Gleichlauts vorhanden ist. Man thue die beiden folgenden Verse hinzu, so werden symmetrische Ruhepunkte von Tönen da seyn, die sich mit den symmetrischen Ruhepunkten der Absätze durch einander schlingen:

Unentschlossen irr' ich hier
Zwischen den Altären.

Hier sind, wie mich dünkt, die Ruhepunkte des Gehöres deutlich genug bestimmt, und von denen, die der Geist, die Gegenstände und das Athemholen erfodern, hinlänglich unterschieden.

Die Ruhepunkte des Geistes und des Athemholens werden durch die Unterscheidungszeichen bemerkt; die Ruhepunkte der Gegenstände, wenn sie nicht mit den Ruhepunkten des Geistes zusammentreffen, werden durch kein sichtbares Schriftzeichen bemerkt, sondern nur in der Aus-

sprache

sprache durch den Ton der Stimme, durch gewisse Brechungen oder fast unmerkliche Unterbrechungen angedeutet, die allein dem Geschmack und der natürlichen Geschicklichkeit des Redenden überlassen werden. Dieses ist eine von den Ursachen, warum die wenigsten Leute so zu lesen wissen, daß man ihnen gern zuhört.

Diese verschiedenen Arten der Ruhepunkte oder Absätze müssen sich nothwendig, und nach Einsetzung der Natur, in einer jeden Rede befinden. Gleichwie aber alles, was natürlich ist, durch die Kunst vollkommener gemacht werden kann: so konnte die Kunst zu den natürlichen Absätzen Ordnung, Wahl, Mannichfaltigkeit hinzuthun. Sie that es in der Musik. Von der Musik brachte sie eben diese Schönheiten in die Poesie; von der Poesie in die höhere Prose.

In der Poesie dient der erste Vers oder die erste Strophe allen folgenden Versen oder Strophen zur Regel. Dieses ist ein unverbrüchliches Gesetz. Alle Verse Virgils, alle Verse Homers sind von zwölf Schlägen. Wenn in der lyrischen Poesie verschiedene Versarten zusammengesetzt werden, so dient die erste Zusammensetzung allen folgenden zur Regel. Mit der Prose ist es ganz anders beschaffen. Diese gebraucht Absätze, wie die Poesie, ja sie gebraucht eben

diesel-

dieselben, die die Poesie gebraucht: aber sie mischt große und kleine durch einander, sie zu verstecken, und abzuändern; sie stellt sie ohne Regel, ohne allzuscheinbare Ordnung hin, und läßt nur zuweilen leichte Eindrücke übrig, die sie in der Aussprache unterscheidet, inpressiones quasdam, kaum merkliche Spuren in der Fortschreitung der Jdeen, gradus occulti, wie sie Quintilian nennt.

Dieser Kunstrichter giebt ein Exempel, das seinen Gedanken erläutert. Er findet vier Ruhepunkte oder rythmische Absätze in folgender Periode: Animadverti, judices, omnem accusatoris orationem in duas divisam esse partes. Er setzte den ersten Ruhepunkt nach judices, den zweyten nach orationem, den dritten nach duas, den vierten nach partes *). Diese Ruhepunkte sind so natürlich, daß man sie auch in der Uebersetzung wieder finden wird: „Jch „habe bemerkt, ihr Richter, — daß die ganze „Rede meines Gegners — auf zwey Punkte — sich zurückbringen läßt."

Es giebt Fälle, wo diese Zwischenfristen noch merklicher sind, wie in der Erweiterung: Sed hanc

*) Tamen & duo prima verba, & tria proxima, & deinceps duo rursus, ac tria, suos quasi numeros habent spiritum sustinentes,

hanc eloquentiam, quæ curſu magno, ſonituque ferretur, quam ſuſpicerent omnes, quam admirarentur, quam ſe aſſequi poſſe diffiderent. Noch weit mehr ſind ſie es in dem Gegenſatze, wegen des Abſtechenden in den Gedanken. Man ſehe hier ein Exempel, das Cicero ſelbſt anführt: Conferte hanc pacem, cum illo bello; hujus Prætoris adventum, cum illius Imperatoris victoria; hujus cohortem impuram, cum illius exercitu invicto. Dieß iſt ein Numerus, der bloß in der Symmetrie der Abſätze beſteht.

Dieſe drey Exempel ſind mehr als hinlänglich, die Abſätze zu erklären, welche die Proſe gebraucht. Sie werden alle durch die Theilung der Gegenſtände, und der Begriffe, und durch das Athemholen beſtimmt. Wenn das Gehör Theil daran nimmt, wie dieſes nicht mehr als billig iſt, ſo geſchieht es, indem es mit dem Geiſte und dem Athemholen und mit der Natur der Gegenſtände an gleichem Orte zuſammentrifft.

In der Poeſie iſt es nicht völlig ſo beſchaffen. Das Gehör hat dort ſeine beſondern Rechte. Die Poeſie thut zu den natürlichen Abſätzen, woraus ſie, eben ſo wie die Proſe, beſteht, eine neue ganz kunſtmäßige Einfaſſung hinzu, die ihre

Sprache

Sprache in einen bloß musikalischen und von dem Sinn der Worte ganz unabhängigen Rythmus einschränkt. Zum Exempel, wenn man folgende Verse wie eine Rede liest: Nam quid dissimulo? aut quæ me ad majora reservo? Num fletu ingemuit nostro? num lumina flexit? num lacrimas victus dedit? aut miseratus amantem est? Quæ quibus anteferam? So wird man darinn alle die Absätze finden, die man in den Beyspielen in Prose gesehen hat, die wir kurz zuvor angeführt haben. Aber diese Absätze sind noch in andre Absätze eingepreßt, die das Gehör allein, unabhängig von dem Verstande der Sachen, vorschreibt. Dieses sind die Absätze des Verses; Absätze, die wegen ihrer Gleichheit allesamt symmetrisch sind, und die angeführte Rede der Dido für das Gehör in gleiche Theile theilen, ob sie gleich für den Verstand und das Athemholen in ungleiche Theile eingetheilt ist.

Aus dieser Beobachtung folgt, daß die Absätze, die der Geist, die Gegenstände, das Athemholen und das Gehör verlangen, in der Prose und Poesie völlig gleich seyn müssen, weil sie ein Gesetz der Natur sind; daß aber die Kunst zu diesem Gesetze noch ein anderes in der Poesie hinzuthut: nehmlich, alle diese Absätze, so wie sie

sind, müssen noch in ein gewisses bestimmtes Maß eingefaßt werden, welches von dem Gehör vorgeschrieben wird, und dem der Poet Vers für Vers unausbleiblich folgt, es mag sich dieses Maß mit dem Innhalt oder Verstande zusammenpassen, oder nicht. Also bringt das Gehör allein zwey Abmessungen in die Poesie, eine natürliche, die mit dem Verstande zusammentrifft, und eine künstliche, die mit dem Verstande nichts zu thun hat, sondern bloß den musikalischen Rythmus beobachtet. Die erste hat keine andere Regel als die Empfindung und den natürlichen Sinn; die andre hat eine mechanische Regel, eine Art von Form oder Muster, wodurch alle Absätze einander gleich werden.

Nunmehr wollen wir untersuchen, wie man in der Rede den Numerus oder diese Absätze vertheilen muß.

Ueberhaupt sind alle Absätze angenehm, deren Zusammensetzung einiges Ebenmaß hervorbringt. Bald ist es die Gleichheit:

Ihr suchet sie mit Unruhe,
ihr besitzet sie mit Sorgen,
ihr verlasset sie mit Thränen.

Jerusalem.

Bald

Bald ist es ein ungleicher Absatz, worauf zwey gleiche folgen; oder zwey gleiche Absätze, worauf ein gleicher folget:

Das ganze Haupt ist krank,
Das ganze Herz ist matt,
Von den Fußsolen an bis auf die Scheitel ist nichts gesundes an ihnen. Jes. 1.

Zuweilen ist eine aufsteigende Fortschreitung darinn:

Dieser Große,
Dieser Eroberer,
Dieser auf Erden so hoch gepriesene Held. Bourdaloue.

Zuweilen ist sie umgekehrt:

1. Worauf kommen alle diese prächtigen Lobeserhebungen hinaus, die man ihnen ertheilt,
2. und die wir an den stolzen Ehrenmälern lesen, die ihnen die menschliche Eitelkeit errichtet?
3. Auf diese traurige Ueberschrift:
4. Hic jacet. Bourdaloue.

Zuweilen soll diese umgekehrte Fortschreitung Lebhaftigkeit anzeigen:

Will man sagen daß ich mich selbst schuldig gefühlet, und deßhalb die Flucht ergriffen habe?

Allein was man mir vorwarf, das war ja kein Verbrechen, es war vielmehr die löblichste Handlung unter der Sonne.

Daß ich mich gefürchtet habe, vom Volke verdammet zu werden?

Allein hier war von gar keinem Gerichte die Rede, und wäre ein Gericht gehalten worden, ich hätte mich mit gedoppelter Ehre herausgezogen.

Daß rechtschaffene Leute mir ihren Beystand versaget haben?

Das ist falsch.

Das ich den Tod gescheuet habe?

Das ist eine Beleidigung.

Cicero.

Man sehe hier ein kürzeres Exempel:

Sie beben zurück, verzweifeln, sterben.

Ebert, in Youngs Nachtged.

Von allen diesen Zusammensetzungen hat keine mehr Anstand und Würde, als diejenige, die eine aufsteigende Fortschreitung bezeichnet. Diese erhebt die Rede, und macht, daß sie mit Stärke, mit Hitze, mit vollem Strome dahin fließt.

Die Griechen und Römer waren so verliebt in diese Fortschreitung, daß sie solche so gar in

die

die einzelnen Wörter brachten. Man findet Verse im Homer, die sich von einem einsylbigen Worte anfangen, und wo jedes folgende Wort eine Sylbe länger wird:

Ὦ μακαρ Ἀτρειδη, μοιρηγενες, ὀλβιοδαιμων.

Diese Gattung von Versen hat so gar einen eigenen Namen, man nennt sie ropalische Verse, von dem Griechischen Worte ῥοπαλον, welches eine Keule bedeutet; weil eine Keule an dem einen Ende spitz ist, und immer zunimmt, bis an das andre Ende.

Man sehe hier eine Periode des Cicero, deren Schlußfälle ropalisch sind, wenn man sie so nennen darf. Man kann sie, wenn man will, dem Zufalle zuschreiben; wenn man aber die Aufmerksamkeit erwägt, die dieser Redner auf die Schlußfälle seiner Redensarten wandte: so kann man kaum glauben, daß er selbst nichts davon gewußt haben sollte:

Nam cum in ipso beneficio vestro tanta magnitudo *est*,
Ut eam complecti oratione non *possim*:
Tum in studiis vestris tanta declarata est *voluntas*,
Ut non solum calamitatem mihi *detraxisse*,
Sed etiam dignitatem auxisse *videamini*.

So schön und anmuthig diese steigende Fortschreitung auch ist, so ist die Mannichfaltigkeit doch noch schöner. Man muß beide miteinan-

der zu vereinigen suchen, und diese Fortschreitung für gewisse Gedanken aufsparen, die einen Glanz haben, die vor andern ins Auge fallen sollen und muß von den abnehmenden oder von den gleichen Absätzen einen Gebrauch machen; zuweilen gar das Ebenmaß unterbrechen, um von fern einen desto prächtigern Numerus zu veranstalten. Kurz, man muß alles dergestalt ordnen, daß man auf der einen Seite den Zwang und die Pedanterey vermeide, und daß, auf der andern Seite, die Ruhepunkte zusammenstimmend und abgeändert erscheinen; daß die Gegenstände einander folgen, ohne sich zu verwirren; daß der Geist beständig arbeite, und sich von Zeit zu Zeit ausruhe; daß das Ohr durch mannichfaltige und symmetrische Gänge hindurchgeführet werde; daß endlich das Athemholen frey bleibe, ohne verzärtelt zu werden, und der Zuhörer immer im Athem, und in derjenigen unvermerkten Uebung erhalten werde, die man die maschinenmäßige Aufmerksamkeit nennen kann.

Man sündiget hier auf beiden Seiten durch das Uebermaß. Es bringt Dunkelheit und Verwirrung hervor, wenn der Ruhepunkte zu wenig sind; es schmeckt nach Ziererey, wenn sie zu häufig oder allzusymmetrisch sind. Zum Exempel,

pel, aus Mangel genugsamer Ruhepunkte kann man sich nicht ohne Schwierigkeit aus der zweyten von diesen beiden Redensarten herausfinden: Es ist eine fast überall angenommene Meynung, daß man auch ohne Verstand sich einen großen Ruhm in den Waffen erwerben kann. Dieß ist die erste: man sehe hier die zweyte: Allein ich bin deßfalls nicht geneigter zu glauben daß es möglich sey daß Maschinen denen der Gebrauch der Urtheilskraft versagt ist mit gutem Fortgange eine von denen Künsten sollten ausüben können bey welchen es am allermeisten auf Urtheil und Ueberlegung ankömmt. Es giebt Ruhepunkte in dieser Redensart, allein es sind deren nicht genug, und sie sind nicht merklich genug: die Gegenstände haben sich gleichsam in einander verwickelt. Es ist ein Labyrinth, woraus sich der Geist mit Mühe herauszieht: und wenn sich der Leser nicht selbst die Freyheit nähme, Athem zu schöpfen, wo es ihm nöthig thut, so liefe er Gefahr am Ende außer Athem zu seyn.

Wenn allzuviel Ruhepunkte vorhanden sind, oder wenn sie zu symmetrisch oder zu glänzend für die Gattung sind, bey der man sie gebraucht: so wird die Rede wie ein Gemälde von musivischer Arbeit; oder sie wird aus grosser Regel-

mäßigkeit gezwungen und steif; oder es wird aus der ganzen Gattung eine Verkleidung wo man auf eine possierliche Art einen prächtigen Numerus mit einfältigen Sachen, und große Sachen mit einem einfältigen und nachläßigen Numerus zugleich auftreten läßt. Man wird es an dem Exempel sehen, welches ich hier anführen will. Es werden darinn einem Schüler der Beredsamkeit Lehren über seine Kunst gegeben. Man sagt ihm, indem man von den Rednern spricht:

Es müsse ihre Stimme
sowohl Aufmerksamkeit zu erhalten fähig,
als Leidenschaften zu erregen tüchtig,
zur Heftigkeit der Rede,
eine männliche Stärke,
zur Grösse der Empfindung,
eine anständige Freyheit,
zur Lebhaftigkeit des Schmerzens,
einen rednerischen Nachdruck
hinzuzufügen wissen,
als welche ihnen nöthig sind,
uns zu erwecken,
uns anzugreifen,
uns zu durchdringen.
Es ist nicht genug, daß sie erschüttre;
sie führe mit sich fort.

Es ist nicht genug, daß sie beherrsche;
sie bringe unters Joch.
Es ist nicht genug, daß sie rühre;
sie zerreiße das Herz.

Da haben wir, was die Lateiner numerus luxurians, einen üppigen Numerus genannt haben würden. Cicero hätte nicht unterlassen, die beiden Verse des Lucilius hierauf zu deuten:

Quam lepide lexeis compostæ, ut tesserulæ omnes
Arte, pavimento atque emblemate vermiculato!

Man glaubt Wunder gethan zu haben, wenn man Symmetrie auf Symmetrie gethürmt hat, wenn alle Gedanken in abgepaßten Feldern stehn; allein am Ende hat man, anstatt einer edlen, freyen und nachdrücklichen Sprache, nichts als Ziererey und kindischen Schimmer aufzuweisen.

II.

Vom Numerus, als einem Schlußfalle.

Der Numerus, als ein Schlußfall betrachtet, besteht in den vier oder fünf letzten Sylben des Rythmus, oder desjenigen Raums, den der Vers oder die Periode zu durchlaufen hat, das

heißt, in den Sylben, die vor dem Endruhepunkte vorhergehen. Da die Töne dieser Sylben die letzten sind, die in das Ohr fallen, und dieses sich gleichsam auf ihnen ausruhen muß, ibi sedes orationis: so verlangte die Kunst, nach Anleitung der Natur selbst, daß man diese Töne sorgfältiger, als die übrigen, wählen sollte, damit die Ruhe dem Ohre desto angenehmer würde.

Jeder Raum, jeder Absatz, der genau bestimmt werden soll, muß einen Anfang und ein genau bezeichnetes Ende haben. Der Anfang einer Periode entdeckt sich von selbst. Wenn aber mehr Absätze in einer Periode angebracht werden, so kann der Anfang einer jeden nicht ehe bemerkt werden, als wenn das Ende der vorhergehenden durch ihren Schluß deutlich bezeichnet worden ist.

In der Poesie kann sich das Ohr nicht betriegen. Hier giebt es keine Versart, die sich nicht mit ihrem eigenthümlichen Fuße endigte. Der Jambus schließt den jambischen Vers, der Daktylus und Spondeus den Hexameter*). Auch der Reim

*) Daß der Pyrrhichius oft die Stelle des Jambus, und der Trochäus die Stelle des Spondeus am Ende des Verses vertritt, kömmt daher, weil jede kurze Sylbe ein wenig länger klingt, ein wenig nachtönt, wenn sie ans Ende des Verses gebracht wird, wo keine längere Sylbe auf sie folgt und mit ihr verglichen werden kann.

Reim trifft das Ohr am Ende eines jeden rythmischen Raumes, und sagt ihm, daß der Vers zu Ende gelaufen ist Ueberdem da hier alle Absätze oder Verse gleich, oder doch symmetrisch geordnet sind: so weiß das Ohr allezeit auf welchem Punkte seines Weges es ist. Die Regel selbst leitet es.

Mit der Prose ist es ganz anders beschaffen. Hier hat das Ohr keinen andern Führer, als die natürliche Empfindung Diese muß allein von der Periode und ihren Einschnitten und ihrer verhältnißmäßigen Ausdehnung, und von den Endungen urtheilen, die sie, nach Maßgebung des Vorhergehenden oder des Nachfolgenden, haben müssen.

Diese Empfindung, dieser Geschmack giebt einer jeden Redensart den Ton, der sich für sie schickt, und den man schon beym ersten Worte merkt: *Schon zitterte in seinem Lager* rc. ein so kühner Anfang verspricht keinen weichen, schleppenden Ausgang. Die feine Empfindung des Redners hält diesen Ton beständig aus, und erfüllt ihn bis ans Ende; sie zerschneidet die Redensarten, macht Aussetzungsstücke daraus, die sie bald in eine zunehmende, bald in eine abnehmende Figur ordnet, bald sie parallel laufen, bald sie sich durchkreuzen läßt, bald sie auf einan-

einander häuft, ja sie bisweilen verwirrt durch einander wirft, um hernach eine desto grössere Wirkung daraus hervorzuziehen. Eben diese Empfindung wählt die Schlußfälle, macht sie mehr oder weniger auffallend, ändert sie ab, nach Beschaffenheit des Gedankens und des Ortes, wo er steht.

Die Alten wollten sich in diesem Theile der Kunst durch die Bestimmung der Füße helfen. Sie sagten, der doppelte Trochäus ist majestätisch: comprobavit; der Päon klangreich: desinite; der Jambus ist lebhaft, der Daktylus prächtig, der Spondeus ernsthaft, der Molossus von großer Masse und schwülstig. Allein wenn es auf die Anwendung dieser Regeln ankam, so sagte ihnen die Kunst nichts mehr; sie mußten sich allein auf das Urtheil eines Ohres verlassen, welches hören konnte, was noch zur Ausfüllung des Maßes fehlete. So gar die Meister, die diese Regeln ausgegrübelt hatten, beruhigten die Schriftsteller bey der Ausübung: Neque vos pæon aut herous ille conturbet. Nimm den Numerus, so wie er sich dir ungefähr darbietet: Ipsi occurrent & respondebunt non vocati. Es ist genug, wenn man überhaupt weiß, daß es hierinn eine Kunst giebt, und daß

die

die Ausübung ihrer Regeln mehr darinn besteht, alles zu entfernen, was den Numerus verdunkeln und verderben könnte, als ihn selbst mit allzugroßer Aengstlichkeit zu suchen.

Diese Anmerkung des Cicero beweist, daß wir nicht unrecht gethan haben, uns an allgemeine Regeln zu halten. Wir sagen: die Schlußfälle müssen natürlich scheinen, sie müssen abgeändert werden, sie müssen weder zu sehr aufgeschürzt, noch zu schleppend seyn.

Dieß will nicht sagen, als ob in unsrer Prose der Numerus in den Sylben, die vor dem Ruhepunkte vorhergehen, nicht auch von gewissen Regeln bestimmt werden könnte. Wir haben Wörter, die mehr oder weniger wohlklingend, mehr oder weniger lang, mehr oder weniger ernsthaft, mehr oder weniger lebhaft in ihren Endungen sind. Die zweysylbigen Wörter, oder die weiblichen Ausgänge, haben einen weichern Ton, der mehr entwickelt zu seyn scheint. Die männlichen Endsylben haben mehr Stärke, mehr Lebhaftigkeit.

Dem Redner kömmt es zu hierinn eine Wahl zu treffen, nachdem es die Materie, welche er abhandelt, oder der Gedanke, den er vorstellt, oder endlich auch die Mannichfaltigkeit erfodert, die nirgends nöthiger ist, als in diesem Stücke.

Diese

Diese Mannichfaltigkeit aber wird gemeiniglich durch die Gegenstände selbst, und durch die Worte, die sie ausdrücken, in die Rede hinein gebracht. Man wird es aus diesem Exempel des Flechier sehen: Le juste regarde sa vie, tantôt comme la fumée, qui s'éléve, qui s'affoiblit en s'élevant, qui s'exhale & s'évanouit dans les airs; tantôt comme l'ombre, qui s'étend, se rétrécit, se dissipe: sombre, vuide & *disparoissante* figure.

Eben so wie es halbe Ruhepunkte und ganze Ruhepunkte giebt: eben so giebt es auch halbe Schlußfälle, wenn ich so reden darf, und geendigte Schlußfälle. Beide Theile haben in der Periode des Flechier den schönsten Wohlklang und Numerus. Ohne von den Wörtern s'éléve, s'exhale, se retrécit zu reden, welche Kunst ist nicht in den beiden Abschnitten, die jeden Numerus schließen: dans les airs, und sombre, vuide, & disparoissante figure!

III.
Vom Numerus, als einer Bewegung.

Man nimmt das Wort Numerus auch zuweilen für die Bewegung. Von dieser kann man sich aus der Bewegung in einem musikali-

schen

schen Stücke den besten Begriff machen, wo die Bewegung bald langsamer, bald geschwinder ist, nach der Langsamkeit oder Geschwindigkeit des Rythmus oder des Taktes, den man schlägt, nach der grössern oder geringern Anzahl langer oder kurzer Töne, und nach dem grössern oder kleinern Maße der Absätze.

IV.

Vom Numerus, als einem Sylbenmaße.

Nachdem man die Absätze durch gehörige Abmessungen geordnet, sie durch wohl gewählte Ausgänge geschlossen hat, so ist noch übrig, sie nach gleichen Gesetzen anzufüllen.

Da die Absätze, die sich die Poesie gewählt hat, die anmuthigsten unter allen sind: so können die Absätze der Prose nicht anders, als gewinnen, wenn sie jenen ähnlich werden. Dionysius von Halikarnaß fodert daher in seiner Abhandlung von Anordnung der Worte, daß eine vollkommen wohlklingende Prose nicht allein ihre Ruhepunkte und Rythmen *) haben soll, ungefähr

*) Der Rythmus ist nichts weiter, als ein nach gewissen Gesetzen bestimmter Raum. Das Sylbenmaß oder Metrum ist auch ein bestimmter Raum, aber

fähr auf eben diese Weise wie die Verse; sondern daß sie auch sogar die Sylbenmaße derselben haben soll: und mit Weglassung einiger Sylben, von denen er glaubt, daß sie nur zur Versteckung des Versmaßes eingestreut wären, setzt er ganze Eingänge aus dem Demosthenes in Verse von verschiedenen Arten ab.

Wir wollen seinem Beyspiele folgen, und sehen, ob wir in den klangreichsten Stellen unserer eigenen höhern Prose diese ungleichen Versarten

aber ein solcher, wovon jedes Theil wiederum nach gewissen Gesetzen angefüllt ist.

Um diesen Unterschied deutlich auseinander zu setzen, so wollen wir einen Rythmus von zwey Zeiten annehmen. Man mag ihn umkehren wie man will, so kommen allemal zwey Zeiten heraus. Der Rythmus geht nur auf den bloßen Raum. Wenn man aber diesen Raum mit Tönen anfüllt, so muß man, nach dem die Töne mehr oder weniger lang oder kurz sind, mehr oder weniger nehmen, ihn anzufüllen: dieses bringt verschiedene Sylbenmaße über einerley Rythmus, oder, wenn man will, verschiedene Eintheilungen eines gleichen Raumes hervor. Zum Exempel, wenn die beiden Zeiten des Rythmus mit zwey langen Sylben angefüllt sind, so wird aus dem Rythmus das Maß, welches man Spondeus nennt; wenn sie mit einer langen und zwey kurzen erfüllt sind, so wird der Rythmus, ohne daß er aufhört eben derselbe zu seyn, zum Daktylus; wenn zwey kurze und eine lange hineinkommen, ist es ein Anapäst; wenn eine lange zwischen zwey kurzen steht, ist es ein Amphibrachus; endlich wenn vier kurze zusammen kommen, so wird es ein doppelter Pyrrhichius. Hier haben wir fünferley Sylbenmaße über einerley Rythmus.

arten entdecken können. Die harmonischen Sylbenmaße der Griechen und des Horaz sind den Deutschen Lesern bekannt; unsre Dichter haben es der Mühe werth geachtet, sie nachzuahmen *). Sie bestehen aus einer solchen Mischung kurzer und langer Sylben, die das Ohr beschäfftiget, ohne es zu ermüden; sie sind so mannichfaltig, und zugleich so einträchtig geordnet, daß es scheint, als ob ihre Erfinder sie aus allen möglichen Zusammensetzungen der Sylbenfüße ausgesucht hätten. Diese Muster des Wohlklangs wollen wir zum Grunde unserer Untersuchung legen. Wir wollen bey den prosaischen Uebersetzungen der Poeten anfangen. Ohne Zweifel wird man hier, das fehlende Sylbenmaß zu ersetzen, allen Wohlklang und Numerus aufgeboten haben. Wir schlagen Eberts Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken auf:

1. Die Göttinn Nacht streckt itzo
2. von ihrem schwarzen Throne,
3. in stralenloser Majestät,
4. ihren bleyernen Zepter
5. über eine schlummernde Welt aus:
6. Welch eine todte Stille!

7. Welch

*) Siehe den ersten Band, pag. 192. u. f.

7. Welch eine tiefe Finsterniß!
8. Weder das Auge,
9. noch das horchende Ohr
10. findet einen Gegenstand;
11. die Schöpfung schläft.

Der erste, zweyte und dritte Absatz sind jambisch; der vierte ist ein hexametrischer Ausgang, oder dieser Pherekrazische Vers des Horaz: cras donaberis hædo; der fünfte enthält vier Füße des Hexameters, wie dieser Alkmanische Vers: Insignes, aut thessala Tempe; der sechste und siebente sind bekannte jambische, der achte ist der Adonische Vers; der neunte dieser wohlklingende Halbvers: nolis longa feræ; der zehnte ein trochäischer, der elfte ein jambischer Vers.

Wer diese ganze Stelle, auch ohne Vorurtheil eines poetischen Sylbenmaßes, lieset, der findet, daß sie wohlklingend ist, und daß die Abtheilungen, die wir gemacht haben, kürzere oder längere Pausen sind, die er selber im Deklamiren macht.

Man sehe hier ein anderes Exempel aus der Uebersetzung von Thomsons Trauerspiele Eduard und Eleonora:

1. O du glänzende Sonne!
2. die du jetzt zu jenen Gegenden eilest,
3. zu jener meiner Geburtsinsel,

4. die

4. die ich nicht mehr sehen soll,
5. und für deren Wohlfahrt
6. mein jugendliches Herz
7. oft so manchen eiteln Entwurf
8. vergeblich gemachet hat,
9. o trage dahin,
10. leuchtende Kugel des Tages,
11. trage zu jenem
12. theuren Flecken des Erdballs
13. mein letztes Lebewohl.

Der erste Absatz ist der Pherekrazische Vers: cras donaberis hædo. Die zweyte läßt fünf Füße des Hexameters hören, und ist diesem odaischen Verse ähnlich:

[Doch] Friedrich schoß in einem donnernden Wetter
Lange.

Den Ausgang des dritten können wir als einen Sylbenfuß ansehen, der das Versmaß verstecken soll: wirft man die letzte kurze Sylbe weg, so ist es ein wohlklingender Pindarischer Vers*). Der vierte und fünfte ist trochäisch, der sechste jambisch. Der siebente ist dieser Halbvers des Horaz

*) Siehe Pindars neunte Olympische Ode, den letzten Vers der Strophen und Antistrophen; imgleichen in der elften Pythischen Ode, den letzten Vers der Epoden.

Horaz: Te Deos oro, Sybarim; oder wenn man ihm eine Sylbe zulegt, dieser lyrische Vers:

Wer nannte dir den kühnern Mann?

Klopstock.

Der achte ist, mit eben diesem Zusatze, der wohlklingende Vers des Horaz: dos est magna parentium *). Der neunte ein Schlußvers folgender Strophe:

Mars führte neulich die tapfern Geschwader:
Ihm folgte Mordlust, Verwirrung und Lärm;
Pan wich, es wichen die flüchtigen Nymphen,
Und Ceres entfloh.

Lange.

Der

*) Will man den siebenten und achten Absatz in Gedanken zusammennehmen, so mißt er einen ganzen | Hexameter mit einem daktylischen Ausgange, oder einen schönen lyrischen Vers von zwölf Schlägen, den wir in der Mitte zweymal abschneiden können:

Oft so manchen | eiteln Entwurf | vergeblich gemachet hat.

Horaz hat Sylbenmaße, worinn der wohlklingendste Hexameter auf eine ähnliche Weise zerstört und verworfen erscheint:

Tu ne quæsieris, | scire nefas, | quem mihi, quem tibi;

ingleichen:

Te Deos oro | Sybarim | cur properes amando.

Der zehnte ist ein daktylischer Arienvers, ein dreyfüßiger hexametrischer Ausgang. Der elfte ist Adonisch, der zwölfte ist Pherekrazisch, der dreyzehnte jambisch.

Man könnte alle diese Abschnitte mit noch genauern Autoritäten aus dem Pindar belegen: wir begnügen uns mit dem ungezweifelten Wohlklange des Horaz, und berufen uns im übrigen auf das eigene Gehör unserer Leser. Indessen sind wir nicht der Meynung, daß diese angeführten Uebersetzer bey ihrer Arbeit allemal deutlich daran gedacht hätten, wie sie ihre Einschnitte zu Alcäischen oder Alkmanischen Versen machen möchten. Vielleicht haben sie nichts mehr gethan, als ihre Ausdrücke so lange herumgeworfen, weggeworfen, verkürzt, verlängert, bis sie einen wohlklingenden Zusammenhang höreten. Und wann höreten sie diesen? Wann die Redensart, das Glied, die Periode die Versarten enthielten, die wir in ihnen gefunden haben.

Wir können uns nicht enthalten noch eine dritte Stelle anzuführen, damit man sehe, daß die Beyspiele hievon nicht so selten sind, als man glauben möchte.

In Geßners prosaischen Idyllen singt der Faun in dem zerbrochenen Kruge.

1. Schön war mein Krug,
2. meiner Höhle schönste Zierde,
3. und gieng ein Waldgott vorüber,
4. Dann rief ich: komm, trink,
5. und siehe den schönsten Krug.
6. Zevs selbst hat bey dem frohesten Fest
7. nicht einen schönern Krug.
8. Er ist zerbrochen!
9. Ach! er ist zerbrochen!
10. der schönste Krug!
11. Da liegen die Scherben umher.
12. Wenn bey dir die Brüder sich sammelten,
13. Dann saßen wir rings um den Krug.
14. Wir tranken, und jeder trank,
15. sang die darauf gegrabene Geschichte,
16. die seinen Lippen die nächste war.
17. Jtzt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder,
18. aus dem Krug!
19. Jtzt singen wir nicht mehr die Geschichte,
20. Die jedes Lippen die nächste ist!

Hier lassen sich die poetischen Sylbenmaße so rein und deutlich hören, daß man nicht glauben kann, daß sie zufällig seyn sollten. Der erste Vers ist

ist ein kurzer daktylischer Vers in unsern Arien und Oden; oder, der mittelste Abschnitt, der mittelste reine Choriambus in diesem Verse des Horaz:

Tune quæsieris, | scire nefas, | quem mihi, quem tibi.

Der zweyte ist ein bekannter trochäischer; der dritte, dieser Vers:

Bey kleiner Güter Genusse.

Lieder d. Deutschen 4. Buch.

Oder, wenn man ihm eine Sylbe abnimmt, der Pherekrazische des Horaz. Der vierte ist ein daktylischer Arienvers, wie dieser:

Und Ceres entfloh.

Lange.

Der fünfte, fast der Glykonische: [Dos] est magna parentium. Der sechste ein Theil des Alcäischen: Soracte, nec jam sustineant - - oder dieser lyrische:

Wer nannte dir den kühneren Mann.

Klopstock.

Der siebente, achte, neunte, zehnte sind bekannt. Der elfte, ein daktylischer:

Ihr irrt euch; ich suche den Wein.

Lessing.

oder, wenn man ihm die erste Sylbe wegnimmt, der Archilochische: Arboribusque comæ. Der zwölfte, fast der Alcäische:

[Dux] inquieti turbidus Adriæ.

Der dreyzehnte und vierzehnte, wie der elfte. Der funfzehnte jambisch. Der sechzehnte:

Und deine Leyer vergessen hast.

Zachariä.

Oder, Eine Sylbe ausgenommen, Horaz:

Dos est magna parentium.

Der siebzehnte:

In Träumen abwechselnder Freuden.

Lieder d. Deutschen I. Buch.

fast der Alkmanische: [Cras] ingens iterabimus æquor. Der achtzehnte ein kleiner trochäischer Vers, den wir unter die grössern mischen:

O der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken.

Hagedorn.

Der neunzehnte läßt die letztere Hälfte dieses Verses hören:

Solvitur acris hiems | grata vice veris & favoni;

oder auch den Hendekasyllabus: [Nam] mellitus erat, suamque norat. Der zwanzigste symmetrisirt mit dem sechzehnten.

Hier

Hier haben wir also, was wir gesucht haben: lyrische Verse in einer wohlklingenden Prose. Diese Verse müssen noch mehr abgeändert, noch mehr zerstöret werden, wenn sich die Rede noch weiter von der Poesie entfernt. Auch müssen nicht alle Stellen einer Rede diesen glänzenden Numerus besitzen. Der gute Geschmack, das wohlgeschaffne und wohlgeübte Ohr muß es beurtheilen, wann und in welchem Maße er anzubringen ist: wer dieses nicht besitzt, den werden alle Regeln in der Welt zu keinem harmonischen Redner machen.

Man lasse uns in wenig Worten alles zusammenfassen, was wir über den Numerus gesagt haben, und den Vortheil zeigen, den er einer Rede bringt.

Wenn man den Numerus als einen Raum von gehöriger Ausdehnung ansieht: so fällt er dem Geiste, dem Ohre, dem Athemholen desjenigen bequem, der da redet, und desjenigen der ihm zuhört; er stellt die Gegenstände deutlich von einander abgesondert vor, verbindet die Redensarten durch symmetrische Beziehungen, läßt sie, nach Beschaffenheit der Umstände, wachsen und abnehmen, und ändert sie auf eine so mannichfaltige Art, daß der Geschmack befriedigt wird. Er leitet ferner die Geberden des Red-

ners. Geberden und Armschwingungen können unmöglich angenehm seyn, wenn sie nicht ihre Zeiten, ihre Stufen, ihre Abänderungen, ihre Brechungen, ihre Ruhepunkte haben. Wenn das rednerische Werk nicht alles dieses gleichmäßig besitzt: so hat solches ungefähr die Wirkung, die ein Tanz hat, der nach der Violine gemacht ist, ohne daß eine Uebereinstimmung der Töne mit den Schritten vorhanden ist.

Wenn man den Numerus als einen künstlich zubereiteten Schlußfall betrachtet: so ist er wie eine scharfe Spitze am Ende eines Pfeiles, er giebt dem Gedanken Schwung und Gewicht, und macht seinen Lauf sicherer und gewisser. Wenn also die Töne insgesamt durch eine richtige Melodie untereinander verbunden werden, und man ihnen außerdem lebhafte und glänzende Schlußsylben anhängt, so entstehet daraus dasjenige, was Seneka pugnatorius mucro nennt. Die Redensarten sind alsdann lauter Pfeile, die weit tragen und sich eine Oeffnung machen.

Wenn man den Numerus als eine Art von Bewegung der ganzen Rede überhaupt ansieht, so beschleunigt er, mehr oder weniger, den Lauf der Rede. Man liest eine Historie ganz ruhig; der Geist wandert ohne Zwang von einem

Gegen-

Gegenstande zum andern: aber eine gerichtliche oder eine andere nachdrückliche Rede reißt uns mit Gewalt fort. Die Schlußreden und Erweiterungen gehen hier mit Ungestüm fort, sie nehmen einen schnellen und dreisten Anlauf, der ihre Kraft verdoppelt, und den Feind über einen Haufen wirft.

Wenn man endlich den Numerus als ein Sylbenmaß betrachtet: so giebt er der Prose mehr als den halben Wohlklang der Poesie. Die lyrischen Sylbenmaße der Griechen gefallen den feinsten Ohren: das ist ausgemacht. Warum sollen sie in einer Lobrede aufhören zu gefallen? Auch wird Prose und Poesie durch Beobachtung dieser Sylbenmaße nicht im geringsten vermengt und verwirrt. Der Klang der metrischen Prose ist lange nicht so stark, als der Klang der epischen oder der lyrischen Poesie. Diese wiederholt ihre Sylbenmaße unaufhörlich, und schlägt dadurch unser Ohr so stark, daß wir auf ihren Gang aufmerksam seyn und ihn behalten müssen: die wohlklingendste Prose hingegen besteht aus eben so schönen, aber zugleich aus so verschiedenen Sylbenmaßen, daß wir ihren Gang gar nicht behalten können; sie ergötzt unser Ohr, aber sie macht keinen so starken Eindruck darauf, als eine wohlklingende Ode oder Elegie.

Aus

Aus diesem allen kann man schließen, daß dem Redner nichts wichtiger ist, als zu wissen, wie er diese verschiedenen Arten des Numerus recht gebrauchen soll; weil derselbe einen großen Theil von der hohen Wohlredenheit, von dem halb poetischen Feuer in sich schließt, welches allein den Namen der Beredsamkeit verdienet.

IX. Kapitel.

Von der rednerischen Harmonie, die in den Worten liegt.

Die Harmonie der Töne, als Zeichen betrachtet, ist die Zusammenstimmung der Töne mit den Sachen die sie bedeuten. Sie bestehet in zwey Stücken: 1. in der Uebereinstimmung und Beziehung der Töne, der Sylben, der Worte, des Numerus, mit den Gegenständen welche sie ausdrücken. 2. in der Uebereinstimmung der Schreibart mit dem Stoffe. Die erstere ist die Zusammenstimmung der Theile des Ausdrucks mit den Theilen der ausgedrückten Sachen. Die andere ist die Zusammenstimmung des Ganzen mit dem Ganzen. Wir wollen bey der Harmonie der Töne anfangen.

Die Töne können, ohne daß sie zu Wörtern gebildet sind, vermöge ihrer eigenthümlichen

Beschaf-

Beschaffenheit, und auch vermöge ihrer Dauer, dem Menschen eine Art von unartikulirter Sprache verschaffen, womit er, wenigstens in gewissem Grade, eine gewisse Anzahl Sachen ausdrücken kann. Man sehe hier wie dieses zu beweisen ist.

Wenn die Menschen kein anderes Mittel hätten, sich ihre Begriffe mitzutheilen, als die Geberden, so würden sie die Figur und die Bewegung der Gegenstände nachmachen, die sie vorstellen wollen. Sie würden die Hand empor heben, den Himmel zu bezeichnen; sie würden sie herabsenken, einen tiefen Ort anzudeuten; sie würden durch die Nachahmung ein laufendes Pferd, einen fallenden Baum ausdrücken. Wir wollen annehmen, daß sie anstatt der Geberden nichts als die bloße Stimme hätten, und aufs höchste die ersten Zusammensetzungen der elementarischen Buchstaben, von welchen wir gesagt haben, daß sie allen Menschen gemein sind: glaubt man wohl, daß sie kein Mittel finden würden, durch diese Töne miteinander zu sprechen? Wenn das Bedürfniß sehr dringend wäre, so würde das Werkzeug der Stimme alle seine Kraft anstrengen, und lebhafte, schneidende, stumpfe, hurtige, gezogene, rollende, knallende Töne hören lassen, gebildet von den verschiedenen Eindrücken,

die

die sie auf ihrem Wege durch den Schlund, über die Zunge, durch die Zähne, über die Lippen bekommen; und dieses alles den Eigenschaften desjenigen Gegenstandes gemäß, der bezeichnet werden sollte.

Diese Sprache ist nicht gänzlich ein angenommener Fall: man sieht einen Theil ihrer Wirklichkeit bey Kindern, die oft nachahmende Töne gebrauchen, Gegenstände auszudrücken, deren Namen ihnen noch nicht bekannt sind; und in der theatralischen Deklamation findet man keine einzige Scene, worinn nicht Sachen durch die bloße Stimme und durch nachahmende Töne ausgedrückt werden sollten.

Diese nachahmenden Töne sind in alle Sprachen verwebt: sie machen gleichsam die Grundlage davon aus. Sie haben den Wörtern ihren Ursprung gegeben; auch findet man sie in tausend Wörtern einer jeden Sprache in der Welt. So sagt man zum Exempel im Deutschen: lispeln, stottern, röcheln, murmeln, zischen, klatschen, prasseln, sausen, klirren, brummen, zwitschern, quaken u. s. w.

Die musikalische Nahrung ergriff zuerst die Gegenstände, die ein Geräusch machen, weil der Ton sich am leichtesten durch den Ton nachahmen läßt; hiernächst diejenigen, die in Bewegung sind: weil

weil die Töne, die ihren eigenen Gang haben, dadurch den Gang der Gegenstände am besten ausdrücken konnten. Endlich hat auch die Einbildungskraft in den Bildungen und Farben selbst, die sich am wenigsten der musikalischen Nachahmung zu unterwerfen schienen, analogische Verhältnisse gefunden mit dem was spitz oder stumpf ist, holdselig oder störrisch, glatt oder schroff, gelinde, hart, hohl, erhaben, lieblich, belastet, höckericht rc. Die Angst ist beklommen, die Freude heiter, die Hoffnung getrost. Das Blaue ist sanft, das Grüne frisch, das Schwarze fürchterlich. Dergestalt daß durch dieses Mittel, und mit Hülfe der Einbildungskraft, die in solchen Fällen gern nachgiebt, fast die ganze Natur, mehr oder weniger, nachgeahmt und durch Töne ausgedrückt werden konnte. Woraus ich diesen Schluß ziehe, daß die erste Quelle der Harmonie diese ist: Wörter oder Redensarten zu gebrauchen, die in ihrer Süßigkeit oder Härte, in ihrer Langsamkeit oder Hurtigkeit denjenigen nachahmenden Ausdruck enthalten, der in bloßen Tönen liegen kann.

Alle großen Poeten haben sich eine Regel hieraus gemacht. Homer und Virgil sind ihr allenthalben gefolgt. Soll ein Athlet im Kampfe geschildert werden: so erheben sich die Verse,

sie

sie krümmen sich, sie richten sich, sie zerschellen sich, sie verfolgen sich, sie stemmen sich, sie verlängern sich, gleich demjenigen dessen Bewegungen sie vorstellen sollen.

Soll ein Gähnen, ein Hiatus, ein Ungeheuer mit funfzig bläkenden Rachen geschildert werden?

> Quinquaginta atris immanis hiatibus hydra
> Intus habet sedem.

Soll das wimmernde Geschrey gemalt werden, das die Luft erfüllt, das Klirren der Ketten?

> Hinc exaudiri gemitus, & sæva sonare
> Verbera: tum stridor ferri tractæque catenæ.

Ich berufe mich auf diejenigen, die ein Gehör haben, finden sie nicht in diesen Versen die unartikulirte Sprache der Natur, von der wir reden?

Will man ein Deutsches Exempel haben, so sehe man hier einige Verse aus dem Toppee, einem scherzhaften Heldengedichte des Herrn Dusch:

> Die Räder hatten rasselnd schon stundenlang gerannt,
> Und vor der Küchenflamme den Bratspieß umgewandt;
> Als Damis noch umflattert von süßen Phantasien
> In einem Traum dahinlag, — —

Räder

Räder, rasseln, gerannt, umflattert, süße Phantasien, dahinlag: alle diese Wörter tragen den nachahmenden Charakter an sich.

Die völlige Wirkung dieser Harmonie zu empfinden, darf man nur eben dieselben Töne bey Worten annehmen, die ganz andere Gegenstände ausdrücken: sie wird dort so übel angebracht scheinen, als wenn man dem Worte knallen die Bedeutung des Wortes seufzen, oder dem Worte donnern die Bedeutung des Wortes flüstern geben wollte. Und so verhält es sich auch mit den übrigen.

Die Dauer der Töne kann auch etwas zum Ausdrucke beytragen. Die Griechen und die Lateiner hatten den Vortheil, daß einige von ihren Vokalen länger waren, als alle übrigen. Diese Länge war so merklich, daß sie besondre Buchstaben erfunden hatten, ihn auszudrücken, ob es gleich einerley Ton war: wie man an dem Omega und Omikron sieht. Diese langen Vokale trugen viel zu gewissen musikalischen Ausdrücken bey: weil es offenbar ist, daß, je kürzer ein Ton ist, desto trockener er ist; und je länger er ist, desto leichter er voll und klingend zu machen ist. Wir haben unsere langen Vokale nach unserer Art, und in Vergleichung mit den kurzen. Ja wir haben deren fast eben so lange,

als die Lateiner, die wir theils doppelt, theils mit einem h, theils ohne Hauch und ohne Verdoppelung schreiben.

Die Länge der Wörter hat eben die Wirkung in der Rede, welche die Länge der Töne hat. Und hierinn giebt die Deutsche Sprache keiner andern etwas nach. Ja, wenn ihre gewöhnlichen Wörter noch nicht lang genug sind, so hat sie, nach Art der Griechischen, die Freyheit sie mit andern zusammen zu setzen.

Dieses ist die Harmonie, die den einzelnen Wörtern zukömmt, singulis. Es giebt noch eine andere, die ihnen zukömmt, wenn man sie in ihrer Verknüpfung mit einander betrachtet, collocatis.

Gleichwie alle Gegenstände, die im Verstande mit einander verknüpft sind, es darum sind, weil eine von ihren Seiten ein gewisses Merkmaal entweder der Gleichförmigkeit oder des Gegensatzes an sich trägt: eben so müssen auch die Redensarten, welche die Verknüpfung dieser Ideen vorstellen, das Merkmaal davon an sich tragen. Es giebt Redensarten, die sanfter, die hurtiger, die harmonischer sind, nachdem man die Wörter aussucht, nachdem man ihnen eine Stelle anweist, nachdem man sie untereinander ordnet. So fein auch diese Harmonie zu seyn scheint,

scheint, so läßt sie sich doch in den Werken grosser Meister mit Vergnügen empfinden, und ein Schriftsteller, der ein Gehör besitzt, vernachläßiget sie nicht. Cicero ist darinn so genau, wie kein anderer: Etsi homini nihil est magis optandum, quam prospera, æquabilis, perpetuaque fortuna, secundo vitæ, sine ullâ offensione, cursu: tamen si mihi tranquilla & placata omnia fuissent, incredibili quâdam & pæne divinâ, quâ nunc vestro beneficio fruor, lætitiæ voluptate caruissem. Diese ganze Periode ist von einer ungemeinen Lieblichkeit: kein unangenehmer Zusammenstoß von Konsonanten, viele Vokale, eine sanfte und ununterbrochene Bewegung, wozu alle Töne, womit sie angefüllet ist, etwas beygetragen zu haben scheinen.

Man sehe hier ein Exempel von einer harten Zusammenfügung, wodurch man Kriegesrüstungen schildert:

Ut belli signum Laurenti Turnus ab arce
Extulit, & rauco strepuerunt cornua cantu,
Utque acres concussit equos, utque impulit arma;
Extemplo turbati animi. Simul omne tumultu
Conjurat trepido Latium, sævitque juventus
Effera. Ductores primi Messapus & Ufens,
Contemtorque Deûm Menzentius undique cogunt
Auxilia, & latos vastant cultoribus agros.

Diese Folge von Tönen schickt sich vollkommen zu dem Innhalte; sie ist so hart, so rauh wie möglich: *Laurenti Turnus; ab arce extulit; rauco strepuerunt; utque acres;* und in eben demselben Verse, *utque impulit, &c.* Diese Kriegesanstalten haben für die Einbildungskraft keinen allzudeutlich bestimmten Gegenstand: gleichwohl bringt die allgemeine Idee davon eine Empfindung von Schrecken hervor, dem die Einbildungskraft eine Art von Gestalt leiht, und wovon die nachahmende Kunst zum wenigsten einen Theil vorstellt.

X. Kapitel.

Von der Harmonie der Schreibart.

Die zweyte Art der Harmonie besteht in der Uebereinstimmung des Hauptttons, so wohl des geschriebenen Werks, als auch seiner Deklamation, mit dem Stoffe, gleichfalls überhaupt und im Ganzen genommen. Eben so wie man die Verse des Corneille in keinem komischen Tone hersagen darf, noch die Verse des Moliere in einem heroischen, wofern man nicht eine Parodie, eine Verkleidung daraus machen will: eben so muß man auch einem jeden Stoffe die Schreibart geben, die ihm zukömmt:

Descriptas

Descriptas servare vices operumque colores
Cur ego, si nequeo ignoroque, poëta salutor?

Wenn ich den Stoff nenne, so verstehe ich den Stoff mit allen seinen Umständen. Es bedarf nur Eines Umstandes, so gering er auch seyn mag, den Stoff zu ändern: aus der Ursache, weil tausend und eins nicht tausend macht.

Die Hauptursache ist also, wenn man die Parodie vermeiden will, den Stoff, welchen man behandelt, genau zu kennen; seine Wichtigkeit, seinen Umfang, die Stufen seiner Vollkommenheit einzusehen. Ist dieses geschehen, so giebt man ihm die Gedanken, die Wörter, die Wendungen, die Redensarten, die sich zu ihm schicken.

Es ist ein großer Unterschied unter der erhabenen und unter der vertrauten Schreibart. Wir wollen sogleich ein merkliches Exempel von beiden vor Augen legen; übersetzt, oder in einem Deutschen Originale, ist gleichgültig, wenn es nur einigermaßen beweiset, was wir suchen. Man sehe hier, wie die Frau von Sevigne' den Tod des Herrn von Türenne in einem Briefe an ihren Schwiegersohn erzählt: „Ich wende „mich an Sie, mein lieber Graf, Ihnen den „verdrießlichsten Zufall zu berichten, der Frank-

„reich hätte begegnen können: ich meyne, den „Tod des Herrn von Türenne. Wenn Sie ihn „von mir zuerst erfahren, so weiß ich, Sie wer„den eben so gerührt und eben so niedergeschla„gen seyn, wie wir hier sind. Die Nachricht „davon kam am Montage nach Versailles. Der „König betrübte sich so darüber, als es der Ver„lust des größten Feldherrn und des ehrlichsten „Mannes von der Welt verdient. Der ganze „Hof war in Thränen; und der Herr von Condom „fiel bey nahe in Ohnmacht. Man war im Be„griff eine Lustreise nach Fontainebleau zu thun: „alles zerschlug sich. Kein Mensch ist wohl je„mals aufrichtiger bedauert worden. Ganz „Paris, alles Volk war in Unruhe und Bestür„zung. Jeder sprach mit dem andern, jeder „blieb stehen, diesen Helden zu bedauern. Ich „übersende Ihnen ein sehr zu verläßige Nachricht „von allem, was er die letzten Tage seines Le„bens gethan hat. Nach drey Monathen einer „ganz erstaunenswürdigen Aufführung, die die „Leute vom Handwerk nicht genug bewundern „können, erscheint der letzte Tag seiner Ehre und „seines Lebens."

Hier haben wir ein wohlgeschriebenes Stück, aber in der allereinfältigsten Schreibart von der Welt. Die Materie an sich selber ist groß; allein

lein die Gattung, worinn man sie abhandelt, ist die kleinste unter allen. Die Materie muß sich also herablassen, und nach dem Maßstabe der Gattung richten: so lautet die Regel. Wie richtet sie sich darnach?

Das erste Vorrecht der Briefe ist die Freyheit. Folglich konnte man mit der Materie solche Umstände vermischen, die nur die Person angehen, sowohl die, welche schreibt, als auch die, an welche man schreibt: Ich wende mich an Sie, Graf; — wenn Sie ihn von mir zuerst erfahren, so weiß ich, Sie werden eben so gerührt, und eben so niedergeschlagen seyn, wie wir hier sind.

Ferner giebt es hier viele gemeine Redensarten: der verdrießlichste Zufall, der Frankreich hätte begegnen können; — betrübt über den Verlust des ehrlichsten Mannes von der Welt; — man war im Begriff eine Lustreise nach Fontainebleau zu thun: alles zerschlug sich; — ich übersende Ihnen eine sehr zuverläßige Nachricht; — die Leute vom Handwerk.

Die großen Worte sind vermieden. Es heißt zwar der größte Feldherr, allein der übrige Theil der Redensart, der zur Sprache des Volks gehört, setzt dieses Wort wieder herunter: und

der ehrlichste Mann von der Welt. Der Name Held hat hier nichts gesuchtes, nichts prunkmäßiges: er kam dem Türenne zu.

Die Schlußfälle sind ganz nachläßig: so niedergeschlagen seyn, wie wir hier sind; — alles zerschlug sich.

Endlich, und dieses, glaube ich, ist das sichtbarste Merkmaal der einfältigen Schreibart, giebt es hier weder eine sichtbare Melodie, noch eine anhaltende Harmonie, noch einen merklichen Numerus: alles ist nachläßig. Es führt hier nicht ein Glied das andre Glied herbey; es giebt hier keine Fortschreitung in den Gedanken, in den Redensarten: alles gleicht mehr zerstreuten Leuten, als ordentlich gestellten Soldaten.

Man wird den Gegensatz in dem Stücke des Flechier sehen, welches ich gleichfalls übersetzen will. Dieser Redner ist auf der Kanzel; er redet von der rührendsten, der erhabensten Materie, nehmlich von dem Tode eines Helden, der den Staat errettet hatte; er redet in Gegenwart der ehrwürdigsten Versammlung eines der größten Königreiche. Wird er in seiner Erzählung von sich selber sprechen? Wird er, ohne Umstände, wie mit seinem Freunde, schwatzen? Wird er sich seine Worte, seine Gedanken, seine Redensarten

arten entfallen lassen, ohne Acht darauf zu haben?

„Schon zitterte in seinem Lager der bestürzte „und ganz verwirrete Feind; schon schwang der „Adler den Fittig, sich in die Gebirge zu retten, „dieser Adler, dessen verwegener Flug unsere „Provinzen in Schrecken gesetzt. Jene ehernen „Donner, die die Hölle zum Untergange der „Menschen erfunden hat, brüllten von allen Sei„ten diesen Rückzug zu beschleunigen und zu un„terstützen; und Frankreich stand, und erwartete „den glücklichen Ausgang einer Unternehmung, „die nach allen Regeln des Krieges untrieglich „war. Ach! wir wußten, was wir zu hoffen, „und wir gedachten nicht an das, was wir zu „befahren hatten! .... O Gott, schrecklich aber „gerecht in deinen Rathschlüssen über die Kinder „der Menschen! du handelst nach Willkühr mit „den Siegern und mit ihren Siegen .... du wei„hest deiner unumschränkten Hoheit die grösse„sten Opfer; und du schlägest, wann es dein „Wille ist, jene erhabenen Häupter, die deine „Hand so oft gekrönet hatte.

„Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich „hier eine tragische Scene öffne; daß ich diesen „großen Mann darstelle, wie er ausgestreckt liegt „auf seinen eigenen Trophäen; daß ich ihn ent-

„hülle, diesen blassen und blutigen Leichnam, „bey welchem noch der Donner dampfet, der „ihn traf; daß ich sein Blut gen Himmel schreyen „lasse, wie das Blut Abels, und vor ihren Au„gen die traurende Religion aufführe und das „Vaterland in Thränen. . . .

„Meine Gedanken verlassen mich. Türenne „stirbt: alles ist in Verwirrung. Das Glück „wanket, der Sieg wird müde, der Frieden ent„fernet sich, die guten Gesinnungen der Bundes„genossen erkalten. . . . Das ganze leidtragen„de Heer ist um seine Leiche mit ihren Ehrenbe„zeugungen geschäfftig; und der Ruf, der au„ßerordentliche Begebenheiten über den Erdkreis „auszubreiten begierig ist, eilet ganz Europa „mit der glorreichen Erzählung von dem Leben „dieses Prinzen anzufüllen, und von dem unend„lichen Jammer um seinen Tod."

Dieses Exempel ist hinreichend den Unterschied unter dem erhabenen und niedrigen Tone anzugeben. Wer sollte glauben, daß die Frau von Sevigne' gleiche Sachen gesagt und fast gleiche Wendungen gebraucht hätte? Man untersuche es: man wird die Aehnlichkeit augenscheinlich sehen. Aber welche Verschiedenheit in den Gedanken, den Worten, den Redensarten! Wir wollen alles stückweise durchgehen.

Zuerst gebraucht Flechier die nachdrücklichsten Redensarten, das heißt solche, die die Sache der Einbildungskraft vormalen, indem sie sie dem Geiste zu verstehen geben: Schwang den Fittig; — dieser Adler, dessen verwegner Flug; — jene ehernen Donner brüllten; — Frankreich stand, und erwartete, u. s. w.

Zweytens, findet man hier sonderbare und kühne Wendungen: Schon zitterte der Feind; — schon schwang der Adler den Fittig ꝛc. Diese Wortfügungen sind in der gesellschaftlichen Schreibart gar nicht gebräuchlich.

Drittens, sind hier die großen Figuren angebracht: die Ausrufung: Ach! die Anrede: o Gott! schrecklich ꝛc. merkliche Gegensätze: Du handelst nach Willkühr mit den Siegern und mit ihren Siegen. Der gesellschaftliche Ton hat kein solch hitziges Ansehen, keine solchen Ausbrüche, die die ganze Deklamation des Redners verrathen. Man merkt, daß er auf der Kanzel steht, man hört ihn, man sieht seine Geberden.

Viertens: Die Erweiterung herrscht überall; das will sagen, der Redner stellt seine Gedanken zu wiederholten malen vor, aber jedesmal mit einigem Zuwachs von Stärke und Erhabenheit: Schon zitterte; — schon schwang er den Fittig ꝛc. In der gesellschaftlichen Schreibart

art begnügt man sich die Sache nur Einmal zu sagen: der Herr von Condom fiel in Ohnmacht. Man war im Begriff eine Lustreise nach Fontainebleau zu thun: alles zerschlug sich.

Fünftens, findet man hier einen wohl eingetheilten und fortschreitenden Numerus; der Redner wählt in seinen Redensarten solche Ruhepunkte, die die meiste Majestät haben, und läßt sie nach einem gewissen Verhältnisse wachsen:

1. Erwarten Sie nicht, meine Herren, daß ich hier eine tragische Scene öffne;

2. daß ich diesen großen Mann darstelle, wie er ausgestreckt liegt auf seinen eigenen Trophäen;

3. daß ich ihn enthülle, diesen blassen und blutigen Leichnam, bey welchem noch der Donner dampfet, der ihn traf;

4. daß ich sein Blut gen Himmel schreyen lasse wie das Blut Abels, und vor Ihren Augen die traurende Religion aufführe und das Vaterland in Thränen. Hier sehen wir Glieder, die alle wachsen: welches wir die aufsteigende Fortschreitung genannt haben. Diese Anordnung, die man in der höhern Schreibart fast überall antrifft, stellt dem Geiste eine Art von Pyramide vor, die ihre Spitze und ih-

ren Fuß hat, und eine Figur ausmacht, die zugleich Mannichfaltigkeit und Einförmigkeit besitzt.

Es ist eben so viel Numerus in dem Briefe der Frau von Sevigne', als in der Rede des Flechier; allein der Numerus des Redners ist anhaltender, glänzender, schmetternder. Die Frau von Sevigne' spricht nicht in drey Absätzen; sie sagt die Sache nur Einmal, bloß um sie zu sagen. Flechier erweitert den Gedanken, er macht Staat, er will die Zuhörer täuschen. Die Sevigne' denkt nicht auf die Wahl der Worte, auf nachahmende Schlußfälle. Flechier vergißt nichts, was seiner Rede Glanz, Stärke, Majestät mittheilen kann. Er sucht nicht nur die Töne in seinen Perioden gut zu verbinden, genau an einander zu ketten, sondern auch die Perioden auf eine Art zu Ende laufen zu lassen, die für das Ohr und für den Geist gleich angenehm ist: das heißt, er denkt darauf, wie er seiner Rede einen prächtigen Numerus geben will, wenn wir dieses Wort in dem zweyten Verstande nehmen, den wir ihm oben gegeben haben. Und also sind hier

Sechstens, die Schlußfälle der Redensarten merklicher, sie werden mehr vorbereitet, mehr abgeändert als in der gemeinen Schreibart: Scene

öffne

öffne ist traurig und etwas offen; auf seinen eigenen Trophäen ist prächtig und wohlklingend; der Donner dampfet der ihn traf, ist hart und stark; Vaterland in Thränen ist sanft, traurig, ein wenig schleppend, wegen des dreyfachen Trochäus. Im Original ist das Wort eplorée hiezu noch geschickter, wegen seiner letzten Sylbe, die gleichsam zu ersterben scheint.

Siebentens, und dieses hätte ich zuerst setzen sollen, sind die Töne männlich und stark, die Wörter lang und harmonisch: Der ganz verwirrete Feind, verwegener Flug, eherne Donner, befahren, Kinder der Menschen, unumschränkten Hoheit, jene erhabenen Häupter, traurende Religion u. s. w. In unserer Uebersetzung ist dieses kein Wunder, weil die Deutsche Sprache an langen und starken Wörtern reich genug ist; im Originale scheinen sie mit großem Fleiße gesucht zu seyn.

Unser Redner konnte nicht sagen, der Herr von Türenne wäre der ehrlichste Mann von der Welt; — sein Tod wäre der verdrießlichste Zufall der Frankreich hätte begegnen können; — die Leute vom Handwerk bewunderten das, was er gethan hatte. Eben so wie die Frau von Sevigne', wenn sie die großen Worte, die Figuren, die Versetzungen, die anhal-

anhaltende Harmonie, die Erweiterung, den dreyfachen Numerus gebraucht hätte, keinen Brief gemacht haben würde.

Dergleichen Ausschweifungen sind nicht schwer zu vermeiden, weil die äußersten Enden weit genug von einander entfernet sind, so daß man nicht leicht von dem einen auf das andere fällt; allein es giebt minder merkliche Stufen, Arten, die näher verwandt, obgleich völlig von einander unterschieden sind, wobey man sich leichter irrt. Ein tragischer Dichter macht epische Verse, bisweilen gar lyrische; ein komischer vergißt sich, und wird tragisch. Ein jeder hat seinen persönlichen Geschmack, und glaubt, was er selber liebt, sey auch für andere gut. Ein Autor müßte gewissermaßen mit der Materie, die er abhandelt, einerley Wesen ausmachen; er müßte nicht anders denken, sich nicht anders ausdrücken, als durch sie: und mehrentheils redet die Materie durch den Autor; sie nimmt die Farbe des Menschen an, und verliert zum wenigsten einen Theil der ihrigen. Wenn die Materie ganz allein die Gesetzgeberinn bey der Ausarbeitung wäre, so würde jeder Gedanke, jeder Gegenstand, so wie er ankömmt, den Ton derselben annehmen, und sich dergestalt in das Gemälde verbreiten, daß er es mannichfaltig mach-

te,

te, ohne die Einheit desselben zu zerstören. Die großen Sachen würden sich herablassen, ohne sich zu erniedrigen; die kleinen würden sich erheben, ohne ihre Einfalt zu verlieren. Durch dieses Mittel sind Homer, Virgil, Boileau, Racine und La-fontäne die Muster des Schönen geworden; und durch das gegenseitige Mittel sind Lukan und Seneka und einige andere, die man anführen könnte, Beyspiele vom Gegentheile geworden.

Von diesen beiden Arten der Harmonie, findet sich die erstere, nehmlich die Zusammenstimmung der Töne mit den Gegenständen, nicht leicht anderswo, als in der Poesie, und vornehmlich in der hohen Poesie; denn weil die Poeten in ihrer Begeisterung alles personificiren, was in der Natur ist, allem Bewegung und Handlung und zwar eine lebhafte Handlung geben, so ist diese Nachahmung hier eben zu machen, und die Aehnlichkeit fällt stärker ins Auge. Bey den übrigen Gattungen, wo es eher so sehr auf vernünftiges Schließen, als auf Schildern, ankömmt, findet sich diese Harmonie weit seltener, und ist dort weniger sichtbar. Fast alles schränkt sich auf die Melodie ein, und auf die zweyte Art der Harmonie.

XI. Kapitel.

Von den verschiedenen Gattungen der Schreibart.

Wenn die Worte nach ihrem innern Werthe und nach den Gesetzen der Harmonie und des Numerus dergestalt gewählt und geordnet sind, daß sie sich zur Erhabenheit oder Einfalt des Stoffes, den man bearbeitet, vollkommen schicken, so entspringt daraus dasjenige, was man den Styl oder die Schreibart nennt

Das Wort Styl bedeutete ehemals den Griffel, dessen man sich bediente, auf die mit Wachs überzogenen Tafeln zu schreiben. Dieser Griffel war an dem einen Ende spitz, und an dem andern Ende platt, damit man wieder auslöschen konnte, was man wollte; daher Horaz sagt: sæpe stylum vertas, lösche oft aus. Heutiges Tages gebraucht man es für die Art, den Ton, die Farbe, die in einem Werke oder in einem Theile desselben auf eine merkliche Weise herrschet.

Es giebt drey Gattungen der Schreibart, die gesellschaftliche, die mittlere, und die hohe Schreibart.

Die gesellschaftliche Schreibart wird in vertrauten Gesprächen, in Briefen, in Fabeln ge-

braucht. Sie muß rein, klar, ohne scheinbaren Schmuck seyn. Wir wollen im dritten Artikel bey Gelegenheit der Schreibart der Briefe ausführlicher davon reden.

Die mitlere Schreibart ist stärker, als die gesellschaftliche, und schwächer, als die hohe. Sie macht von allem Gebrauch, was die Rede schmücken und verschönern kann; alle Bluhmen der Redekunst finden hier ihre Stelle, alle Zierathen, die aus der Wahl der Worte, der Wendungen, der Gedanken entstehen.

Die hohe Schreibart ist reich, edel majestätisch; man fühlt ihre unwiderstehliche Gewalt. Sie ist ein aufgeschwollener Strom, der eine breite Stirne zeigt, und seine Wellen mit Ungestüm fortrollt. Sie setzt uns in Hitze, in Erstaunen, man verzweifelt fast sie zu erreichen. Sie bewegt die Seelen bis in ihr Innerstes, und führt sie mit sich fort. Sie entreißt uns unsre eigenen Gedanken, und giebt uns wider unsern Willen andere. Sie nimmt die Gemüther mit Sturm ein. Wir haben an einem andern Orte *) gesagt, daß die hohe Schreibart nicht einerley mit demjenigen ist, was man das Erhabene nennt. Das Erhabene ist oft nur ein einziger

*) Im dritten Bande, in dem Artikel von der lyrischen Poesie.

ziger Zug in der einfältigsten Schreibart. Die hohe Schreibart kann sich länger erhalten: es ist ein edeler und majestätischer Gang:

Ein Frevler, den ich gleich der Zeder blühen sah,
Trug seine Stirn empor, und schien den Wolken nah,
Und schien dem Donner zu gebieten;
Die Völker priesen ihn, und fürchteten ihn sehr,
Und alle seine Feinde knieten;
Ich gieng vorbey: er war nicht mehr.

Die fünf ersten Verse sind in der hohen Schreibart verfaßt, ohne erhaben zu seyn, und der letzte ist erhaben, ohne in der hohen Schreibart verfaßt zu seyn.

Wer im gesellschaftlichen Styl vortrefflich ist, sagt Cicero, ist ein großer Redner, ob er gleich kein vollkommener Redner ist. Er geht einen sichern Schritt, ohne jemals zu fallen. Wenn man in dem mittlern Style fällt, so geschieht es ohne Gefahr: man kann hier nicht hoch fallen. Aber ein Redner, der den hohen Styl besitzt, ist der verächtlichste unter allen, wenn er nichts als diese Gattung allein besitzt. In der gesellschaftlichen Schreibart hat man das Verdienst der Reinigkeit, der Lieblichkeit; in der mittlern Gattung hat man das Verdienst der Anmuth und einiger Arten des Schmuckes; in der erhabenen, wenn man nichts als diesen Theil allein

 besitzt,

besitzt, scheint man kaum gesunde Vernunft zu haben: *Professus* grandia turget. Der vollkommene Redner ist derjenige, der wechselsweise die vertraute, die mittlere, die hohe Schreibart zu gebrauchen weiß, nachdem es der Stoff und die Umstände erfodern. Da sich in einem und eben demselbigen Werke die Materie erhebt und senkt: so muß sich auch die Schreibart, worinn die Materie eingekleidet ist, mit ihr erheben und senken. Und gleichwie in den Sachen selbst alles verknüpft ist und durch heimliche Bande zusammen hängt, also muß auch in den verschiedenen Gattungen der Schreibart alles verknüpft seyn und zusammenhangen. Folglich muß man die Uebergänge, die Verbindungen wohl in acht nehmen, die Farben unmerklich schwächen oder verstärken: außer wann die Materie plötzlich zerreißt, und gleichsam abgebrochen erscheint, und sich also die Schreibart genöthiget sieht, eben so plötzlich zu ändern. Zum Exempel, als Krassus wider einen gewissen Brutus, der ein Schandfleck seines Namens und seiner Familie war, eine gerichtliche Klage führte, und das Leichengepränge von einer seiner Anverwandten vorbey ziehen sahe, hielt er die Leiche an, richtete die Rede an den Brutus, und gab ihm die schrecklichsten Verweise: Was willst du, daß Julia

deinem Vater berichten, allen deinen Vorfahren berichten soll, deren Bildnisse du hier tragen siehst? Was soll sie dem Brutus sagen, der uns von der Herrschaft der Könige befreyet hat? ꝛc. Hier kam es nicht auf feine Uebergänge, auf sanfte Verflößungen an: die Materie riß den Styl mit sich fort, und ihm kömmt es zu, derselben zu folgen.

Die Schreibart überhaupt kann periodisch oder zerschnitten seyn.

Die periodische ist diejenige Schreibart, worinn die Sätze oder die Redensarten entweder durch den Verstand selbst oder durch Bindewörter mit einander verknüpft sind.

Die zerschnittene ist diejenige Schreibart, deren Theile alle unabhängig und ohne gegenseitige Verbindungen sind. Man sehe hier ein Exempel.

Wenn der Herr von Türenne nur zu schlagen und zu siegen gewußt hätte; wenn seine Seele nicht über die menschlichen Tugenden erhaben gewesen wäre; wenn seine Tapferkeit und seine Klugheit nicht von dem Geiste der Aufrichtigkeit und der Menschenliebe beseelt worden wären: so würde ich ihm den Rang der Fabier und der Scipionen geben. Dieß ist eine Periode die vier Glieder hat, wovon der Verstand noch nicht ge-

endiget ist: Wenn der Herr von Türenne nur zu schlagen und zu siegen gewußt hätte, &c. Dieser Sinn ist unvollständig, weil das Bindewort wenn wenigstens ein zweytes Glied verspricht: folglich ist die Schreibart hier periodisch. Will man sie zerschneiden, so darf man nur das Bindewort wegnehmen: Der Herr von Türenne hat mehr gewußt, als zu schlagen und zu siegen; er hat sich über die menschlichen Tugenden empor geschwungen; seine Tapferkeit und seine Klugheit wurden von dem Geiste der Aufrichtigkeit und der Menschenliebe beseelt: er ist weit über die Fabier und die Scipionen erhaben. Oder wenn man ein anderes Exempel will; Der Große gebe von den Einkünften seiner Aemter; der Kriegesmann gebe von seinem Solde; der Kaufmann gebe von seinem Handel; der Künstler gebe von seiner Hände Werk; der Lehrer opfre von dem, was ihm Fleiß und Nachsinnen einbringet; der Jüngling gebe von seinen Vergnügungen; ein irdisch gesinntes Frauenzimmer gebe von seinem Schmucke; die Sünderinn gebe ihr Glas mit köstlicher Salbe, welches zu unheiligem Gebrauche bestimmt war; der Einwohner dieser Provinzen gebe von seinem Erbthei-

Erbtheile; der Flüchtling gebe was er von dem Reste seines zerschmetterten Schiffes gesammelt, und zünde davon dem Gotte, der ihn aus dem Schiffbruche errettet, ein Feuer zum Opfer an.

Saurins Predigten, aus dem Franz. übers. 1. Th. 8. Predigt.

Man kann also die Periode als einen Gedanken beschreiben, der aus mehrern Gedanken zusammengesetzt ist, deren jeder einen unvollendeten Verstand hat, bis zu einem letzten Ruhepunkte, der ihnen allen gemein ist.

Jeder von diesen Gedanken besonders genommen, heißt ein Glied der Periode.

Wenn nur zwey derselben vorhanden sind, so ist es eine Periode von zwey Gliedern; wenn drey vorhanden sind, so ist es eine von drey Gliedern; wenn vier vorhanden sind, so ist es eine von vier Gliedern: allein wenn mehr als vier vorhanden sind, so ist es keine Periode mehr, sondern eine periodische Rede. Eben so, wenn nur ein einziges Glied da ist, es habe einen so guten Numerus, als es wolle, so ist dieß nicht eigentlich eine Periode, ob ihm gleich viele Schriftsteller diesen Namen gegeben haben.

Zuweilen sind die Glieder der Periode aus andern Stücken zusammengesetzt, die man Zwischensätze, Einschaltungsstücke nennt. Dergleichen eingeschaltete Stücke dienen dazu, den Gedanken zu nähren, zu verstärken, zu erweitern: Gott ziehet, wann es sein Wille ist, aus dem Schatze seiner Vorsehung erhabene Geister hervor ꝛc. Wann es sein Wille ist, ist eine Einschaltung. Es ist genug einen Begriff hievon zu haben; alle Lehren, die man hierüber häuft, sind verlorene Unkosten.

Eben so verhält es sich auch mit den Regeln über die Glieder der Periode. Es ist genug, wenn man weiß, daß, wann sie zu kurz sind, sie keine Haltung haben; daß, wann sie zu lang sind, ihnen die Bewegung fehlt; daß die Schlußfälle eines jeden Gliedes mit einiger Anmuth begleitet seyn müssen, und daß der Schluß des letztern Gliedes mehr als die übrigen davon besitzen muß; und endlich daß die Gedanken ohne Zwang hineingebracht werden und dergestalt auf einander folgen müssen, daß in der Fortschreitung die letztern allezeit etwas zu den vorhergehenden hinzuthun.

Die periodische Schreibart hat einen doppelten Vortheil vor der zerschnittenen: erstlich ist sie

sie harmonischer; zweytens erhält sie den Geist in der Erwartung. So bald die Periode angefangen wird, läßt sich der Geist des Zuhörers ein, und ist genöthigt dem Redner bis an das Punkt zu folgen: sonst verliert er die Frucht der Aufmerksamkeit, die er den ersten Worten geschenket hatte. Diese Erwartung ist dem Zuhörer sehr angenehm, sie erhält ihn immer aufgeweckt und im Athem.

Die zerschnittene Schreibart hat mehr Lebhaftigkeit und Schimmer. Man gebraucht sie beide wechselsweise, nachdem es die Materie erfodert. Neque semper utendum est perpetuitate, & quasi conversione verborum; sed sæpe carpenda membris minutioribus oratio est. Die Mannichfaltigkeit, die in allen Dingen nöthig ist, ist es in der Rede noch mehr als irgendwo. Man muß sich vor der Einförmigkeit der Schreibart in acht nehmen, und

Die Strenge mit Gelindigkeit,
Und mit dem Scherz den Ernst vermählen.

XII. Kapitel.

Daß die Wahrheit, die Deutlichkeit, die Stärke, mit einem Worte, die Naivität der Rede, mehrentheils von der natürlichen Anordnung der Worte entstehe.

Die Naivität schließt die Wahrheit, die Richtigkeit, die Klarheit in sich; sie giebt der Schreibart Wärme, Kraft, und Nerven; sie enthält alle Schönheiten und bedeckt fast alle Fehler. Sie macht, daß die Rede uns beredet und überzeugt, uns die Gegenstände als lebendig und beseelt vor Augen stellt, und uns durch unsichtbare Bande an sie fesselt. Sie giebt eben so wohl Stärke als Anmuth. Wir wollen in diesem Kapitel zeigen, daß sie vornehmlich von der Anordnung der Worte abhängt.

Der verschiedene Gebrauch, den man von dem Worte Naivität macht, muß uns hier nicht im geringsten irre machen. Man darf nur einen Unterschied festsetzen unter der Naivität und unter einer Naivität.

Was man eine Naivität oder etwas Naives nennt, ist ein Gedanke, ein Ausbruch der Einbildungskraft, eine Empfindung, die uns wider unsern

sern Willen entfährt, oft selbst zu unserm Schaden. Sie ist ein Ausdruck der Leichtsinnigkeit, der Lebhaftigkeit, der Unwissenheit, des Unverstandes, der Schwachheit, und oft aller dieser Eigenschaften zugleich. So war die Antwort, die jene Frau ihrem sterbenden Manne gab, als er ihr einen andern zur Ehe vorschlug: *Höre, nimm dir diesen Menschen, er wird sich gut für dich schicken. — Ach! sagte die Frau, ich dachte auch eben dran.*

Die Naivität hingegen ist die Sprache der Freyheit, der Aufrichtigkeit, der edlen Einfalt.

Bey einer Naivität ist weder Ueberlegung, noch Arbeit, noch Fleiß. In der naiven Rede ist alles dieses; aber es fällt nicht in die Augen. Gedanke, Wendung, Worte, alles scheint ohne Kunst aus der Materie selbst entsprungen zu seyn. Man hat gesucht, geprüft, gewählt; aber man hat nur das genommen, was aus dem Stoff und aus den Umständen hervorzufallen schien.

Eine Naivität kömmt nur der Einfalt zu, die redet, ohne gewiß zu seyn, was sie redet. Die Naivität hingegen ist das Vorrecht großer Geister, wahrer Talente, der Dichter und Redner vom ersten Range, die gemacht sind, die

Stim-

Stimme der Natur deutlich zu vernehmen, und getreulich auszudrücken.

Da diese Naivität nur in einer zarten Schattirung besteht, und also ziemlich schwer zu fassen ist: so wollen wir sie mit den angränzenden Schattirungen vorstellen, und die Begriffe von beiden durch Exempel festsetzen, die einleuchtend seyn und von einander abstechen sollen.

Es lassen sich vier Arten von Gedanken in den Werken des Geschmacks unterscheiden: einige nenne ich naive Gedanken, andere natürliche; noch andere gesuchte; und endlich die letzten gezwungene Gedanken.

Die ersten erwachsen aus dem Stoffe, und scheinen von selbst daraus hervor zu keimen. Die von der zweyten Art liegen auch in dem Stoffe; aber sie bedürfen einiger Hülfe, um auszubrechen. Die von der dritten Art erfodern Mühe; sie gehören halb dem Autor und halb dem Stoffe zu. Was endlich die gezwungenen anbetrifft, so sind sie wider Willen des Stoffes und durch eine Art von Gewalt, die ihr der Autor angethan hat, zum Vorscheine gekommen.

Man sehe hier die Rede, die Livius dem Mucius Scävola in den Mund legt, indem er mit dem Porsenna spricht, den er hatte ermorden wollen,

wollen, um durch seinen Tod Rom zu befreyen, welches in der äußersten Gefahr war.

„Ich bin ein Römischer Bürger, Mucius ist „mein Name. Ich kam als Feind, meinen „Feind umzubringen. Auch habe ich eben so „viel Muth zum Tode, als ich Muth zum Töd„ten hatte. Schwere Dinge zu thun, und „schwere zu leiden steht einem Römer an.“ Romanus sum, inquit, civis: C. Mucium vocant. Hostis hostem occidere volui. Nec ad mortem minus animi est, quam fuit ad necem. Et facere & pati fortia Romanum est.

Den ersten Gedanken: *Ich bin ein Römischer Bürger, Mucius ist mein Name*, kann man einen naiven Gedanken nennen. Nichts ist einfältiger und zugleich erhabener. „Ich „fürchte mich nicht, zu bekennen, wer ich bin. Ihr „hasset die Römer, ihr wollt sie vertilgen: ich „bin einer von ihnen; wenn ihr daran zweifelt, „so erkundiget euch: ich heiße Mucius.“

Ich wollte meinen Feind erwürgen: Auch dieser Gedanke wäre noch naiv, wenn er im Lateinischen mit eben solchen Worten ausgedrückt wäre; aber Livius bringt einen Gegensatz hinein: Hostis hostem occidere volui. Mucius hat ohne Zweifel so reden können: folglich ist es natürlich. Indessen sieht man in diesem

sem Gedanken doch ein wenig mehr Kunst, als in dem vorhergehenden.

„Ich habe eben so viel Muth zum Tode, „als ich Muth zum Tödten hatte.“ Der Stoff verwirft diesen Gedanken gewiß nicht. Allein man stelle sich einen wilden Soldaten vor, wie Mucius, in einer so rauhen Zeit, als diejenige, worinn er lebte, wo, selbst nach dem Zeugnisse des Livius, die beredtesten Männer, wie Menenius, Agrippa, durch Fabeln redeten, prisco illo & horrido modo; außerdem, diesen braven Wilden in der allererschrecklichsten Lage: kann man da wohl glauben, daß er mit so vieler Stärke drey Gegensätze hinter einander habe zusammendrängen können: Hostis hostem; nec minus ad mortem, quam ad necem; & facere & pati? Der Geschichtschreiber geht hier wenigstens mit seinem Helden um die Hälfte. Dieß ist ein wenig gesucht.

Was soll man aber zu dem vierten Gedanken sagen: Et facere & pati fortia Romanum est: Schwere Dinge zu thun und schwere zu leiden steht einem Römer an? Er ist schön, er ist edel, er ist erhaben, das ist wahr: allein in dem Munde des Mucius hat er ein falsches Licht, und macht ein Aufsehen, das nach Pralerey schmeckt. Ueberdem ist es eine Art

von Spruchrede, ein allgemeiner Satz, der weit besser klingt in dem Munde eines Redners aus dem Jahrhunderte des Plinius, als in dem Munde eines Soldaten aus den Zeiten des Brutus, wo man, wie Salustius sagt, die Kunst gut zu reden verabsäumete, und an nichts weiter dachte, als gut zu handeln. Warum gab ihn uns Livius nicht, als käme er von ihm selber? Warum suchte er keine andere Stelle für ihn? Denn man merkt es wohl, daß er ihn nicht gern hat umkommen lassen wollen. Wir bewundern den Livius so sehr, als irgend ein anderer; wir bewundern seine Stärke, seine gedrungenen, lebhaften, kühnen Züge; aber wir bewundern noch weit mehr die nachdrückliche Naivität Virgils, der, so Poet er auch ist, weit einfältiger und wahrer in den Reden ist, die er seine Helden halten läßt. Man urtheile davon aus den Reden der Dido, des Aeneas, des Evanders, des Turnus. Wir wollen nur die vom Nisus anführen, als er seinen Freund Euryalus unter den Händen der Rutuler sieht, die ihm das Leben nehmen wollen:

Me me! adsum qui feci! in me convertite ferrum,
O Rutuli! mea fraus omnis, nihil iste, nec ausus.
Nec potuit: coelum hoc & conscia sidera testor!
Tantum in felicem nimium dilexit amicum.

„Mich

„Mich, mich! ich bin der Thäter! auf mich das „Schwert, ihr Rutuler! mein ist die ganze „Schuld! Dieser hat nichts gethan, ach! er „konnte auch nichts thun! ich nehme den Him„mel über uns zum Zeugen, und die Sterne, „die es wissen; nur mich, seinen unglücklichen „Freund, mich hat er allzusehr geliebt.“ Dieß ist die ganze Rede des Nisus. Sie ist naiv von einem Ende bis zum andern; sie ist der bloße Ausdruck der Empfindung. Er sieht seinen Freund in dem Augenblicke, da er erwürgt werden soll; er will den Streich auf sich selber ziehen: daher wiederholt er so oft mich, mich! ich bin der Thäter! auf mich! Er redet die Feinde mit Namen an, ihre Aufmerksamkeit desto mehr auf sich zu ziehen. Er nimmt das ganze Verbrechen über sich: mein ist die Schuld. Er beweist mit einem einzigen Worte, daß sein Freund nichts gethan habe. Sein Beweis ist, er habe nichts thun können. Er schwört bey dem Himmel, den er mit der Hand zeigt, coelum hoc. Und endlich klagt er schmerzlich, daß sein Freund ihn allzu sehr geliebt habe. Man denkt nicht an den Virgil, noch an seinen Witz, noch an seinen Ausdruck; man denkt nur an den Nisus, man sieht ihn hervorstürzen, man hört sein Geschrey, man sieht seine Geberden in seiner Verzweifelung.

Hier

Hier ist nichts Gesuchtes, nichts Erzwungenes. Alles ist nicht nur natürlich, sondern auch von einer solchen Leichtigkeit, von einer solchen Wärme, von einem solchen anscheinenden Leben, als sich nur bey der Wahrheit findet, und welches wir Naivität nennen.

Man werfe die Augen auf die unvergleichlichen Gemälde des Lesueur: auch hier wird man diese Naivität finden, von der wir reden. Man wird hier nicht die kecken, die blendenden Züge sehen, nicht die kunstverrathende Farbengebung, nicht das flatternde Gewand, womit einige andere Maler ihre Figuren überladen haben. Alles ist hier einfältig, frey, aufrichtig; alles trägt den Charakter an sich, den die Kunst nicht beschreiben kann, noch die Meister lehren, noch die Nebenbuhler einander abstehlen können, der aber alle bezaubert, die Geist und Augen haben.

Dieser Charakter findet sich sowohl in den Reden, als in den Gemälden. Und wenn die Worte und Redensarten in geschickten Händen sind, so haben sie dort nicht weniger Biegsamkeit und Nachdruck, als die Züge und Farben des Malers. Dieses läßt sich aus dem Homer abnehmen, der von Anfange bis zur Ende naiv ist, aus dem Virgil, aus dem Cicero, aus dem

Katull, und denjenigen unter den Neuern, die ihren Fußtapfen gefolget sind.

Diese Beobachtung ist nicht neu, die ganze Welt hat sie schon lange vorher gemacht; aber niemand, glaube ich, hat einen Versuch gemacht zu erklären, worinn diese Eigenschaft der Naivität eigentlich bestehe.

Die Kunst der Alten ist ganz in ihren Werken zu sehen. Bey genauer Untersuchung findet man, daß ihr ganzes Geheimniß, in Ansehung des Ausdrucks, auf drey Stücke gegründet ist: auf die Kürze der Zeichen, auf die Art sie zu stellen, und auf die Weise sie mit einander zu verbinden.

Wir haben bereits von dem Verdienst und der Wirkung der Kürze geredet *). Hier reden wir nur von der Anordnung der Worte.

Es herrscht nothwendig eine gewisse Ordnung in unsern Begriffen. Sobald wir handeln, setzen wir uns einen einzigen Gegenstand vor, welcher der Mittelpunkt aller unserer Bewegungen ist, und uns mit sich selbst allein beschäfftiget. Und wenn andere Gegenstände vorhanden sind, die uns zu gleicher Zeit beschäfftigen, so geschieht es nur in Beziehung auf diesen erstern.

Dieser

*) Seite 70.

Dieser Gegenstand wird der Hauptgegenstand genannt; und der Begriff, der ihn vorstellt, wird eben so wie er, der Hauptbegriff genannt. Diejenigen Begriffe, die nur solche Gegenstände vorstellen, die dem ersten untergeordnet sind, werden Nebenbegriffe genannt, und ihre Verrichtung ist gänzlich dem Hauptbegriffe untergeordnet, zu dem sie von Rechts wegen gehören, und ohne welchen sie sich keinesweges im Verstande befinden würden. Hieraus schließen wir, daß die Richtigkeit, die Wahrheit, die Stärke, mit einem Wort, die Naivität der Rede, erfodern, daß der Hauptgegenstand an der Spitze erscheine, und die andern nach dem Grade ihres Antheils an demselben gestellt werden. Was würde man wohl von einem Menschen sagen, der in seinem Gemälde die herrschende Person bedeckte, vertiefte, durch andre Personen verdunkeln ließe? Die Maler unterlassen niemals, ihren Helden an den allerscheinbarsten Ort zu stellen, damit er zuerst aller Augen auf sich ziehe. Hierauf lassen sie die übrigen untergeordneten Figuren mit ihm gruppiren; dergestalt, daß sich die Aufmerksamkeit des Zuschauers, von dem Mittelpunkt aus, nach und nach über alle übrigen Gegenstände rund umher, gleichsam als in so viel Zweige ausbreite, wovon die vornehmste Person

der Stamm ist. Dieß ist eine Regel für alle diejenigen, die es unternehmen, die Herzen zu rühren und auf die Einbildungskraft zu wirken. Der Maler und der Redner haben einerley Gesetz. Wenn ein Bürger sein Leben in Gefahr, oder seine Wohnung brennen sieht, macht er alsdann eine Periode? sagt er: Meine Herren, ich bitte Sie, mich aus der Gefahr zu reißen, worinn ich mich befinde, mein Leben, oder mein Haus zu verlieren? Er belästigt seine Sprache nicht mit dergleichen unnützen Ideen, die zu seinem Endzwecke nichts beytragen. Die Natur selbst schreyet hier: Feuer! Gewalt! In diesem einzigen Worte ist alles gesagt. Die Nebenbegriffe werden von selbst kommen, oder auch nicht kommen.

Diese Anordnung ist ein sehr deutliches Beyspiel von dem, was die Natur bey oratorischen Reden erfodert. Sie redet hier freylich nicht so heftig, weil die Noth nicht so dringend ist. Indessen wenn der Redner weiß, wie er sie sprechen lassen muß, so wird sie sich allezeit in eben derselben Ordnung ausdrücken. Wir wollen den Flechier hören, wie er eine sterbende Prinzessinn reden läßt: „Das Licht meiner Augen „verlischt; eine Wolke, die kein Ende nimmt, „erhebt sich zwischen mir und der Welt. Ich „sterbe;

„sterbe; ich verliere mich unvermerkt von „mir selber. Trauriger Augenblick! End„liches Schicksal meiner abgematteten Ju„gend!“

Man kann diese Periode nicht so handgreiflich zergliedern, als die Rede des Bürgers, der Feuer schreyt; indessen wenn es geschehen seyn wird, so wird sie eben denselben Grundsatz deutlich vor Augen stellen.

Es redet hier eine sterbende Person. Alle ihre Worte, wenn sie sich ordnen, ordnen sich von selbst, und müssen folglich alle nach der Ordnung der Gedanken und der Empfindungen, die sie ausdrücken, gestellt seyn. Sie sind von dem Redner so glücklich gewählt worden, daß die Französische Sprache, ungeachtet der Schwierigkeit die sie hat, der natürlichen Ordnung der Gedanken zu folgen, sich doch bey dieser Gelegenheit nicht rebellisch bewiesen hat. Die Deutsche, die noch biegsamer in ihren Wortfügungen ist, hat hier dem Redner ohne allen Zwang nachgeben können.

Die natürliche Ordnung *) erfodert, daß der rührende Gegenstand an der Spitze stehe: Das Licht meiner Augen; eine Wolke, die kein

*) Man sehe am Ende die Grundsätze der Uebersetzungskunst.

Ende nimmt. Auf diese Gegenstände hat die sterbende Prinzessinn ihre Aufmerksamkeit gerichtet, und hierauf will sie also, daß die Personen, mit denen sie redet, die ihrige gleichfalls richten sollen. Für diese Gegenstände sind beide Redensarten gemacht. Die Zeitwörter, die nach ihnen folgen, sind nur nähere Bestimmungen die den Sinn vollenden, und ihm seine metaphysische und grammatikalische Bildung geben; aber sie sind nicht der Gegenstand, der die Einbildungskraft der redenden Person rührt: Das Licht meiner Augen verlischt. Eine Wolke, die kein Ende nimmt — erhebt sich. Eben so verhält es sich mit diesen beiden Gliedern: Ich sterbe; ich verliere mich unvermerkt von mir selber. Hier ist der wichtigste Gegenstand das Zeitwort selbst; die Prinzessinn will die Handlung, die jetzt geschieht, vor Augen stellen: ich sterbe, ich verliere mich; und das Uebrige der Redensart ist nur da, die Art und Weise davon auszudrücken. Endlich in dem doppelten Ausruf: trauriger Augenblick! Endliches Schicksal meiner abgematteten Jugend! hielt die redende Person nicht für nöthig, ein Zeitwort hinzu zu thun, weil der vorgestellte Gegenstand sich selbst genugsam erklärt, und, da er mehr Hitze als Licht bey sich führt,

führt, nicht sowohl der Worte, als der Wendung bedurfte.

Weil es aber bey dergleichen Materien nicht genug ist das Beyspiel des Guten zu zeigen, sondern man auch ein Beyspiel vom Gegentheile bey der Hand haben muß, um den Unterschied desto einleuchtender zu machen: so wollen wir dazu eben dieselben Gedanken nehmen: Der Tod verlöscht das Licht meiner Augen; er zieht zwischen mir und der Welt eine unendliche Wolke auf; ich habe meine Laufbahn vollendet; eine unbekannte Gewalt raubet mich mir selber. Wie ist dieser Augenblick so traurig! Sehet, dieses ist das Ende einer in Schwachheit zugebrachten Jugend! Ein gewöhnlicher Redner wäre mit diesem Ausdrucke zufrieden gewesen: er ist leicht, natürlich, und körnicht genug. Aber man lese den ersten noch einmal, man wird den Unterschied bald wahrnehmen, und bey näherer Untersuchung sehen, daß er daher kömmt, weil bey der letztern Leseart die Zeichen mehr nach dem Bedürfnisse der Sprache, als nach den Gesetzen der Natur gestellt sind; anstatt daß bey der erstern die Natur allein die Anordnung gemacht zu haben schien.

Die Natur, die ihre Regeln hat, nach welchen sie die Worte untereinander geordnet wissen,

will, hat eben dieselben Regeln für die Anordnung der Glieder in einer Periode, und der Perioden in einer Rede. Man kann hier von dem Kleinen auf das Große, und von dem Großen auf das Kleine schließen. Es findet sich die Naivität eben so wohl in der Eintheilung einer Rede, als in einem einzelnen Zwischenworte. Man empfindet es leicht, wenn eine Eintheilung bloß natürlich ist; aber man giebt ihr einen andern Namen, man nennt sie glücklich, wenn sie naiv ist; das will sagen, wenn sie mehr aus dem Stoffe plötzlich entsprungen, als durch Nachdenken hervorgebracht zu seyn scheint.

Die Naivität, die eine gewisse Anordnung der Gegenstände nach den Absichten dessen verlangt, welcher redet, will auch haben, daß diese Gegenstände unter einander auf das genaueste verknüpft seyn sollen.

Sie will zuerst, daß derjenige, der sich einmal als regierend gezeigt hat, allezeit so erscheine, so lange die Rede von ihm ist. Oft glaubt ein Schriftsteller Geschicklichkeit zu zeigen, wenn er künstlich einen andern Gegenstand unterschiebt. Allein so bald es wirklich nicht mehr eben derselbe ist, so verliert der Geist des Lesers die Spur; der Weg den er gieng, hört auf; er wird stutzig, mehr oder weniger, nachdem

dem die Abweichung groß ist. Zum Exempel, ein gewisser Verfasser sagt zuerst, indem er vom Geschmacke handelt: Der Geschmack schränkt sich nicht bloß auf die Kenntniß der Werke des Witzes ein; und wenn er sich darauf einschränkte, dürfte man wohl die ganze Jugend auf die Erlernung der schönen Wissenschaften wenden: Unmittelbar darauf setzt er hinzu: Diejenigen, welche sie besser gekannt, haben davon ganz anders geurtheilt: sie haben sie ꝛc. In den erstern Redensarten sprach man vom Geschmacke: dieß war der Stoff, von dem man handelte; und in den beiden letztern spricht man von den schönen Wissenschaften. Der Geist wird wider seinen Willen nach einem andern Gegenstande hingerissen, zu einer Zeit, da er sich noch gänzlich mit dem erstern beschäfftigte.

Die Natur verlangt also, daß alle Theile einer Rede, die kleinen sowohl als die großen, eben so mit einander verbunden seyn sollen, wie sie in einem natürlichen Ganzen verbunden sind. Dieß ist die wahre Verbindung, und es giebt fast keine andere, als diese. Man sieht das Beyspiel davon an einem Baume: Frucht, Blüthe, Blätter, Zweige, Stamm, alles ist eines. Eben so giebt es einen geraden Stamm

für die Begriffe und für die Worte. Alles was von der Nebenlinie ist, oder was nur durch eine künstliche Einpfropfung damit zusammenhängt, ist beynahe fremde in einer Rede, und wird von denen dafür angesehen, die davon zu urtheilen im Stande sind.

Dieses macht die Uebergänge denen Leuten so schwer, die von ihrer Materie nicht Meister sind, die sie nicht genug durchgedacht haben, um alle ihre Theile und Gelenke zu kennen. Sie wollen die Materie lenken, weil sie ihr nicht folgen können, und aus Mangel eines vermittelnden Stückes, das zur Verknüpfung dienen könnte, fügen sie Theile zusammen, die nicht dazu geschnitten sind, sich zu passen. Daher kommen die gekünstelten Uebergänge, die verkehrten Wendungen, die gebraucht werden eine Lücke zu bedecken, einen Riß zu verkleben, und diejenigen zu betriegen, die von der Festigkeit eines Gebäudes aus seiner Tünche urtheilen.

Man gehe die Werke berühmter Schriftsteller durch: man wird hier keine erschlichenen Wendungen sehen. Die Materie entwickelt sich von selbst; alles folgt ungezwungen aufeinander; und wann sie über einen Punkt gesagt haben, was darüber zu sagen war, so gehen sie zu einem andern über, ungekünstelt und mit einer Art von

Auf-

Aufrichtigkeit, die dem Leser weit angenehmer ist als alle die Spitzfündigkeiten, die einen kleinen Geist, oder wenigstens einen Schreiber verrathen, der zuviel Muße gehabt hat.

Die Naivität schließt die Hitze, den Nachdruck, die Lebhaftigkeit, als Zweige der Untereintheilung in sich. So bald die Gedanken in wenig Worten und in der schicklichsten Ordnung gesagt werden, so haben sie ein Feuer, das zugleich erleuchtet und erhitzt. Sie haben alsdann diejenige Kraft, welche die Redner einem Wurfspfeile vergleichen, der gerade herabgeschleudert wird, denjenigen schnellen Fluß, der den Zuhörer mit sich fortreißt. Wenn der Worte hingegen zu viel sind, oder wenn sie anders geordnet sind, als die Begriffe, so wird die Rede matt, frostig, langweilig.

XIII. Kapitel.

Von den übrigen Eigenschaften der Schreibart.

Man sagt die Schreibart ist rein, sie ist gleich, sie ist gedrungen, stark, zierlich, hart, holpericht, schwülstig, matt ꝛc. Sollte es wohl unnütz seyn, wenn wir jungen Leuten behülflich wären, sich von diesen verschiedenen Eigenschaf-

ten der Schreibart einen richtigen Begriff zu machen?

Sie ist rein, wenn sie weder Barbarismen in den Worten, noch Solöcismen in den Wendungen besitzt; wenn alles so gesagt wird, wie es von Leuten gesagt werden muß, die ihre Sprache gut zu reden wissen; wenn sie sprachrichtig ist, ohne pedantisch zu seyn.

Sie ist gleich, wenn sie bloß einerley Farbe besitzt, oder nur durch unmerkliche Schattirungen abgeändert wird, ohne hervorstechende Figuren, Ausdrücke, Gedanken: intexto vestibus colore.

Sie ist voll und gedrungen, wenn die Gedanken auf einander folgen und sich berühren, ohne sich auszudehnen, und aus einander zu begeben; wenn sie sich fest zusammenschließen, die Glieder zu verstärken und die Kräfte zu verdoppeln.

Sie ist hart und holpericht, wenn die Gedanken nicht aus einander entstehn; wenn sie durch Unterdrückung der vermittelnden Begriffe zusammenstoßen und gleichsam von einander abprallen; wenn die Metaphern zu hart oder zu häufig sind; wenn die Glieder der Perioden mehr hingeworfen, als in Ordnung gestellt werden; und endlich wenn die Gesetze des Numerus zu oft gebrochen

brochen sind, und das Ohr, durch Mangel an Harmonie, beleidiget wird.

Sie ist matt, weitschweifig, wässericht, wenn sie mehr Worte hat, als zu den Gedanken nöthig sind; wenn einerley Begriffe mit solchen Zusätzen wiederkommen, die gar zu unmerklich sind; wenn man alles sagt, was zu verstehen war, ohne gesagt zu werden: oder mit andern Worten, wenn man in den Verstand seiner Leser ein Mißtrauen zu setzen scheint.

Sie ist hingegen feurig, wenn man nicht mehr als das nothwendigste vorstellt; wenn man alles unnütze unterdrückt, und zu neuen Begriffen unerwartete Ausdrücke nimmt.

Sie ist fein, wenn man zu gewählten, zu ausgesuchten Gedanken einen leichten und natürlichen Ausdruck hinzuthut. Sie ist gesucht, wenn man zu gewöhnlichen Gedanken einen weither gesuchten Ausdruck gebraucht.

Sie ist schwülstig, wenn die Ausdrücke grösser sind, als die Begriffe, oder die Begriffe grösser, als die Dinge selbst.

Sie ist zierlich, wenn sie das, was sie sagt, deutlich, leicht und vornehmlich kurz sagt, mit dem eigenthümlichen Worte, mit der Wendung, die die einzige in ihrer Art ist.

Sie ist blühend, glänzend, nicht, wenn alle Worte lauter Bluhmen sind, sondern wenn die Rede, nach der Beschreibung des Dionysius von Halikarnaß einen leichten und hurtigen Gang hat, wenn die Worte sich gleichsam jagen, sich einander anziehen durch gewisse sanfte Verbindungen, durch eine gewisse Melodie, die sie vereinigt und aus vielen Worten nur ein einziges zu machen scheint. Eben dieser Rhetor vergleicht sie einem klaren und lebendigen Wasser, das unaufhörlich und immer mit gleicher Leichtigkeit fließt; einem seidenen Gewebe, das lauter sanfte Schattirungen sehen läßt; einem glänzenden Gemälde, dessen Farben mit Verstande gemischt, vertrieben, abgesetzt sind. Alle Ausdrücke, die man hier gebraucht, sind ausgefeilt, sind wohlklingend, sind reizend, haben ein frisches, jugendliches Ansehen. Alles ist hier abgemessen und abgezirkelt. Die Glieder der Perioden verknüpfen sich, ohne sich zu vermischen, haben einen Zusammenklang, ohne einen Gleichlaut zu haben, werden nach einer Stufenfolge gesetzt, um zuletzt einen Fall zu erhalten, der dem Ohre Vergnügen macht; ihre mannichfaltigen Schlußfälle werden von Ferne vorbereitet und gleichsam nach dem Takte herbeygeführt. Die Perioden selbst scheinen aus dem

Gewebe des Textes hervorzugehen, um mehr Aufsehen zu machen und grössere Wirkung zu thun. Hier findet man keine veralteten Wörter oder Figuren, nichts plumpes, nichts hartes, nichts schleppendes; alles ist hier zart, fein, reizend, schimmernd; alles ist gemacht dem Ohre zu schmeicheln und den Geist zu täuschen.

Eben dieser Autor beschreibt die nervichte, die männliche Schreibart ungefähr auf folgende Weise: In der strengen, in der ernsthaften Schreibart werden alle Wörter gleichsam auf einen festen und breiten Grund gestellt, welches der Gedanke ist. Man möchte sagen, sie wären mit Fleiß von einander abgesondert, um desto sichtbarer zu seyn, wie Felsenspitzen, die man von weitem erblickt. Vokale und Konsonanten stoßen hier oft zusammen und springen von einander ab. Die Wörter sind hier wie rohe und unbehauene Steine, die man bey großen Gebäuden in den Grund wirft. Diese Schreibart nimmt große Schritte, bedient sich langer und schwerfälliger Wörter, und fürchtet nichts so sehr, als leichtfließende Sylben, die sie nur gebraucht, wenn ihr andre fehlen. Dieß ist ihr Gesetz in Ansehung der Wörter. Sie beobachtet eben dasselbe bey den Redensarten: sie wählt keinen andern als einen starken und kraftvollen Numerus;

rus; sie bekümmert sich nicht darum, ob er gleich, ob er symmetrisch ist, ob er gesteigert wird; wenn er nur natürlich und ungezwungen ist, und mehr einen gewaltigen Streich zu führen, als zu gefallen gemacht ist. Sie denkt wenig an harmonische Gänge der Perioden; dergleichen gebraucht sie nur von ungefähr, und weil sie sich von selbst so geordnet haben. Man wird nicht sehen, daß sie Wörter hinzuthut, der Redensart ihre Ründung zu geben, und den Numerus voll zu machen. Hier giebt es keine glänzenden Schlußfälle, die Beyfall suchen und erhalten; keine anhaltenden Figuren, keine vorbereiteten Uebergänge, keine künstlichen Verbindungen, keine Bluhmen, keinen Putz. Die Schreibart ist rauh, holpericht, ungestaltet, mit nichts geschmückt, als mit ihrer Freyheit und Offenherzigkeit.

Zwischen diesen beiden letzten Gattungen ist es leicht, sich viele Mittelstraßen zu denken, die einer von beiden Gränzen, mehr oder weniger, nahe kommen. Ein vollkommener Redner bringt bey Verfertigung seiner Rede alle Farben seines Stoffes an; er beschäfftigt sich in seiner Begeisterung nicht damit, wie er die Härte der Sylben, das Gähnen der Vokale, den Zusammenstoß der Konsonanten vermeiden will; er denkt

nicht auf künstliche Schlußfälle, auf eine symmetrische Stufenfolge des Numerus; er schreibt mit Hitze, mit Gewalt, mit Ungestüm; er gleicht einer Quelle, die aus voller Urne strömt. Alsdann erst, wann er zu seiner Arbeit aufs neue zurückkehrt, treibt er die Sorgfalt bis auf die allerkleinsten Stücke. Alsdann denkt er auf die Verbesserung der Fehler; alsdann schafft er die Zweydeutigkeiten hinweg, giebt den dunkeln Stellen mehr Licht, schneidet das Ueberflüßige ab, macht die Ungleichheiten eben, stellt die Sprachrichtigkeit her. Bisweilen thut er noch mehr: er unterdrückt Schönheiten, die an der Stelle, wo sie stehen, zu vielen Glanz haben würden; er verwandelt ein Gleichniß in eine Metapher, die Schreibart dichter zusammen zu pressen; er schwächt ein starkes Wort, er löscht ein Bild aus, er nimmt eine Figur weg; er verstümmelt Periode, Numerus, Symmetrie, um desto wahrer zu scheinen, und das Ohr durch einen Sturz, durch einen übereilten Sprung aufzuwecken; er läßt so gar kleine Unrichtigkeiten stehen, die der Kritik zur Nahrung dienen können, wobey sich aber Leute von Geschmack nicht aufhalten werden. Warum dieses? weil er weiß, daß die höchste Stufe der Vollkommenheit in jeder nachahmenden Kunst diese ist, daß

der Künstler ganz verschwinde, und nichts sehen lasse, als die Natur, die allein das Recht hat zu rühren, zu gefallen, zu überzeugen.

XIV. Kapitel.

Kunst seine Schreibart zu bilden.

Wir schließen diesen Artikel damit, daß wir noch ein Paar Worte über die Kunst seine Schreibart zu bilden hinzusetzen.

Man muß, wie jedermann weiß, viel lesen, und zwar die besten Schriftsteller lesen. Hiernächst muß man selbst schreiben: Cicero sagt, daß die Feder in diesem Stücke der beste Lehrmeister sey, Stylus optimus dicendi Magister. Drittens muß man nachahmen. Ich will mich bloß bey diesem letzten Punkte aufhalten.

Die Art, wie man es gemeiniglich anfängt sich die Schreibart durch die Nachahmung zu bilden, scheint wenigen Nutzen zu versprechen. Man legt dem jungen Schriftsteller ein Stück aus dem Cicero oder aus einem andern berühmten Autor vor, wovon er Wendung und Wortfügung auf einen andern Gedanken, den man ihm einzukleiden giebt, hinübertragen soll. Allein dieser Gedanke ist von dem Gedanken

des Cicero verschieden, folglich wird man ihm ein Kleid geben, das ihm nicht angemessen ist. Man sieht leicht, was hieraus entstehen muß.

Man hat bemerket, daß junge Leute, so oft sie nachahmen, ihr eigenes Werk mehr verunstalten, als verschönern. Sie nehmen allemal zu viel, oder zu wenig. Selten haben sie einen Magen, der es machen könnte, wie die Biene, die aus Rosen, Klee und Lilien einen Saft zieht, woraus sie einen andern Saft zusammensetzt, der von dem ausgezogenen ganz verschieden ist. Ungeschickte Nachahmer geben die Rose, den Klee und die Lilien so wieder, wie sie solche gefunden haben, nur mit dem Unterschiede, daß diese Bluhmen unter ihren Händen verwelket sind.

Mag ihnen doch ein Sprachlehrer, um ihnen die grammatikalischen Wendungen zu zeigen, ein gewisses Muster geben, ihre Redensart darnach einzurichten. Zum Exempel, zur Nachahmung dieses Satzes: Ad rivum eundem lupus & agnus venerant siti compulsi, der Wolf und das Schaf, von Durste getrieben, kamen an Einen Bach, gebe man ihnen diesen andern: Der Bruder und die Schwester,

von Liebe getrieben, kamen zu ihrem Vater: *Ad patrem ſuum frater & ſoror venerant amore compulſi.* Dergleichen Uebungen laſſen ſich mit gutem Nutzen vornehmen, und geben den Charakter beider Sprachen vollkommen zu erkennen.

Allein, wenn es darauf ankömmt ein Stück von einiger Länge zu verfertigen, es ſo ſchön zu machen, als es möglich iſt, in einem Styl, in einem Tone, der ſich zu ihm ſchickt; und man dazu durch den Weg der Nachahmung gelangen will: ſo ſehe man hier, wie man es ungefähr anfangen kann.

Ehe die Tonkünſtler ein Koncert anfangen, ſtimmen ſie ihre Inſtrumente auf einerley Ton, den ſie nach einem Inſtrumente nehmen, welches untrieglich und ſeiner Natur nach unveränderlich iſt.

Ehe der nachahmende Schriftſteller die Feder zur Hand nimmt, muß er ſich gleichfalls ein gewiſſes Muſter erwählen, und zwar aus der Gattung, worinn er arbeiten will. Iſt es eine lateiniſche Rede, ſo muß er weder den Saluſt, noch den Livius leſen, viel weniger den Plautus und Terenz. Er muß auch nicht einmal die philoſophiſchen Bücher des Cicero leſen, noch auch diejenigen,

jenigen, die von der Redekunst handeln, am wenigsten seine Briefe; sondern er muß seine Reden lesen, und vornehmlich diejenigen, die von gleicher Gattung mit der Materie sind, die er abhandeln will. Er lese seine Rede für den Marcellus, für das Manilische Gesetz, für den Ligarius, wenn gelobt werden soll. Er lese die Verrinischen, die Katilinarischen, die Philippischen, wenn getadelt werden soll. Wenn ich ein heroisches Gedicht zu verfertigen hätte, so würde ich mich ganz allein an den Virgil halte, ich würde nicht seine Hirtengedichte, auch nicht sein Gedicht vom Landbau nehmen; sondern diejenigen Stellen seiner Aeneide, die die meiste Verwandschaft mit meiner Materie hätten. Ich würde einige davon übersetzen, und sehen, ob ich seine Stärke, seine Kürze, seinen Wohlklang erreichen, ob ich die mannichfaltigen Schönheiten seiner poetischen Sprache in der meinigen mit gleichartigen Schönheiten ersetzen könnte; und wenn ich diese Uebung einige Zeit vorgenommen hätte, so würde ich versuchen, mich ihm nachzuschwingen, und selbst, nach dem Ton seiner Trompete, Schlachten verkündigen. So oft ich zu meinem Werke zurückkehren wollte, würde ich mich mit gleicher Vorsicht zur Arbeit anschicken; und wann es sich zutragen

sollte, daß das Orakel taub bey meinen Bitten bliebe, daß ich seine Stimme nicht vernähme, so würde ich einen günstigern Augenblick erwarten. Auf diese Weise würde Virgil allein mein Apollo und mein Aristarch, mein Genius und mein Richter seyn.

Wäre mein Werk zu Ende gebracht, und es käme nunmehr darauf an es auszufeilen, so würde ich immerfort zu meinem Muster gehen, und wieder zu meiner Arbeit zurück kehren, und versuchen, ob der Eindruck von beiden gleich bliebe. Welche Beruhigung für mich, wenn ich, zum wenigsten an einigen Stellen, gleiche Stärke, gleiche Hoheit, gleiche Naivität, gleiche Harmonie wiederfände? Man nimmt unvermerkt die Sitten derer an, mit denen man umgeht. Geschieht dieses so gar ohne unser Vorwissen, was wird nicht geschehen, wenn man sich bestrebt, wenn man sich Gewalt anthut, ihnen ähnlich zu seyn?

Wer in dieser Absicht liest, um nachzuahmen, muß sich einige Tage lang ganz und gar dem Autor wiedmen, den er nachahmen will. Er muß genau auf seine Gedanken, Wendungen, Ausdrücke acht geben; einige Stellen wiederholen, sich dabey verweilen, das Mark davon ausziehen.

Er muß sich nicht begnügen zu lesen, er muß mit lauter Stimme lesen; die Verse singen, die Reden deklamiren; in Affekt gerathen, sich erhitzen. Nun ist die Musenstunde da; nun ist es Zeit, Pinsel und Palett zu ergreifen. Geschieht es, daß das Gedächtniß dem Geiste des Künstlers Ausdrücke liefert, die von dem Muster, welchem man folget, abweichen, so werden sie doch mit dem allgemeinen Strome fortgerissen werden, und mit den übrigen gleichen Lauf nehmen. Es wird kein Styl seyn, der aus Lappen von allerley Farben zusammengestickt ist; man wird hier keine Perioden sehn, die Horaz, Juvenal und Cicero buntscheckig machen. Die Nachahmung eines einzigen Musters hat alles in eine gleiche Form gebracht, und das Werk ist, was den Ausdruck anbetrifft, so vollkommen geworden, als es, nach der Fähigkeit des Verfassers, seyn konnte.

Vierter Abschnitt.

Von der Aktion oder dem körperlichen Vortrage.

Da diese Arbeit vornehmlich junge Leute zum Augenmerk hat, so wird man mir erlauben, ihnen hier einige Anmerkungen vorzulegen, die ihnen behülflich seyn können, sich in ihren öffentlichen Redeübungen auf eine gute Art zu zeigen. Weil das, was sie hersagen, selten ihr eigenes Werk ist, so erfodert es ihr Vortheil, sich zum wenigsten durch die Art, wie sie es hersagen, Ehre zu erwerben, welches geschieht, wann sie zeigen, daß sie dasjenige, was sie sagen, selbst empfinden und verstehen.

I. Kapitel.

Von dem körperlichen Vortrage junger Leute bey öffentlichen Redeübungen.

Das erste, was junge Leute zu beobachten haben, ist eine reine Aussprache. Dazu gehört, daß sie langsam reden, die Töne deutlich unterscheiden, die Ausgänge völlig hören lassen, die Wörter von einander absondern, ja nicht allein die Wörter, sondern auch die Sylben, zuweilen gar gewisse Buchstaben, die sich verwirren oder

durch

durch ihren Zusammenstoß einen Uebelklang hervorbringen könnten; sich bey den Punkten und Strichen, und sonst überall verweilen, wo der Verstand und die Deutlichkeit es erfodern. Die Aussprache ist beym reden, was der Druck beym lesen ist. Ein Werk das zierlich gedruckt ist, auf schönem Papier, richtig punktirt, wo Zeilen und Wörter in dem gehörigen Abstande stehen, erhält dadurch einen neuen Werth: es verführt die Augen. Eben so gern hört man auch eine reine Aussprache, die dem Ohre die Wörter ohne Verwirrung, ohne Beschwerde zuführt: der Geist übersieht ihre Ordnung und die Abtheilungen der Gedanken desto besser.

2. Muß die Aussprache leicht und ungezwungen seyn. Sobald der Redner sich Gewalt anthut, wird der Zuhörer gemartert. Es ist besser, auf eine galante Art einige Fehler zu begehen, als auf eine pedantische Art alle Kleinigkeiten zu beobachten.

3. Es ist nicht genug, daß die Aussprache richtig und ungezwungen ist, man muß auch einen Ton gebrauchen, der den Sachen, die man sagt, angemessen ist. Weil diese Töne bis ins Unendliche verschieden sind, so ist es sehr schwer ihren Unterschied zu bestimmen, und Regeln davon zu geben. Indessen scheint es doch, als ob

man folgende drey Arten der Töne festsetzen könnte: den vertrauten Ton, den anhaltenden Ton, und einen dritten, der das Mittel zwischen diesen beiden hält, und den man also den mittlern Ton nennen könnte.

Der vertraute Ton ist der Ton des gewöhnlichen Umgangs. Er ist weder singend, noch eintönig. Er besteht in sanften und einfachen Brechungen. Er ist leichter durch die Nachahmung zu lernen, indem man sich ein Muster wählt, als nach Regeln. Ich sage: *indem man sich ein Muster wählt*; denn es muß eine gewisse Wahl angestellet werden: es giebt nehmlich einen vertrauten Ton unter angesehenen Leuten. Nach diesem müssen sich junge Leute bilden, und nicht so reden, wie sie mit ihres gleichen reden.

Der anhaltende Ton ist derjenige, den man bey der Deklamation wichtiger Reden oder bey Lesung sehr ernsthafter Werke gebraucht. Hier ist die Stimme allezeit voll, die Sylben werden hier mit einer gewissen halbsingenden Melodie ausgesprochen; und wenn man die Brechungen der Stimme ändert, so ändert man sie auf eine edle Art.

Der mittlere Ton wird ein wenig mehr aufgestützt, als der vertraute, und etwas weniger,

als

als der anhaltende. Diese drey Arten der Töne haben eine jede ihre Grade, das ist, sie haben mehr oder weniger Stärke, nachdem der Stoff, der Redner, der Zuhörer und der Ort ist.

Bey öffentlichen Schulübungen scheint es, daß man alle Erklärungen, Anmerkungen, Betrachtungen, Erzählungen im vertrauten Tone hersagen müsse: es ist eine gelehrte Unterhaltung.

In einem etwas erhöhtern Tone, alle Anführungen, so wohl in Versen als in Prose, wenn sie nehmlich nicht von der erhabenen Gattung sind, zum Exempel, wenn es ein Stück aus einer Abhandlung oder Komödie, oder wenn es eine Fabel ist. Denn man darf nicht mit einerley Tone den Raben und den Fuchs hersagen, und auch zugleich die Anmerkungen, die über diese Fabel gemacht sind. Diese letztern muß man in einem einförmigern und nachläßigern Tone hersagen; die Fabel hingegen muß ein wenig nach Kunst schmecken, man muß ihr ein reizender, ein lachender Ansehen geben.

In dem anhaltenden Tone deklamirt man Stücke aus einer Rede oder aus der höhern Poesie. Ich setze hier die hohe Poesie und die Rede neben einander, ob jene gleich einen Grad höher steigt. Verse muß man singen und nicht

lesen. So sagt man in einem edlen Tone: Türenne stirbt: alles ist in Verwirrung. Das Glück wanket, der Sieg wird müde, der Frieden entfernet sich; aber dieser Ton ist noch erhabener, wenn man sagt:

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf. Ein Stral von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Flut von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen!

Dieser anhaltende Ton besteht vornehmlich darinn, besonders für junge Leute, daß sie, erstlich die Stimme beym Anfange einer jeden Periode herablassen. Man hat angemerket, daß man allemal zu dem Tone, den man verlassen hat, unvermerkt wieder zurückkehrt. Dieses giebt einige Abänderung, und beschließt die Redensarten so, daß unser Ohr damit zufrieden seyn kann. Er besteht zweytens darinn, daß man auf eine passionirte Art ausspreche, das heißt, daß man auf gewisse Sylben einen Nachdruck setze, das Feuer auszudrücken, die Seele sichtbar zu machen. Drittens, daß man in der hohen Poesie den Reim ein wenig merken lasse,

ohne

ohne jedoch sich anderswo als bey den Strichen und Punkten zu verweilen. Denn es ist ein Fehler, sich bey den Reimen aufzuhalten, wenn es der Verstand nicht erfodert.

Was die Rednergeberden oder Gestus anbetrifft, so glaubt man gemeiniglich, sie bestünden darinn, daß man die Hände bewege. Gestus machen, heißt, durch die Haltung oder Bewegung des Leibes zeigen, daß man denkt, daß man empfindet. Es ist eine Sprache, die an die Augen gerichtet wird, so wie die Worte und die Töne an die Ohren gerichtet werden.

Es wäre eben so lächerlich, wenn man von Kindern die großen Gestus verlangen wollte, als es lächerlich wäre, wenn man die passionirten Töne der Kanzel oder des Theaters von ihnen foderte. Wenn sie nur eine gute Stellung, nur eine Miene annehmen, die gefällig ist, und die mit dem, was sie sagen, übereinstimmt; wenn sie nur zu empfinden scheinen, so ist es schon genug. Machen sie ja einige Bewegungen mit den Händen, so müssen es mehr hervorkeimende, als völlig ausgebildete Gestus seyn. Sie werden sich dadurch nur noch beliebter machen; sie werden das Ansehen haben, als ob sie durch eine gewisse Scham zurückgehalten würden,

den, die in ihrem Alter fast eben so viel werth ist, als die Schönheiten der Kunst.

Ihre Augen womit zu beschäfftigen, mag sich ihre Einbildungskraft die Personen vorstellen, zu welchen sie zu reden scheinen, sie sich in ihrer Stellung, in ihrer Aufmerksamkeit vorstellen. Zum Exempel, wenn sie die Fabel vom Eichbaum und vom Schilfe hersagen, und es redet der Eichbaum, so können sie sich ein Schilf einbilden, das an einem gewissen Orte zuhört, nach welchem sich ihre Augen, und die wenigen Gestus, die sie machen, hinwenden können.

Was die Hände anbetrifft, die ihnen sehr im Wege sind, besonders die linke, so gebe man ihnen im Anfange ein Buch, ein aufgerolltes Papier, die Lehne eines Stules, die sie halb verdecke und ihnen einen Theil ihrer Beschwerden benehme; dieses ist besser, als eine Hand, die in ewiger Monotonie hin und her geht, wie ein Pendel an der Uhr. Bey Sachen die mit Geschmack gemacht werden sollen, ist das Hauptwerk, der agirenden Person ihre Freyheit zu lassen. Es giebt einige Gemüthsarten, die lenksamer sind, als andere; man findet Kinder, die aus der Wiege ein angenehmes Wesen mit sich bringen. Andere hingegen sind in allen ihren Bewegungen steif. Die erstern haben fast gar

keine

keine Lehrmeister nöthig: es ist genug, wenn man ihnen den Weg zeigt und sie der liebenswürdigen Freyheit überläßt, die eine allzustrenge Gesetzgebung unfehlbar ersticken würde. Was die andern anbetrifft, so müssen die Lehren, die man ihnen giebt, allezeit aufgeräumt und lachend seyn. Nur eine zärtliche und kluge Mutter könnte einem solchen Fehler glücklich abhelfen; oder, falls es ein anderer zu thun unternimmt, so müßte er zuvor mütterliche Gesinnungen annehmen.

Ich habe vergessen zu sagen, daß man junge Leute ja nicht ihre ersten Versuche selbst machen lasse: sie würden Gewohnheiten annehmen, die fast unmöglich wieder zu verbessern wären. Man muß ihnen das Beyspiel geben, und so vor ihnen reden, wie man haben will, daß sie selber reden sollen; ihnen mehr als einmal die Töne, die Haltungen des Kopfes, den Gang der Arme, den Schwung der Hände wiederholen; hierauf sie nöthigen, es stehendes Fußes nachzumachen. Wenn sie es in Gegenwart ihrer Lehrer nicht wagen wollen, so muß man sie bitten, sich ganz allein, etwan vor einem Spiegel, zu üben. Da können sie sich nach Belieben hören und sehen, sich billigen und tadeln; und im Fall sie nur eine Anlage zu einem gesunden Verstande

und Geschmacke besitzen, so werden sie die Geberden ihres Musters bald wiederfinden, oder sie durch ähnliche zu ersetzen wissen. Alsdann werden sie mit mehr Zutrauen und folglich auch mit besserm Glücke wiederum auftreten können. Die Menschen sind Menschen in jedem Alter: man muß ihrer Eigenliebe vor andern Leuten zu schonen suchen. Hæc omnia magis monitoris non fatui, quam magistri eruditi.

II. Kapitel.

Wichtigkeit des körperlichen Vortrages.

Nunmehr erlaube man mir ein Wort an die Redner zu richten, und ihnen die Verbindung vorzustellen, die sich unter der Sprache der Geberden und der Töne, und unter der Sprache der Worte befindet, und ihnen zu empfinden zu geben, von welcher Wichtigkeit es sey, daß Worte, Ton der Stimme, und Geberden, bey dem Redenden übereinstimmen.

Unser Vorsatz ist hier keinesweges Regeln zu geben. Wir haben uns nur ein einziges Augenmerk vorgesetzt: nehmlich den Umfang und die Menge von Dingen zu zeigen, die die Kunst der Deklamation in sich schließt: damit, falls sie jemand zu seinem eigenen Gebrauche studiren will,

will, er seinen Gegenstand einiger maßen kennen möge. Wir wollen auch zugestehen, wenn man es haben will, daß fast ein jeder sein eigener Lehrmeister in diesem Stücke seyn muß, und daß alle Anweisungen, zumal die schriftlichen, so zu sagen, verlorne Unkosten sind.

Die Alten hatten über die Rednergeberden und über den Ton der Stimme eine Sammlung von Regeln, die eine ganze Kunst enthielt, und die denen zur Richtschnur diente, die eine öffentliche Rede zu halten hatten. Ja sie glaubten, dieses Stück sey eines der allerwichtigsten bey der Kunst zu rühren und zu überreden.

Wir im Gegentheil haben bisher geglaubt, es sey weit kürzer zu glauben und beständig im Munde zu führen, daß man sich bey der Deklamation dem Naturtriebe überlassen müsse, daß es für diesen Theil der Redekünst keine Regeln gäbe, und daß, wenn man sich in den Sinn kommen ließe, dergleichen hineinzubringen, es ein unfehlbares Mittel seyn würde, die Natur zu zerstören, oder wenigstens zu verderben. Wenn diese Art zu denken richtig wäre, so würde die Beredsamkeit selbst eben so wenig Regeln nöthig haben: weil die natürliche Beredsamkeit allemal die meiste Stärke und Anmuth besitzt. Eben so wäre es auch mit allen übrigen Künsten be-

schaffen, deren Endzweck es ist, die natürlichen Kräfte zu ordnen, zu verschönern, zu verstärken, um sie desto gewisser zu ihrem vorgesetzten Zwecke zu bringen.

Jedermann hat von dem Wettstreite reden hören, den Cicero und Roscius mit einander hatten. Der Redner drückte einen Gedanken durch Worte aus; der Schauspieler drückte ihn augenblicklich durch Geberden aus. Der Redner änderte die Worte mit Beybehaltung des Gedankens; der Schauspieler änderte die Geberden, und drückte den Gedanken noch einmal aus. Hier hat man also zwey Mittel sich auszudrücken, deren jedes hinlänglich ist, die Gedanken vorzustellen: die Rede und die Geberden.

Die Pantomimen spieleten ganze Stücke durch bloße Geberden. Sie machten daraus eine zusammenhangende Rede, die von den Zuschauern ganze Stunden lang angesehen wurde. Was wäre geschehen, wenn sie noch den andern Theil der Deklamation hinzugethan hätten, nehmlich den Ton der Stimme?

Die Musik, welche nur diesen letzten Ausdruck besitzt, drückt in dieser Sprache unendlich viele Sachen aus. Sie schildert die Freude, die Traurigkeit, das Schmachten; sie weiß die Stärke, die Schwäche, den Trotz, ein Ungewitter,

ter, das Brüllen der Erde nachzuahmen; sie erhitzt, sie entzückt: und redet nur durch bloße Töne. Was würde geschehen, wenn sie mit den Geberden verbunden wäre, die durch den Weg der Augen unsre Seele rühren, und mit den Worten, die zugleich zum Verstande und zum Herzen gehen?

Man fragte den Demosthenes, welches die erste und die vorzüglichste Eigenschaft eines Redners sey? er antwortete: Die Aktion; und welches die zweyte sey? die Aktion gleichfalls; und die dritte? gleichfalls die Aktion, bis man zu fragen aufhörte: wodurch er zu verstehen geben wollte, daß, ohne die körperliche Beredsamkeit, alle übrigen Eigenschaften eines Redners für wenig zu rechnen wären.

Er hatte es empfindlich genug erfahren, um davon überzeugt zu seyn. Dieser Redner, der beredteste der jemals gewesen ist, wurde der Stärke seines Geistes und seiner nachdrücklichen Beredsamkeit ungeachtet, allemal ausgezischt, so lange er die Kunst seine Waffen zu führen noch nicht verstand. Der Unterricht, den er von einem Schauspieler erhielt, war für ihn ein aufgehender Lichtstral, der ihm klärlich zeigte, daß ohne diese körperliche Beredsamkeit die schönsten Sachen nichts als ein Leichnam ohne

Leben sind, weit fähiger den Zuhörer kalt zu machen, als ihn zu erhitzen. Er legte sich daher mit allen Kräften darauf; und die erstaunliche Mühe, die er sich gab, nebst der unsterblichen Ehre, die er sich dadurch erworben hat, sind eine hinlängliche Rechtfertigung für diejenigen, die seinem Beyspiele folgen, und sich der Kunst zu deklamiren gänzlich wiedmen wollen.

Die Erlernung dieser Kunst ist nicht allein den Rednern, den Schauspielern vom Handwerk, und allen denen nützlich, die verbunden sind zu gewissen Zeiten öffentlich aufzutreten: sondern wie kann ohne sie, irgend ein Mensch, der die Meisterstücke der Schriftsteller lesen will, ihre Schönheiten empfinden? Man erlaube uns, unser Gleichniß vom Leichnam wieder anzubringen, so häßlich es auch ist. Die Bücher, die wir lesen, sind lauter leblose Gestalten, Schattenbilder ohne Blut, die der Leser beseelen muß, wenn er ihre Züge erkennen will. Er muß ihnen seine Stimme, seine Geberden leihen; er muß den Oedipus sehen, wie er sich an die Stirne schlägt, und vor Schmerzen heult; er muß den Donner des Demosthenes hören; er muß sich mit dem Cicero gegen die Katiline, gegen die Klodier erhitzen, und rund um sich her die Zuhörer zittern: sonst sind die schönsten Werke kalte Figuren, kaum

entwor-

entworfene und halb ausgelöschte Risse, flüchtige Züge eines berühmten Pinsels.

Und ein Verfasser, der selbst schreibt, wie will er seine Schreibart beleben, wenn er sich nicht in seinem Zimmer einbildet, den Himmel anzureden, die Hölle zu eröffnen? Woher will er Lieblichkeit, Stärke, Nachdruck bekommen, wenn er nicht, zum wenigsten mit halber Stimme, die Töne der Natur versucht?

Da nun die Kunst der Deklamation demjenigen, der schreibt, der liest, der öffentlich redet, gleich nützlich ist: so ist es zum wenigsten vernünftig, sich einen Augenblick dabey aufzuhalten, um zu sehen, was sie enthält.

III. Kapitel.

Wie viel Dinge bey dem körperlichen Vortrage zu beobachten sind.

Die Deklamation, oder, wie die Lehrer der Redekunst sie nennen, die Aktion, ist eine Art von Beredsamkeit des Körpers, ein Ausdruck der in Geberden und im Tone der Stimme besteht: Est actio quasi corporis quædam eloquentia, cum constet motu atque voce.

Diese Art der Rede hat, so gut wie die Sprache der Worte, ihre Bestandtheile, ihre Elemente.

Sie hat ihre eigene Naivität, ihren Reichthum; sie hat ihre besondere Uebereinstimmung mit einem jeden Gegenstande, und ihre allgemeine, mit dem ganzen Stoffe; sie hat ihre Melodie, ihren Numerus, ihre Abänderungen, ihr Uebliches. Und eben so hat sie auch ihre Fehler und Ausschweifungen.

Es giebt einfache Töne und einfache Geberden, woraus die andern zusammengesetzt sind. Es giebt einige, die mehr oder weniger zusammengesetzt sind, und deren Zusammensetzung mehr oder weniger leicht ist. Ja, man kann sagen, daß die Geberdensprache nicht allein ihre Perioden und Redensarten, sondern auch ihre Wörter, Sylben und Buchstaben hat. Allein das sonderbarste hiebey ist, daß, auf der einen Seite, alle Menschen, von welchem Alter und Stande sie auch sind, diese Sprache verstehen, und daß, auf der andern Seite, jeder Mensch seine eigene hat, die ihm so eigenthümlich, so persönlich zugehört, als sein eigenes Wesen. Wir haben ein jeder eben so unsre eigenen Geberden und Töne, als wir unsere äußerliche Bildung, unsern Leibesschnitt, unsre Züge, unsre Stimme haben; und wir haben sie von andern Menschen so verschieden, als wir selbst von ihnen

ihnen durch unsern eigenthümlichen Charakter verschieden sind.

Ein jeder Redner hat also seine Bewegungen und Stellungen, die ihm und zwar ihm allein eigen sind. Dieses Eigenthümliche des Ausdrucks macht, daß er die Sprache, die der ganzen Welt zugehört, auf eine ihm ganz eigene Weise redet, und setzt ihn in den Stand, sich auf eine neue Art auszudrücken, selbst alsdann, wann er sich solcher Worte bedient, die gar nichts neues an sich haben. Daher kömmt es, daß wir zuweilen dem einen Prediger mehr als dem andern, diesem Schauspieler mehr als jenem zugethan sind. Man gebe zwey verschiedenen Leuten einerley Sachen zu sagen und einerley Rolle zu spielen. Der eine bezaubert uns, der andre bringt uns zum gähnen. Das macht, der eine fügt zu dem wörtlichen Ausdruck eine Geberdensprache hinzu, die klar, bestimmt, naiv ist; der andere hingegen hat unbestimmte, falsche, oder nicht viel bedeutende Geberden.

Es giebt drey Gattungen von Geberden: einige stellen etwas durch die Nachahmung vor, wie wenn man jemandes Gang oder Stimme nachmacht: man kann sie nachahmende Geberden nennen. Andere bezeichnen bloß einen Ort, eine Sache, eine Person: dieses sind an-

deutende Geberden. Endlich giebt es auch solche, die man leidenschaftliche Geberden nennt: weil sie die Leidenschaften der Seele schildern, und den Eindruck davon denen mittheilen, die sie sehen.

Die nachahmenden Geberden finden sich mehr im Komischen, als im Tragischen. Es schickt sich nicht für einen wohlgesitteten und ehrbaren Mann, eines andern Ton und Mienen nachzumachen: weil sich bey dergleichen Nachahmungen allemal ein Zug befindet, der einen Mangel an Ernsthaftigkeit und etwas Possenhaftes verräth.

Die andeutenden Geberden drücken den Gedanken überhaupt aus; sie zeigen dem Zuschauer den Gegenstand, auf welchen er seine Aufmerksamkeit richten soll.

Die leidenschaftlichen Geberden sind wahre Abdrücke unserer Seele. Die Natur bedient sich derselben, wann sie sich selbst erklären will, und wann sie sich ganz den empfangenen Eindrücken überläßt. Diese Geberden sind die Seele der Rede, durch sie allein erhält die Beredsamkeit den Sieg. Diese Gattung begreift alle Stellungen und alle Bewegungen des Leibes unter sich. Einem Redner auf der Kanzel muß sogar die Setzung der Füße nicht gleichgültig seyn,

unge-

ungeachtet sie niemand sieht. Denn von ihrer Stellung hängt oft die Sicherheit, der Anstand, die Anmuth der ganzen Leibeshaltung ab.

Eben so verhält es sich auch mit den Tönen der Stimme, die durch die kleinsten Stufenfälle unterschieden, vertieft oder erhöhet werden, durch halbe Töne, durch viertel Töne, bisweilen durch Eintheilungen, die die musikalische Rechenkunst nicht erreichen kann. Insgemein bleibt die Stimme des Redners in der Quinte. Sie geht nicht ehe heraus, als bey den Ausbrüchen, wann die grössesten Streiche geführt werden. Dieses nannten die Lateiner vocis contentio. Wie viel Kunst und Sorgfalt gehört nicht dazu, alle diese Grade zu treffen! Noch mehr: jeder Redner hat seine eigene Stimme, die eine besondere Kunst erfodert, entweder sie sanfter zu machen, wenn sie zu rauh ist, oder sie zu unterstützen, wenn sie schwach ist, sie zu berichtigen, wenn sie falsch ist, sie zu mäßigen, wenn sie zu laut ist.

Kurz, es giebt keine Leidenschaft, keine einzige Bewegung in irgend einer Leidenschaft, ja keinen Theil dieser Bewegung, der nicht seinen besondern Ton, seine besondere Geberde, seine Brechungen, seine Grade des Tons und der Geberde hätte; auch giebt es keinen Menschen, der diese Bewegung auszudrücken nicht

seine eigenthümlichen Geberden und Töne hätte; ja, was diejenigen die öffentlich reden, noch mehr erschrecken muß, es giebt keinen einzigen Zuhörer, der nicht, wenn er ein Mensch ist, im Stande seyn sollte, diesen Ausdruck wahrzunehmen und seine Richtigkeit zu empfinden.

Eben auf diese Empfindsamkeit des Zuhörers gründet sich die Kraft und der Nachdruck der Geberdensprache. Zwischen ihm und dem Redner ist eine Sympathie, eine natürliche Uebereinstimmung, die macht, daß der eine alles genau und begierig auffaßt, was der andere durch seine äußerliche Gestalt und durch die Töne seiner Stimme ausdrückt. Wenn unsre Augen und Ohren der Aktion des deklamirenden Redners nachfolgen, so üben sie ihre Kräfte an ihrem natürlichsten Gegenstande; wir verlieren nicht das geringste; die Natur selbst spricht zu unsern sinnlichen Werkzeugen, zu diesen Werkzeugen, die sie ausdrücklich für sich selbst gemacht, und zwar so gemacht hat, daß sie von ihnen verstanden und begriffen werden wollte, so bald sie zu ihnen reden würde.

Eine Sprache, so nachdrücklich, so reich sie auch an Wörtern und Wendungen ist, bleibt doch in tausend Fällen weit hinter dem Gegenstande zurück, den sie ausdrücken will. Es giebt

giebt Dinge, die sie nur zum Theil, oder dunkel, oder weitschweifig sagt. Oft entwirft sie nur, was doch gemalt, ja gar eingegraben seyn sollte. Ein einziges Geschrey erschüttert uns bis in die innerste Seele; ein einziger Wurf des Auges spricht geschwinder und besser, als alle Reden. Eine Stellung, Eine Haltung des Leibes überzeugt uns, erklärt uns mit einemmal tausend Dinge, die wir mit Vergnügen auseinanderwickeln. Wie viel reizende Scenen giebt es nicht, die alles der Kunst und den glücklichen Naturgaben des Schauspielers zu danken haben, und die, wenn sie nichts als die Worte zu ihrem Ausdruck hätten, kaum ein Schattenriß gewesen wären.

Die Sprache der Deklamation ist eben so fruchtbar und reich, als sie nachdrücklich ist. Sie hat Ausdrücke, die mit den Worten und Wendungen von jeder Art genau zusammenstimmen. Bey den verblühmten Redensarten, bey der Metonymie, bey der Vergrösserung sind Töne und Geberden stärker, feuriger. Die Wiederholung, die Umkehrung, die Zusammenfassung der Begriffe verändern sie gleich im Anfange, beym Schlußfalle, oder an beiden Orten. Die Steigerung läßt sie herauf oder herunter steigen; die Frage und Beantwortung

läßt

läßt sie in Bässen und Diskanten koncertiren; der Gegensatz und die Vergleichung theilen und zerschneiden sie nach gewissen Symmetrien, so daß sie sich bald durchkreuzen, bald neben einander fortlaufen, itzt gerade vor sich hin, itzt wiederum zurück. Kurz, es giebt keine Figur der Rede, mit welcher nicht auch eine Figur der Geberden und des Tones übereinstimmen sollte.

Die Biegsamkeit, womit sich die Geberden und die Töne nach den Figuren der Gedanken und der Wörter bequemen, findet sich eben so merklich in den Perioden.

Es giebt einfache Perioden, von einem einzigen Gliede. Es giebt zusammengesetzte, von zwey, von drey, von vier, von fünf, von sechs Gliedern und darüber. Es ist kein einziges unter ihnen, welches nicht einen gewissen Ton, und gewisse Geberden erfoderte, die es vom Anfange bis ans Ende begleiten, die jedes Glied mit einer gewissen Brechung schließen, die Zwischensätze absondern, die folgenden Glieder ankündigen, und endlich den vollständigen Ruhepunkt bezeichnen.

Ein gewisser Ton kündigt das erste Glied an, ein andrer Ton kündigt das zweyte, ein andrer das dritte Glied an, und endlich läßt einer das deni-

denique merken, und benachrichtiget Geist und Ohr, daß ein völliger Ruhepunkt kommen wird. Kurz, so wie in einer schönen Periode Melodie, Harmonie, Numerus, und Abänderung der Melodie, des Numerus und der Harmonie zu finden ist: eben so giebt es auch in den Geberden und Tönen eine Melodie, die sie vereiniget und aneinander fügt; denn in der Geberde, die wirklich gemacht wird, muß noch ein Rest von derjenigen zu finden seyn, die vorhergegangen ist, und der erste Keim von derjenigen, die folgen wird.

Es giebt einen Numerus darinn, der die Ruhepunkte und Absätze anordnet, der die Schlußfälle vorbereitet, der die Tonhaltung angiebt.

Es giebt eine Harmonie darinn. Weil in diesem Stücke jedermann Kenner ist: so darf der Schauspieler nur Eine widersprechende oder verstümmelte Geberde machen, Einen falschen Ton angeben, Einen Schlußfall versäumen, so wird er ausgezischt. Wenn hingegen die Geberde, der Ton von einer ausbündigen Wahrheit ist: so klatscht man in die Hände. Sobald man aber einerley Brechungen, einerley Endigungen, einerley Bewegungen immer wieder bringt; so malt sich die Zerstreuung in den

Augen

Augen des Zuschauers, die Muskeln lassen nach, er schläft ein.

Es giebt Abänderungen darinn. Die Mannichfaltigkeit, die in allen Dingen das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes ausmacht, ist in der Deklamation vornehmlich nöthig. Man muß abändern, nicht allein wann die Sachen sich abändern; (welches unumgänglich nothwendie ist;) sondern auch, wann eben dieselben Sachen wiederholt werden. Das le pauvre homme in Molierens Tartüff, das Was kriegt sie mit, das Ohne Interessen in Lessings Schatze, alle diese wiederkehrenden Worte werden abgeschmackt und ekelhaft, wenn sie mit eben denselben Tönen und Geberden wiederkommen.

Endlich müssen auch Richtigkeit, Deutlichkeit, Wahrheit darinn herrschen. Diese letztere Eigenschaft scheint die andern beiden in sich zu schließen. Denn sobald bey Geberden und Tönen der Ausdruck wahr ist, so ist er auch richtig und deutlich, weil er gar nichts kunstmäßiges enthält, nichts, welches erworbene Kenntnisse voraus setzt. Die Richtigkeit ist weiter nichts, als eine genaue Uebereinstimmung des Ausdrucks mit der ausgedrückten Sache. Nun ist die Wahrheit nichts anders, als eben dieselbe Uebereinstimmung: also muß, wenn der Ton und

und der Gestus wahr ist, entweder der eine, oder der andere, oft auch alle beide mit dem Gedanken zugleich zum Vorschein kommen, mit ihm wachsen, sich nach allen seinen Ungleichheiten und Stufenfällen bequemen; und dieses nennt man Richtigkeit.

Sie müssen frey und lebhaft seyn. Alles, was nach Zwang, nach Mühe schmeckt, verräth Kunst und Falschheit; was furchtsam ist, zeigt Schwäche oder Mißtrauen an: folglich muß sich Freymüthigkeit und Ungezwungenheit und eine anständige Dreistigkeit in dem äußerlichen Vortrage des Redners offenbaren. Alle diese Eigenschaften sind in dem Begriffe der Wahrheit enthalten.

Dieses ist diejenige Wahrheit, die wir sonst Naivität genannt haben; wenn sich nun diese in den Worten und Redensarten befinden muß, die der Redner gebraucht, der sich einer Sprache bedient, die von menschlicher Erfindung ist: so wird sie sich mit noch weit mehrerm Rechte in der Sprache der Natur befinden müssen.

Doch es giebt in dieser Gattung, so wie in der Malerkunst, ein Wahres und ein schönes Wahres. Denn wenn sich irgend zwey Gattungen gleichen, so ist es gewiß die Malerkunst und diese körperliche Beredsamkeit: weil die eine das

Vor-

Vorbild und die andere das Nachbild ist. Ich sage die eine, ohne Bestimmung; denn so wie die Natur das Muster der Maler ist, so müssen die Gemälde wiederum die Muster schöner Rednergeberden seyn. Wie viel Lehren für einen vollkommenen Redner und Schauspieler liegen nicht in den Gemälden des Lebrun, des Lesueur, des Poussin, wo alle Figuren Arten von Pantomimen sind, die desto bewundernswürdiger sind, weil sie zu ihrem Ausdrucke keine Reihe von Geberden haben, die sich gemeinschaftliche Hülfe leisten, sondern nur eine einzige. In diese einzige Geberde mußte man die ganze Seele Alexanders schliessen, den ganzen Schmerz der Mutter des Darius. Die Kunst hat es gethan, und hat das Geheimniß gefunden, uns Thränen auszupressen.

Was würden wir nicht empfinden, wenn ein Redner bey einem wahren, wirklichen, existirenden Stoffe, an sich selbst, das will sagen, an einem lebenden und beseelten Muster, dasjenige vorstellte, was sonst nur auf Leinewand gemalet, oder gar nur auf Papier abgerissen ist; und wenn er zu diesen Geberden noch die Sprache und die Töne der Natur hinzufügete?

Zu allen diesen Eigenschaften thue man noch den Anstand hinzu, der sich über alle andern

Theile

Theile erstreckt, und die Art und Weise, und die Gränzen in allem vorschreibt, was man sagt, oder was man thut. Er zeigt dem Redenden, was sein Gegenstand, was der Ort, wo er ist, die Versammlung die ihn hört, der Gedanke den er ausdrückt, ja was sein eigenes Alter und sein Stand von ihm fodert. Vornehmlich aber ordnet er die Bewegung an.

Die meisten unter denen, die sich damit abgeben öffentlich zu reden, haben keinen Begriff von dieser Bewegung, oder sie nehmen sie wenigstens nicht in Acht. Und doch ist es diese Bewegung, (welche die Alten zuweilen Rythmus nannten,) von der so wohl der starke, als der sanfte Eindruck abhängt.

Die Griechen unterschieden zweyerley Bewegungen: eine sanfte, so wie im gemeinen Leben, wann unser Herz zwar beschäfftiget ist, aber ohne Unruhe: diese nannten sie ἦθος; und eine lebhafte, wie, wann sich Leidenschaften in uns entzünden: diese hieß παθος, daher das Wort pathetisch kömmt.

Diese beiden Bewegungen müssen wechselsweise auf dem Rednerstule herrschen, bald um sich sanft einzuschmeicheln, bald um sich eine Oeffnung zu machen und mit Sturm zu erobern. Schwache Redner wissen nur von einer einzigen

Art, die sich auf eine Gewohnheit gründet, die sie, thörichter Weise, von einem Muster angenommen haben, das vielleicht in einem andern Stücke mit Recht berühmt, in diesem Stücke aber ganz gewiß fehlerhaft war. Sie bringen alles mit gleicher Hitze vor, Eingang, Eintheilung, Erzählung, und Beweise. Es ist ein aufgezogenes Rad, das nichts aufzuhalten vermag. Wenn sie von ungefähr die Bewegung abändern, so geschieht es auf eine so ungeschickte Art, daß sie jedesmal ihren schlechten Geschmack verrathen. Weil ihr einziger Zweck nur ist, ihr Gedächtniß einer beschwerlichen Bürde zu entladen: so schütten sie den frischen Zufluß immer unabgesetzt aus; und denken gar nicht daran, daß sie selbst die Leidenschaften vorstellen müssen, die sie in andern erregen wollen; und daß diese Leidenschaften, gleich dem Feuer, von so feiner und flüchtiger Natur sind, daß der Eindruck des geringsten Hauches, der geringsten Idee, die durch die Seele geht, ihre Farbe, ihre Bewegung, ihren Lauf verändert.

Unter allen Bewegungen ist diejenige die anständigste und die beredteste, die des Redners Zuversicht zu seiner guten Sache, und die Gewißheit anzeigt, die er hat, sie auf eine solche Art vorzustellen, daß diejenigen überredet wer-

den,

den, die ihn anhören. Diese Bewegung bringt dasjenige hervor, was man den Ton des Ansehens nennt, wenn der Redner Herr von seiner Materie, Herr von sich selbst, zuversichtlich ohne Stolz und seines Beyfalles sicher zu seyn scheint. Dieser Ton flößt dem Zuhörer Hochachtung ein, und verdoppelt den Glauben an seine Beweise. Dahingegen ein Mensch, der sich von seiner Materie fortreißen läßt, uns nichts weiter als einen Begriff von seiner Leichtsinnigkeit oder von seiner Schwäche giebt.

Einige glauben ihr Ton sey anständig, und der Kanzel, worauf sie reden, würdig, wann sie ihrer Stimme ihre ganze Ausdehnung geben, und alles singen, was sie sagen. Dieser schreyende Ton ist eine beständige Zerstreuung für den Zuhörer. Sein Kopf wird von dem Getöse betäubt, und seine Seele ist in einer ganz leidenden Bewegung, ungefähr so, wie man sie in gewissen Augenblicken der Träumerey erfährt, wo man hört, ohne zu vernehmen, wo man vielerley Gegenstände sieht, ohne einen einzigen genau zu betrachten. Zuweilen wird die Stimme durch den allzukleinen Ort geängstiget, sie prallt wieder auf sich selbst zurück, und bringt einen Mißhall hervor, der den Zuhörer ganz dähmisch macht, und ihn nöthigt, wofern er

etwas hören will, seine Aufmerksamkeit dergestalt anzustrengen, daß ihn diese Arbeit zerstreut, und den Eindruck schwächt, den er bekommen haben würde.

Wir wollen hier die satirischen Anmerkungen des Pater Sanlec *) nicht wieder auf die Bahn bringen. Wir wollen nur anmerken, daß es keine Kunst giebt, die aus so vielen Theilen besteht, wie die Redekunst; und daß fast keine zu finden ist, die wir weniger studiren, und worinn wir folglich mehr Fehler machen.

Wäre gleich die Seele des Zuhörers eine reine Tafel, ohne Vorurtheil, ohne vorgefaßte Meynungen; wäre sie gleich ein weiches Wachs, willig und bereit alle Bildungen anzunehmen: so würde sie doch der Wahrheit nicht gehorchen, die man ihr auf eine solche Weise vortragen wollte, wie man sie täglich vorträgt, ich meyne mit allem Anscheine von Falschheit. Nun aber kömmt der Zuhörer oft mit seinem Panzer bedeckt, alle Pfeile abzuhalten, die man ihm zuwerfen will. Er fodert den Redner heraus, er erwartet ihn, er beurtheilt seine Kunst, seine Geschicklichkeit, fest entschlossen den Streich abzuwenden oder zurück zu schicken. Der geringste

*) Der Pater Sanlec hat ein Gedicht über die Deklamation der Redner geschrieben.

ste Fehler rührt seinen Geist augenblicklich, nimmt dem Beweisgrunde seine Kraft, und zerstört die ganze Unternehmung des Redners.

Man wünscht, daß ein Redner, und vornehmlich ein geistlicher Redner, vollkommen erfüllt mit seinem Stoffe und mit der Wichtigkeit seines Dienstes, und als einer, der, wie man sagt, die Republik auf dem Herzen trägt, die Wahrheit kräftig und einfältig vorstellen möchte, bloß mit demjenigen Feuer und Lichte, die sie allemal zu begleiten pflegen. Allein anstatt dieser männlichen Stärke, welche Demosthene erfodert, messen mittelmäßige Kunstverständige die Beredsamkeit nach ihren eigenen Kräften ab, und glauben alles gethan zu haben, wenn sie uns artige Sachen schenken, Redensarten die ein Aufsehen machen, witzige Einfälle, Flittern; und wenn sie damit zu Stande kommen dergleichen elende Waaren auf ein grobes Gewebe zu heften, so werfen sie alles unter die Zuhörer, so wie es ihnen ihr Naturtrieb oder die fehlerhafte Nachahmung eines gewissen blindlings gewählten Musters eingiebt.

Die Schwierigkeiten, die man hier bey der Kunst zu deklamiren vorstellt, könnten einige Leute erschrecken. Allein man richtet diese Anmerkungen nur an solche, die den ganzen Umfang

ihrer Kunst eingesehen haben, und sich vorsetzen, den Preis davon zu tragen.

Eine jede Kunst in der Welt erfodert Mühe; und wenn irgend eine ist, die sie verdient, so ist es diese. Man hält jungen Leuten ganze Jahre lang Meister, ihnen die Kunst bey zu bringen, wie sie hereinkommen, herausgehen, grüssen, sich hinstellen sollen: und man will es der bloßen Natur, dem bloßen sinnlichen Triebe überlassen, über Anstand und Anmuth bey solchen Gelegenheiten die Aufsicht zu führen, wo sich der Mensch einem ganzen Volke zur Schau stellt, einem Volke, welches alle seine Bewegungen, alle seine Töne nach der Strenge richtet. Dieses gute Naturell, wovon man bey der körperlichen Beredsamkeit so viel Rühmens macht, und wovon man sich einbildet, daß es ungebaut und ungebessert bleiben müsse, wenn es natürlich seyn soll, würde gar nichts verlieren, wenn es gepflegt würde; und würde wahrhaftig Stärke und Reizungen gewinnen, die es nicht hat.

Zweyter Artikel.
Von der historischen Erzählung.
I. Kapitel.
Von der Eigenschaft der historischen Erzählung und ihren verschiedenen Arten.

Die Erzählung ist ein genauer und getreuer Vortrag einer Begebenheit, das heißt, ein Vortrag, der die ganze Begebenheit zu wissen thut, und zwar so, wie sie wirklich ist. Denn wenn er mehr oder weniger davon zu wissen thut, so ist er nicht genau; und wenn er sie anders zu wissen thut, so ist er nicht getreu. Wer erzählet, was er gesehen hat, erzählt es, wie er es gesehen hat, und wie es zuweilen nicht ist: alsdann ist die Erzählung getreu, ohne genau zu seyn.

Eine jede Erzählung ist das Ebenbild derjenigen Begebenheit, die den Stoff davon ausmacht. Lebrün und Curtius haben beide die Schlachten Alexanders gemalt. Dieser mit willkührlichen und angenommenen Zeichen, nehmlich mit Worten; jener mit natürlichen und nachahmenden Zeichen, nehmlich mit Farben und mit Pin-

selzügen. Sind sie der Wahrheit genau gefolgt, so sind sie beide Historienschreiber. Haben sie das Falsche mit dem Wahren vermischt, so sind sie Poeten, zum wenigsten in dem erdichteten Theile ihres Werkes. Denn der Charakter des Poeten ist, das Wahre mit dem Falschen zu vermischen, und zwar mit der Behutsamkeit, daß alles von gleicher Natur zu seyn scheine.

Ob es nun gleich mit dem Geschichtschreiber nicht eine gleiche Bewandniß hat, so steht er doch ebenfalls zwischen der Wahrheit und der Erdichtung in der Mitte. Er wünscht natürlicher Weise seine Leser an sich zu ziehen. Und da das Anziehende der Erzählung allein von Sachen abhängt, die groß und sonderbar sind: so ist es einem Erzähler, zumal wenn er eine lebhafte Einbildungskraft hat, wenn nicht sehr bekannte Urkunden wider ihn sind, und die Begebenheit, die er unter den Händen hat, sich einigermaßen dazu bequemt, sehr schwer, sich an die bloße Wahrheit zu halten und in keinem Stücke davon abzuweichen. Er lieset seine Verzeihung in den Augen der Zuhörer, die fast allemal eine rührende Wahrscheinlichkeit lieber haben, als eine trockene Wahrheit. Wie ist es da möglich, sich einer gewissenhaften Genauigkeit zu unterwerfen? Wenn man die Begebenheiten in Ehren hält, wo-

bey

bey man leicht einer Falschheit überführt werden könnte, so wird man sich doch wenigstens in Ansehung der Ursachen etwas nachsehen. Man wird sich ein Vergnügen daraus machen, die grössesten, die merkwürdigsten Wirkungen aus einer fast unsichtbaren Quelle herzuleiten, unsichtbar, entweder ihrer Geringfügigkeit oder ihrer Entfernung wegen. Man wird unmerkliche Verknüpfungen zeigen, verborgene Schlupfwinkel aufdecken; ein geringer Umstand, aus dem Haufen herausgenommen, wird zur Entwickelung der allergrössesten Unternehmungen dienen müssen. Durch dieses Mittel wird man die Ehre erhalten, ein Mann zu heißen, der gute Augen gehabt hat, der tiefe Untersuchungen angestellt hat, der die Falten des menschlichen Herzens genau kennt; und über das alles wird man noch die Erkenntlichkeit und Bewunderung der meisten Leser erhalten. Dieser Fehler, wie man leicht glauben kann, ist kein Fehler seichter und ungehirnter Köpfe. Allein so nahe er auch der Tugend kömmt, ist er doch darum nicht weniger ein Fehler.

Die Erzählung hat alle ihre Schönheit und Vollkommenheit erreicht, wenn sie zu der Treue und Genauigkeit, die Kürze, die Naivität und

eine solche Art des Anziehenden, des Einnehmenden hinzuthut, als sich für sie schickt.

Man muß bey der Erzählung kurz seyn. Wir haben es bereits bey der Aesopischen Fabel gesagt*); und wir wiederholen hier, daß man niemals lang ist, wenn man nicht mehr sagt, als was gesagt werden muß. Dem Redner kömmt es zu, die Gränzen und den Umfang seines Stoffes zu kennen. Wir haben einen Augenblick vorher **) von der Naivität der Rede, und folglich auch von der Naivität der Erzählung gehandelt. Was das Einnehmende anbetrifft, so haben wir bey Untersuchung der Epopöe ***) seine Eigenschaften erklärt, und die Arten davon bestimmt. Wir wollen hier nur anmerken, daß das Einnehmende der wahrhaften Erzählung unendlich grösser, als das Einnehmende der fabelhaften ist: weil die historische Wahrheit uns sehr nahe angeht, und gleichsam einen Theil unseres Wesen ausmacht; sie ist das Ebenbild von unseres gleichen, und folglich unser eigenes. Die Fabeln sind nur Gemälde der Einbildungskraft, sinnreiche Hirngeburten, die uns gleichwohl rühren, weil sie Nachahmungen der Natur

tur

*) 1 Band, S. 283. u. f.

**) Siehe oben, S. 202.

***) S. im 2. Bande S. 3. u. f.

tur sind, die uns aber weniger rühren, als die Natur selbst, weil sie nichts weiter, als Nachahmungen sind: In omni re procul dubio vincit imitationem veritas. *Quint.*

Es giebt überhaupt drey Gattungen der Erzählung: die rednerische, die historische, und die vertraute Erzählung. Wir haben von der ersten bey der Rede gehandelt; und von der letzten bey der Fabel. Wir schränken uns hier nur auf die historische Erzählung ein.

Die historische Erzählung hat so vielerley Charakter, als es Arten von Geschichten giebt. Nun aber giebt es eine Geschichte der Menschen in ihren Verhältnissen gegen die Gottheit betrachtet: dieses ist die Geschichte der Religion; eine Geschichte der Menschen in ihren Verhältnissen untereinander: dieses ist die weltliche Historie; und endlich eine natürliche Historie, welche die Geburten der Natur, die besondern Erscheinungen darinn, und ihre mannichfaltigen Abänderungen zum Gegenstande hat.

Die Geschichte der Religion theilt sich wiederum in zwey Arten, wovon die eine die heilige Geschichte ist, von Männern geschrieben, die Eingebungen hatten; die andere die Kirchengeschichte, geschrieben von Männern, die das bloße Licht der Natur zum Wegweiser hatten.

II. Kapitel.

Charakter der heiligen Geschichte.

Wenn man die Historie in ihrer ganzen Grösse, in ihrer ganzen Würde kennen will, so muß man sie in den heiligen Büchern ansehn. Der Verfasser, der sich von allen Empfindungen, die außer seinem Stoffe liegen, losgemacht hat, der sich gänzlich und einzig der Wahrheit wiedmet, die er schildert, stellt sie so vor, wie sie ist, mit der Naivität, der Stärke, der Aufrichtigkeit, die ihr eigenthümlich sind. Kein Hang zu der einen Partey wider die andre, keine Kunstgriffe Liebe, Haß, Erstaunen, Bewunderung zu erregen. Die hellleuchtende Wahrheit allein wirkt auf die Gemüther, ohne die künstliche Hülfe der Beredsamkeit. Welche Erhabenheit in der Erzählung von Erschaffung des Weltgebäudes! Aber auch welche edle Einfalt! Indem man die Geschichte der Welt anfieng, war eine schöne Gelegenheit da, alle Reichthümer der Kunst und des Geistes anzubringen. Man konnte Gott schildern, wie er in der Unendlichkeit einen Punkt bezeichnete, der Raum der Körper zu seyn, und in der Ewigkeit einen andern, der Anfang der Zeiten zu seyn. Man konnte ihn mit einer unbegreiflichen Macht den

Abgrund durchbrechen sehen, der sich zwischen Nichts und zwischen dem Wesen befindet; hierauf ihn alle Theile der geschaffenen Materie mit einer Weisheit, mit einer Ordnung, mit einer Pracht austheilen sehen, die seiner würdig ist. Aber aller dieser Prunk von schimmernden Gedanken hätte die Treue des Schriftstellers verdächtig gemacht. Man hätte glauben können, daß er sich eben so sehr mit sich selbst, als mit seiner Sache beschäfftiget habe. Was bedarf Gott zu seiner Ehre, nachdem er die Welt gemacht, und sie mit dem Siegel seiner Eigenschaften bezeichnet hat, was bedarf er solcher pompreichen Lobeserhebungen, welche nur Schwäche oder Unwissenheit bey dem Bewunderer verrathen? War er es nicht selbst, der dem Moses in die Feder gab, was er schreiben sollte? Einfalt mußte also der Charakter seines Ausdrucks seyn: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Gleiche Einfalt herrscht auch in der Ausführung: Es werde Licht, und es ward Licht. Die Erde bringe hervor allerley Pflanzen und Thiere, die Luft allerley Vögel, das Wasser allerley Fische: und es ward also.

War es nöthig zu erklären, auf welche Weise sich die Wesen gebildet hatten? über die Organisirung der ersten Keime, und die Erhaltung der

Arten;

Arten, über den Ursprung des Lebens, welches in der Natur ausgebreitet und in verschiedenen Graden den verschiedenen Geschlechtern der Pflanzen und der Thiere mitgetheilet ist, Grundrisse von Lehrgebäuden zu entwerfen? Es scheint der Grösse und selbst der Güte Gottes gemäßer zu seyn, sich selber das Wort dieses großen Räthsels vorzubehalten, und dem Menschen nichts zu überlassen, als den Genuß, und den Dank gegen seinen Wohlthäter.

Die rührenden Erzählungen sind mit gleicher Einfalt behandelt, als die erhabenen. Das Leben Josephs, welches ein Muster in dieser Art ist, hat alles der Naivität, und der natürlichen Lage der Sachen zu danken, die es vorstellt. Wahre Schönheiten, welche die Kunst durch keine Bemühungen ersetzen kann!

Die Erzählung des neuen Testamentes ist von gleichem Charakter. Man giebt sich hier keine Mühe, Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszukramen, die Thaten und Geschichten mit gewissen Kunstgriffen aufzustützen, dem Leser durch Betrachtungen zu helfen, das er die Grösse und das Gewicht der Sachen recht empfinden möge: eben derselbe Geist, der den Text eingegeben hat, wird auch für aufrichtige Leser der Ausleger seyn. Sieht man hier wohl jemals die Art von Unruhe,

die

die einen Schriftsteller begleitet, der nur von seiner eigenen Kritik bey der Wahl der Begebenheiten und ihrer Umstände geleitet wird? Man nimmt vielmehr eine unbesorgte Feder wahr, die alle Vorfälle schlechtweg aufzeichnet. Sie mögen sich selbst wider den Unglauben vertheidigen. Wer kann läugnen, daß nicht zu Bethlehem ein außerordentliches, von den Propheten geweißagtes Kind geboren sey? Morgenländische Weisen kommen, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. An wen wenden sie sich? An den König Herodes, welcher, da er nicht im Stande ist, ihnen den Ort anzuzeigen, die Lehrer des Gesetzes versammelt, von ihnen zu vernehmen, was die Propheten über diese Sache verkündiget haben. Diese weltkündige Begebenheit ist nicht genug. Die Magier begeben sich nach Bethlehem: der argwöhnische König erwartet ihre Zurückkunft; und da er sich in seiner Erwartung betrogen sieht, erklärt er das Orakel des Himmels auf seine ihm eigene Weise: er fürchtet, dieses Kind möchte ihm dereinst die Krone rauben. Weil er aber nicht weiß, wo es hingekommen ist, so befiehlt er, alle Kinder um Bethlehem zu erwürgen, die ungefähr von gleichem Alter sind, damit das verfolgte Kind in den allgemeinen Untergang verwickelt werde. Ein

klägli-

kläglisches Geschrey erhebt sich über diese Unmenschlichkeit, das ganze Römische Reich hört es, und hört es mit Schaudern. Hatte der Geschichtschreiber dieser Begebenheit nöthig, das geringste von dem seinigen zu der einfältigen Wahrheit hinzuzuthun, um sie wahrscheinlicher zu machen?

Obgleich die heilige Geschichte nicht dazu gemacht ist, den Schriftstellern zu einem Muster der Schreibart zu dienen, sondern den Menschen zu lehren, was er ist, was er thun soll, und wornach er den Absichten Gottes zu Folge, streben soll: so ist es doch gewiß, daß in der historischen Gattung nichts vollkommeners zu finden ist. Sie ist genau, getreu, sicher, einfältig, ohne Leidenschaft: es ist die Wahrheit selbst, die sich offenherzig und ohne Zierathe sehen läßt.

Wir reden nicht von dem Antheile, welches wir an den Sachen selbst nehmen: nichts ist grösser, edler, lebhafter, mannichfaltiger in irgend einer Historie. Diese Geschichte ist in Ansehung der übrigen historischen Erzählungen, (man vergebe uns diese Vergleichung,) was die Epopöe in Ansehung der übrigen Gedichte ist: weil sie allein das Recht hat, das Wunderbare vorzustellen, das will sagen, die Wirkungen Gottes auf den Menschen, die Gesetze seiner Gerechtigkeit, die Grösse seiner

seiner Gewalt, die Schätze seiner Weisheit, und die Erhabenheit seiner Absichten.

Die Kirchengeschichte ist von der weltlichen Geschichte nur durch den Gegenstand unterschieden. Hier ist der Schriftsteller sich selbst überlassen; er hat keine andern Hülfsmittel, das Wahre zu erkennen und es andern vorzutragen, als seine eigenen Erkenntnisse und Fähigkeiten. Weil er aber Materien abhandelt, die zum Christenthum gehören, so ist er mehr als irgend ein anderer Geschichtschreiber verbunden, seine Erzählung mit demjenigen Geiste der Einfalt und Offenherzigkeit zu beleben, der sich zu einer Religion schickt, die auf eine ganz besondere Weise allem dem entsagt, was nichts weiter als eiteler Pomp und leere Pralerey ist. Der Herr von Fleuri hat in seiner Kirchenhistorie diesen Charakter in Ansehung seiner Glaubensgenossen vollkommen erreicht. Wenn man ihn liest, so glaubt man die Aussage eines verständigen und getreuen Zeugen zu hören, der das mit Aufrichtigkeit sagt, was er ohne Vorurtheil gesehen hat, und der es folglich so sagt, wie es ist. Seine Schreibart hat etwas von der Würde und Salbung, die man bey Lesung der heiligen Geschichten empfindet. Er redet von den Absichten Gottes mit Anstande, von seinen Dienern mit Behutsamkeit;

keit; er tadelt und lobt durch Thaten; läßt überall einen gesunden Verstand, eine erleuchtete Gottesfurcht, ein rechtschaffenes Herz sehen. Wenn er zuweilen im Vorbeygehen den Keim zu einer Betrachtung vorbringt, so kehrt er doch alsbald wieder zurück zu seinem Amte, und zu dem Charakter eines Geschichtschreibers und uneigennützigen Zeugen.

Da unser Endzweck hier nicht ist, eine Nachricht von allen berühmten Geschichtschreibern zu geben, noch auch Regeln über die Art, wie man die Historie studiren soll, vorzuschreiben, sondern nur die Gattungen der Historie, ihre Eigenschaften, ihre verschiedenen Gegenstände zu bezeichnen: so darf man sich nicht wundern, daß wir eilfertig von einer Gattung zur andern übergehen. Es ist uns genug, wenn wir Erklärungen geben, und zuweilen ein Muster anführen.

III. Kapitel.

Von der weltlichen Geschichte.

Die weltliche Geschichte ist das Ebenbild der vergangenen Zeiten, den künftigen Zeiten zur Unterweisung aufgestellt. Sie ist, wie Lamothe sagt, der sie als ein Redner beschreibt, ein

Schauspiel von beständigen Abwechselungen in den menschlichen Sachen, vom Ursprunge und Falle der Staaten, der Sitten, der Meynungen, die einander unaufhörlich folgen; kurz, von allen den gewaltigen obgleich unmerklichen Bewegungen, die alles mit sich fortreißen, und die Gestalt der Erde unaufhörlich verändern.

Man theilt sie in die allgemeine und in die besondere Geschichte.

Die allgemeine wäre, nach dieser Eintheilung, die Geschichte des menschlichen Geschlechts, das seit dem Anfange der Welt auf der bewohnten Erde sich ausgebreitet hat. Obgleich nichts in der Welt ist, womit die Menschen nicht zu Stande kommen sollten, wenn sie ihre Kräfte so lange vereinigen, als es zu der Unternehmung nöthig ist: so scheint es doch unmöglich zu seyn, eine allgemeine Welthistorie zu verfertigen, die alle Völker zu allen Zeiten und allen Orten in sich faßte. Wir sagen eine Historie, nicht aber eine Chronologie, die man etwan an einigen Stellen umständlicher ausführt: welches mehr als einmal zu Stande gebracht worden ist. Eine allgemeine Weltgeschichte würde die Grundlagen von allen Geschichten der Völker enthalten, denen man eine Ausdehnung geben müßte, die zu dem Ganzen des Werkes ein Verhältniß hätte.

Die Historie einer großen Monarchie würde darinn ungefähr eine Figur machen, wie eine Provinz in der Historie eines Königreichs. Alle Gegenstände zugeschnitten, abgemessen, gestellt nach ihren Beziehungen unter einander und mit dem Ganzen, würden darinn einer beständigen Vergleichung unterworfen seyn; und so wie die fortfließende Zeit in einem und eben demselben Strome alle Geschlechter, die zugleich vorhanden sind, mit sich dahin reißt: eben so würde der Lauf dieser Historie in dem allgemeinen Gemälde des menschlichen Geschlechtes, die zeitverwandten Beziehungen der Ursachen und Wirkungen, welche die Bühne der Welt gegenwärtig einnehmen, ja so gar die mehr oder minder entwickelten Keime der Glücksänderungen vorstellen, die den zukünftigen Jahrhunderten aufbehalten sind.

Ehe man den Pinsel in die Hand nähme, müßte man die Jahrbücher aller Königreiche, die Denkmäler aller Geschichten zusammenbringen, man müßte sicher seyn, daß sie zuverläßig wären, und daß man sie in ihrem wahren Verstand nähme. Hiernächst würde es darauf ankommen, eine zahlreiche Gesellschaft gelehrter Männer aufzurichten, ihnen einen gleichen Geist mitzutheilen, und diesen Geist, durch eine Art von Seelenwande-

wanderung, auf die Fortsetzer ihres Werkes zu bringen, bis die Unternehmung zu Stande gebracht wäre. Thuanus hat uns die allgemeine Geschichte eines Jahrhunderts geliefert: allein sein Plan schränkt sich nur auf Europa ein, und auf die Begebenheiten derjenigen Länder, die mit diesem einzelnen Welttheile in Verbindung gestanden haben.

Bossüet, der einen Entwurf einer allgemeinen Geschichte verfertigte, schränkte ihn nach dem Gesichtspunkt ein, woraus er sein ganzes Werk ansah: ein würdiger Gesichtspunkt für einen philosophischen Bischof, der sich mit den kostbaresten Schätzen der Gelehrsamkeit bereichert hatte.

Gott hat alles zu seiner Ehre, das heißt, für sich selbst gemacht; und alle erschaffenen Wesen finden ihre eigene Vollkommenheit in der nähern Verbindung mit ihrem Urheber. Also sind alle Veränderungen, die sich mit dem menschlichen Geschlechte zutragen, den Absichten der Vorsehung untergeordnet; und eine von diesen Absichten, seit dem Fall und Irrthum des Menschen, ist, ihn durch das Mittel der geoffenbarten Religion wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Die Kette der untern Ursachen ist aus unendlich vielen Gliedern zusammengesetzt,

die aneinander hangen und bis zu dieser ersten Ursache hinaufsteigen, die sie hält und trägt.

Von diesen Betrachtungen, die die gesunde Vernunft eben sowohl als der Glaube billiget, geht Bossüet aus, und nimmt seinen Flug bis in den Schooß der Gottheit, von wannen er die Erde betrachtet und die Einwohner, die sie bedecken, und die Bewegungen, die sie näher zu diesem bestimmten Endzwecke bringen, oder die sie weiter davon entfernen. Die erste Absicht Gottes war, den Menschen durch Unschuld und Freyheit glücklich zu machen; nun aber hat sich der Mensch durch das Laster zum Sklaven gemacht: also ist die zweyte Absicht Gottes, ihn von seinen Banden loszumachen, und ihn wieder auf den Weg der Unschuld und des Glückes zurück zu bringen. Und nach dieser Absicht hat er alle Abwechselungen in den Begebenheiten des menschlichen Geschlechtes angeordnet.

In diesem Schlusse des Französischen Bischofes sind zwey Theile enthalten: Gott will eine Religion festsetzen, den Menschen wieder in seine Rechte einzusetzen: dieses ist der erste Theil. Gott will, daß Abwechselungen in den menschlichen Dingen seyn sollen: dieß ist der zweyte Theil.

Entweder sind diese beiden Rathschlüsse einander untergeordnet, oder sie sind es nicht. Sind sie

sie es, so ist Bossüets Plan, der die Veränderungen in der Welt der Einsetzung der übernatürlichen Religion unterwirft, unvergleichlich. Und um zu beweisen, daß es unmöglich anders seyn kann, ist es genug, wenn man nur bedenkt, daß man die Seele des Menschen, welche eigentlich den Menschen ausmacht, nicht ohne eine wirksame Beziehung auf ihr Glück betrachten kann, welches Glück ihre Vereinigung mit Gott ist; und daß folglich alle Seelen, die die Bewegungen des menschlichen Geschlechts hervorbringen, so entfernt sie auch von ihrem bestimmten Ziele sind, dennoch alle durch die Vorsehung zu dem einzigen Zwecke zurück gebracht werden müssen, den sie sich bey allen ihren Bewegungen vorstellen sollten; kurz, daß alle Handlungen des Menschen, so wohl diejenigen, die in dem Reiche der Gnade, als diejenigen, die in dem Reiche der Natur vorgehen, nothwendig in dem System der Weisheit Gottes über die Bestimmung der Menschen zusammen kommen müssen.

Noch mehr, wenn es, wie man nicht zweifeln darf, Endursachen bey Veränderungen giebt, die unter dem menschlichen Geschlechte vorgehen; wie können diese einen würdigern Gegenstand haben, als das menschliche Geschlecht zu seinem Urheber, seinem Wohlthäter, seinem Glücke zurück

zu führen; und es folglich zur Kenntniß einer Religion zu bringen, außer welcher für den Menschen keine Glückseligkeit vorhanden ist?

Diese erhabene Idee ist die Seele von dem Werke des Bossüet; sie breitet sich über alle Theile desselben aus, und stellt also das grösseste, das herrlichste, das ordentlichste Gemälde dar, das die Historie jemals aufzuweisen gehabt hat: nehmlich die Beziehung aller Umkehrungen der Monarchien, der Königreiche, aller Völkerwanderungen mit der Aufrichtung der Kirche Jesu.

Bey der Ausführung dieses erhabenen Entwurfes sieht man die Stärke und Kühnheit des Pinsels, den der Verfasser geführet hat. Er konnte diesen Entwurf machen, er konnte ihn auch erfüllen. Alles ist darinn des großen Bossüets würdig, würdig der hohen Idee, die er von der Religion hatte, und seines Amtes bey einem jungen Prinzen, dem man tief einprägen mußte, daß die Könige, die sich oft Götter zu seyn dünken, nichts als Werkzeuge sind, deren sich die Gottheit bedient, die Völker zu strafen oder zu belohnen, und sie dadurch auf den Weg zu bringen, worauf er sie haben will, oder auf dem Pfade zu erhalten, den sie betreten haben.

IV. Kapitel.

Von den besondern Geschichten.

Die Geschichte, welche man zum Gegensatze der allgemeinen Weltgeschichte, die besondere nennt, kann allgemein seyn, in Vergleichung mit andern, deren Gegenstand von kleinerm Umfange ist. Zum Exempel die Geschichte eines Königreichs in Vergleichung mit der Geschichte einer Provinz; die Geschichte einer Provinz in Vergleichung einer Geschichte mit der Stadt, können, obgleich uneigentlich, allgemein genannt werden.

Man sieht von selbst, daß je weiter das Feld einer Historie ist, je kleiner die Gegenstände darinn erscheinen müssen. Wenn man sich in den Mittelpunkt der Dinge stellt, so nehmen die Gegenstände immer mehr ab, je weiter sie sich entfernen. Es giebt einige, die man in einer geringern Entfernung sehen würde, die man aber aus diesem Standorte gar nicht bemerkt; es giebt andre, die stark ins Auge fallen würden, und die bloß sichtbar werden; und endlich andere, welche die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers an sich ziehen würden, itzt aber nur einen Theil davon erhalten. Dem Schriftsteller kömmt es zu, sein Werk aus dem rechten Gesichtspunkte

anzusehen und die Verhältnisse eines jeden Gegenstandes in seinem Gemälde nach den Regeln der Entfernung gehörig abzusetzen. Soll die Historie eines Staats oder Königreichs beschrieben werden, so muß man alles richtig abzeichnen, und mit Sorgfalt ausmalen, was einen Einfluß in die öffentlichen Geschäffte gehabt hat, und was demjenigen dienen könnte, der die Verwaltung der Staatsgeschäffte in demselbigen Königreiche auf sich hätte. Sind kostbare Feste gegeben, prächtige Schauspiele angestellt, besondere Werke verfertigt worden, hat man Ueberschwemmungen gehabt: so ist dieß, wie Tacitus sagt, eine Materie für ein Tagebuch; alles, was man von der Historie verlangen kann, ist, daß sie es im Vorbeygehehen anzeige.

Die Historien der Staaten und der Königreiche sollten nur von Weltweisen oder von Staatsräthen geschrieben werden, oder vielmehr von Weltweisen, die das Amt der Staatsräthe verwaltet hätten: alsdann würde man mit gleichem Glücke das Spiel der Leidenschaften und der Staatskunst und die Beziehungen unter diesen Ursachen und ihren Wirkungen entdecken können. Man würde sowohl die Triebfedern sehen, die in der menschlichen Natur liegen, und die in einer jeden Regierungsart ihre Wirkun-

gen

gen äußern, als auch die, welche der besondern Regierungsarten eines gewissen Volkes, seinem eigenthümlichen Charakter nach, eigen sind. Man würde sehen, daß eine gewisse Springfeder alle Menschen, von welcher Art sie auch sind, in Bewegung setzt; daß eine andere nur die republikanischen Geister, oder die an eine Monarchie gewöhnt sind, in Bewegung setzt; daß durch einen gewissen Weg die Tugenden, die Ehrliebe, die Hochachtung, die man dem Staate schuldig ist, geschwächt, erstickt werden, u. s. w.

Xenophon, Thucydides, Livius, Tacitus, Robertson, waren mit diesen Schätzen versehen, als sie es unternahmen, eine Geschichte zu verfertigen. Bey ihnen behält die Geschichte noch einen Theil ihres ursprünglichen Charakters, welcher ist, die Sittenlehre und die Staatskunst in die Schale der Begebenheiten einzuhüllen. Nach Art der Poeten, die mit dem Schleyer der Erdichtung alle Geheimnisse der Weltweisheit bedeckten, haben sie sich nicht begnügt, uns nach der Ordnung der Zeiten und der Oerter eine Liste von Begebenheiten zu liefern, sondern sie haben vollständige Abhandlungen von der Staatskunst verfaßt, die sie aus der guten oder übeln Aufführung der Völker zogen, deren Geschichte sie beschrieben. Und ohne daß sie eine andere Absicht zu haben

schie-

schienen, als allein Begebenheiten zu erzählen, oder, den Leser durch eine Folge von Gemälden wichtiger Unternehmungen zu unterhalten, fanden sie ein Mittel, den Geist zu unterrichten, das Herz zu bilden, und die ganze sittliche Philosophie in ein Licht zu setzen.

Es giebt Geschichten, die sich auf eine einzige wichtige Begebenheit einschränken, wie die Zusammenverschwörung des Katilina, des Wallenstein, die Staatsveränderung von Portugal, die Belagerung von Dünkerken. Bey diesen Gattungen von Geschichten ist es nothwendig, eine vorläufige Nachricht zu geben, um den Leser in die Erzählung hineinzuführen. Ein epischer Dichter hat das Recht, sich augenblicklich mitten in die Begebenheiten hinein zu werfen, die er uns erzählen will; ja oft fängt er ganz nahe beym Ende an, und erspart sich gewisse angenehme Ausschweifungen, dem Leser dasjenige zu berichten, was er noch nicht weiß, und was er zu wissen verlangt. Allein die Historie, die allemal bescheiden ist, allemal behutsam geht, erlaubt sich dergleichen Freyheiten nicht. Die Zeitrechnung ist ihre Fackel: dieser folgt sie Schritt vor Schritt. Also muß der Geschichtschreiber bey dergleichen absonderlichen Historien den Leser gleich Anfangs mit der Geschichte der Zeit, des

Orts,

Orts, der Sitten, mit den verschiedenen Vortheilen der Personen und mit ihren Gesinnungen bekannt machen: hiernächst muß er mitten unter allen diesen Umständen den Keim der Begebenheit, die er erzählen will, sichtbar machen, dem Wachsthum und der Entwickelung desselben folgen, und ihn endlich zu seiner bestimmten Reife bringen. Dergleichen Stücke sind ungemein angenehm, weil sie, nebst dem Verdienste der Wahrheit, einen Theil von den Eigenschaften der Poesie besitzen. Es giebt hier eine Einheit der Handlung, einen Anfang, ein Mittel, ein Ende. Es ist ein Körper, den man regelmäßig zertheilen, dessen Gliedern man insgesammt Verhältniß und Ebenmaß geben kann; es fehlt nichts mehr als die poetische Schreibart, das Wunderbare und einige kunstmäßige Unordnung, um eine Epopöe daraus zu machen.

Es giebt Historien, die sich auf das Leben eines einzigen Menschen einschränken. Wenn dieser ein Prinz ist, so ist es eine Materie zu einer eigentlichen Historie: dergleichen ist die Geschichte Alexanders des Großen, Karls des fünften, Ludewigs des vierzehnten, Ludewigs des elften; doch mit der Bedingung, daß man darinn den Staatsmann mehr als den Privatmann betrachte. Denn wenn man sich eben

so

so umständlich in seine persönliche Aufführung einläßt, als in die Verwaltung der öffentlichen Geschäffte, so heißt dieß eigentlich eine Lebensbeschreibung.

Die Alten fanden einen besondern Geschmack an Lebensbeschreibungen. Voll Erkenntlichkeit und Hochachtung gegen außerordentliche Leute, und überdem in Betrachtung dessen, daß ein ehrenvolles Andenken das einzige Gut ist, was den Verstorbenen auf der Erde, die sie verlassen haben, übrig bleibt, machten sie sich ein Vergnügen und eine Pflicht daraus, sie dieser geringen Vortheile zu gewähren. Ich würde die Waffen ergreifen, sagt Cicero, die Ehre der berühmten Todten zu vertheidigen, so wie sie solche ergriffen haben, das Leben der Bürger zu vertheidigen. Es sind unsterbliche Lehren, Beyspiele von Tugenden, die dem menschlichen Geschlechte gewiedmet werden. Bildnisse und Statuen, welche die körperlichen Züge großer Männer vorstellen, sind in den Häusern ihrer Kinder eingeschlossen, und werden den Augen einer kleinen Anzahl von Freunden aufgestellt. Lobschriften, die von geschickten Federn entworfen sind, stellen die Seelen selbst und ihre tugendhaften Gesinnungen dar. Sie vervielfältigen sich ohne Mühe; sie gehen in alle Sprachen über, sie fliegen

gen in alle Länder, und dienen zu Lehrmeistern in allen Weltaltern.

Nepos, Plutarch, Sueton, haben diese Erzählungsart den weitläuftigen Historien vorgezogen. Sie schildern ihre Helden in allen Umständen des Lebens, und sind vornehmlich nach dem Geschmacke solcher Leser, die den Menschen kennen zu lernen begierig sind. Warum soll der ruhige Bürger, der Gelehrte, der Staatsbediente nichts als Krieger vor Augen haben, die Städte einnehmen, Schlachten liefern, und Frieden den Ländern schenken, die sie entvölkert haben? Dergleichen Züge sind gut für Köpfe, die solche Begebenheiten lieben, die ein Geräusch machen. Allein für denjenigen, der den Menschen selbst kennen lernen will, sind die kleinen Beschäfftigungen eines Cäsars, eines Augustus, Züge von Heinrich dem vierten, von Ludewig dem vierzehnten unendlich rührender und angenehmer, als alle Eroberungen und Triumphe.

Sueton und Nepos haben sich begnügt nur einen einzigen Mann auf einmal vorzustellen; Plutarch hat sich einen Entwurf gemacht, der von größerm Umfange und einem philosophischen Kopfe angenehmer ist: er stellt Männer auf, die sich in gleicher Lebensart berühmt gemacht

haben.

haben. Bey ihm steht Cicero neben dem Demosthenes, Hannibal an der Seite des Scipio. Der Leser, der von einem Vergleichungspunkte zu dem andern übergeht, beurtheilt die Grade des Lasters und der Tugend, und beschäfftigt sich wider seinen eigenen Vorsatz, indem er bloß dem Schriftsteller zu folgen glaubt, der ihn mit sich fortreißt. Es giebt Personen, die diesen Geschichtschreiber allen andern vorziehen, wegen des großen Verstandes, den man überall bey ihm antrifft, wegen seiner gesunden Weltweisheit, die bloß auf die Tugend abzielt; und endlich, weil er den Menschen schildert, und zwar, weil er ihn mit starken Zügen schildert.

V. Kapitel.

Schreibart der Geschichte.

Der Text der Geschichte muß natürlicher Weise eine beziehende Form haben, das will sagen, der Geschichtschreiber muß erzählen, was von den Personen, die er auf die Bühne bringt, gesagt oder gethan worden ist, und sie nicht selber reden lassen. Jedoch, da man angemerket hat, daß, je mehr die handelnden Personen selbst reden, je lebhafter und feuriger die Erzählung wird: so haben die Historienschreiber, nach dem

Maße

Maße, wie sie es in der Kunst hochgebracht hatten, etwas von der Einkleidung der Dichter entlehnt, und die allzueintönige Form der Erzählung in die dramatische verwandelt.

Zuweilen führen sie die eigenen Worte ihrer Personen an.: und alsdann ist dieß eine Urkunde, die sie in die Historie eintragen. Um dergleichen Reden dergestalt einzutragen, wird erfodert, daß sie es wegen ihrer Wichtigkeit verdienen. Alle Worte Alexanders, Augusts, Ludewigs, wenn sie auch allezeit dieser großen Prinzen würdig gewesen wären, sind nicht allezeit der Geschichte würdig. Livius erzählt die eigenen Worte der ersten Kriegeserklärungen und Friedensverträge, die mit den benachbarten Völkern Roms gemacht worden sind: Salust giebt uns eine Abschrift von dem Briefe des Katilina an den Mallius, und von der Rede des Kato und des Cäsars. Diese Stücke gefallen, wenn sie nicht allzulang und körnicht genug sind, daß sie nicht nöthig haben, durch einen Auszug zusammengedrängt zu werden.

Zuweilen nehmen es die Geschichtschreiber auf sich, die Reden, die gehalten worden sind, selbst zu machen, oder auch Reden zu machen, die gar nicht gehalten worden sind; und dieses darum, damit sie die Bewegungsgründe zu den Unter-

nehmungen desto deutlicher vor Augen legen können. Der Geschichtschreiber, als ein Nachahmer der Poeten, versetzt sich alsdann in die Umstände, worinn er seine handelnden Personen sieht: er nimmt ihren Charakter an, ihren Geist, ihre Empfindungen; und in dieser durch die bloße Kunst erschaffenen Begeisterung, bemüht er sich so zu reden, wie sie selbst würden geredet haben. Dieß war der herrschende Geschmack des Livius. Dieser geistreiche und feurige Geschichtschreiber konnte der Versuchung, Reden zu halten, unmöglich widerstehn, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbot. Es war bey ihm fast zu einer Art von Nothdurft geworden; aber zu einer Nothdurft, wovon es uns leid thun würde, wenn er sie nicht befriediget hätte. Alle Historienschreiber, die seinem Beyspiele gefolget sind, haben einerley Beyfall mit den Poeten erhalten, welche die Sitten wohl gezeichnet hatten. Wenn nur die Geschichte ganz allein den Stoff zu dieser Art von Drama hergegeben hat, so scheint es, der Leser müsse dem Geschichtschreiber verbunden seyn, daß er einen Kunstgriff gebraucht hat, der die Erzählung belebt, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun.

Wann die Geschichtschreiber befürchteten, diese dramatische Form möchte ihrer Erzählung

das

das Ansehen einer Erdichtung geben, so wählten sie die beziehende Form, die ein gewisses Mittel zwischen der Erzählung und dem Drama hält. Als das römische Volk auf den aventinischen Berg entwichen war, sandte man den Menenius Agrippa zu ihnen, der sich damit begnügte, ihnen zu sagen *), „daß, zu der Zeit, als die Glie-„der des Menschen noch nicht, wie jetzt, einem „einzigen Willen unterworfen gewesen wären, „sondern ein jedes seinen eigenen Willen und „seine eigene Sprache gehabt hätte, sie eines-„mals unwillig darüber geworden wären, daß „ihre Sorgen und Bemühungen dem Magen al-„les verschaffen müßten, der seiner seits ganz „ruhig mitten unter ihnen nichts thäte, als daß „er der Güter genösse, die man ihm zuführte. „Sie hätten sich also verschworen, daß die Hand „nicht mehr Speise zum Munde bringen, der „Mund sie nicht mehr annehmen, die Zähne sie „nicht mehr zermalmen sollten: allein, sie wä-„ren, da sie auf diese Weise dem Magen wehe „zu thun geglaubt hätten, selbst matt und welk

*) Tempore quo in homine non, ut nunc, omnia in unum consentiebant, sed singulis membris suum cuique consilium, suus sermo fuerit, indignatas reliquas partes sua cura, suo labore ac ministerio ventri omnia quæri; ventrem in medio quietum, nihil aliud quam datis voluptatibus frui: conspirasse inde, ne manus ad os cibum ferrent, &c. *Liv. II. 32.*

„geworden.“ Der Historienschreiber verschwindet in dieser Erzählung nicht, er zeigt sich an der Seite der handelnden Person.

Zu diesem Schmucke der historischen Schreibart kömmt noch ein anderer hinzu, der aus den Gedanken entsteht. Es ist nicht möglich, daß einem Verfasser, der eine Zeitlang eine gewisse Begebenheit unter den Händen gehabt, und sie auf allen Seiten besichtigt hat, nicht eine Menge Gedanken von allerley Art dabey einfallen sollten, die dem Leser nicht einfallen, der flüchtig über die Gegenstände hinwegeilt. Noch mehr: nach dem Charakter und dem herrschenden Geschmacke eines jeden Schriftstellers, sind dergleichen Gedanken entweder moralisch oder politisch, voll Menschenliebe, oder mit Bitterkeit vermischt, einer gesetzmäßigen Unterthänigkeit, oder der Unabhängigkeit zugethan. Es scheint, als ob die Geschichten, indem sie durch den Kopf des Geschichtschreibers gehn, daselbst die Farbe des Menschen an sich nehmen. Man sieht leicht, daß diese Schönheiten den Fehlern sehr nahe kommen. Was bedarf der Leser eurer Betrachtungen, wann sie bloß von euch herkommen, wann sie nicht aus der Materie entstehn? Sie entstehen daraus. Gut, so begnügt euch, mich daran zu erinnern, und aufs höchste mir den

Keim zu meiner Betrachtung zu zeigen. Wenn ihr mir gar zu oft Lehrsätze und Sprüchreden auskramt; wenn ihr auf jedem Blatte predigt, wie einige Neuere gethan haben: so mag eure Historie so schön geschrieben seyn, als sie will, ich bin es überdrüßig, Unterweisungen zu bekommen; ich nehme endlich Abschied von meinem Schulmeister, und lasse ihn auf seinem Katheder stehn.

Dieser Fehler ist mehrentheils der Fehler einer wahrhaftig tugendhaften Seele, die nebst vieler Einbildungskraft einen Vorrath von Philosophie gesammelt hat. Es giebt allenthalben Beziehungen auf die Grundsätze der Moral. Man ergreift sie hitzig, man kann sich nicht entschliessen, eine Lehre, eine Betrachtung umkommen zu lassen, die durch ihre glückliche Wendung verführt.

Lebhafte Bilder machen eine noch grössere Figur in der Historie, als die Gedanken: sie kommen weit öfter wieder, und nehmen weit mehr Platz in der Rede ein.

Man malt die Geschichte: den Kampf der Horazier und der Curiazier; man malt die Pest zu Rom, die Ankunft der Agrippine mit der Asche des Germanikus, oder den Germanikus selbst auf dem Sterbebette.

Man malt die Züge des Leibes, den Gemüthscharakter, die Sitten; den Kato, den Katilina, den Piso, u. s. w. Strenge Redner der Beredsamkeit wollen aber, daß man die Menschen mehr durch ihre Handlungen als durch Worte schildern soll. Auch ist Homer und Virgil, die man als Muster des Schönen in Absicht auf die Erzählungen ansehen kann, sehr sparsam mit solchen aufgehängten Gemälden, wo der Schriftsteller sich damit abgiebt, Vorstellungen zu entwerfen, die der Leser sich selber aus den Handlungen abziehen muß, wenn er gescheut ist. Denn ihm kömmt es zu, durch einen Schluß den Charakter der vorgestellten Personen herauszubringen. Muß man ihn immer bey der Hand führen, oder ihn gar den ganzen Weg über tragen? Das Mittel, ihn munter zu erhalten, ist, ihn zu beschäfftigen, ihm einige Arbeit aufzugeben. Wofern die Arbeit nur nicht zu schwer ist, so wird er sie, voll Zufriedenheit mit sich selber, verrichten, und es dem Verfasser Dank wissen, daß er eine so gute Meynung von ihm gehabt hat.

Nach allem dem, was wir oben von dem Ausdrucke gesagt haben, beläuft sich das Uebrige, was die Schreibart der Historie betrifft, auf sehr wenige Dinge. Man sieht wohl, daß keine rednerische Figur darinn Staatt findet, weil diese

Figuren gemacht sind, Leidenschaften auszudrücken; Leidenschaften aber hat ein Historienschreiber nicht: er hat weder Freunde noch Feinde, weder Aeltern, noch Vaterland. Er hat nichts zu beweisen, noch umzustoßen; er verklagt nicht, er vertheidigt nicht. Sein ganzes Amt ist, die Sache vorzutragen, wie sie ist. Nihil iratum habet, nihil invidum, nihil atrox, nihil mirabile, nihil astutum; casta, verecunda, virgo incorrupta quodam modo. *Cic.* Salust und Tacitus scheinen von diesem Stücke mehr besessen zu haben, als Livius. Wenn man diesen letztern liest, so merkt man, daß er ein Römer gewesen ist; bey ihm schätzt man den Hannibal hoch, man bewundert ihn; allein, man fürchtet sich vor ihm, weil man Rom lieb hat. Doch dieser Fehler war eine Schönheit für die Römer. Wer ist Philosoph genug, sein Werk keinem andern, als dem menschlichen Geschlechte oder der Nachwelt zuzueignen?

Wir reden nicht vom Kurtius, der eigentlich nur eine Lobrede auf den Alexander gemacht hat; noch auch vom Xenophon, der nichts anders zu schreiben verlangt hat, als ein Muster eines vollkommenen Monarchen. Dieser letztere ist voll edler Einfalt, und der naiveste unter allen Geschichtschreibern, wenn man den Cäsar ausnimmt,

der sich in diesem Stücke, wie in den übrigen, als den ersten Geist seines Jahrhunderts bewiesen hat. Er ist nicht gekräuselt, sagte Cicero, nicht geschmückt, nicht geputzt; aber er ist viel schöner, als wenn er es wäre. Die gesuchten Wendungen, die starken Redensarten, die glänzenden Gedanken, schicken sich mehr für einen Rhetor, der einen Theil der Aufmerksamkeit, die bloß seinem Stoffe gebührt, auf sich selbst ziehen will, als für einen Mann von gesunder Vernunft. Alle diese Ausstaffirungen dienen mehr die Historie zu verstellen, als zu verschönern.

Die vornehmste Eigenschaft der historischen Schreibart ist, sie muß eilfertig seyn. Der Geschichtschreiber eilt, auf die Begebenheit zu kommen; und für ihn ist die Lehre, die den Dichtern gegeben wird, unumgänglich nöthig:

> Eſt brevitate opus, ut currat ſententia, neu ſe
> Impediat verbis laſſas onerantibus aures. *Hor.*

Die Schreibart muß der Materie gemäß seyn. Eine allgemeine Geschichte wird nicht in eben dem Tone geschrieben, wie eine besondere Geschichte: sie ist fast eine anhaltende Rede; sie ist periodischer, sie hat mehr Numerus. Livius und Tacitus haben einen weit höhern Ton, als Nepos. Doch der Charakter des Schrift-

stellers

stellers selbst trägt oft eben so viel dazu bey, ihm mehr oder weniger Erhabenheit zu geben, als die Materie. Wie viel Gewalt man sich auch anthut, so kann man sich selbst doch nicht so sehr vergessen, daß man die Dinge nicht nach seinem eigenen Geschmacke zurichten sollte. Und überdem, was hat ein Schriftsteller für einen andern Wegweiser, als seinen Geschmack? Es kömmt nur darauf an, ihn gut zu haben.

VI. Kapitel.

Von der Naturgeschichte.

Der Kanzler Bakon in dem vortrefflichen Werke, worinn er einen Abriß von der möglichen Vollkommenheit der Wissenschaften macht, theilt die Naturgeschichte in drey Zweige, wovon der erste die regelmäßigen Werke der Natur unter sich begreift, das heißt diejenigen, wobey es uns dünkt, daß die ordentlichen Gesetze der Natur beobachtet worden sind; der zweyte ihre Ausschweifungen, das heißt, diejenigen Werke, wobey sich die Natur von ihrem ordentlichen Wege verirrt zu haben scheint; der dritte, die Künste, das heißt, die Werke, wobey die Natur durch Menschenhände gebraucht oder nachgeahmt worden ist: mit drey Worten,

die Freyheit, den Irrthum, den Zwang der Natur; oder, die beständigen Geburten, die sich täglich in jeder Gattung erneuern; die außerordentlichen Erscheinungen, welche von Zeit zu Zeit die Augen rühren und die Einbildungskraft in Erstaunen setzen; und endlich die Werke, welche Fleiß und Geschicklichkeit der Menschen aus dem Grunde und Boden der Natur hervorzieht: dieß ist der ganze Gegenstand der Naturgeschichte.

Wer es unternimmt sie zu studiren oder von ihr zu schreiben, der bedenke, daß die Welt der Tempel der Gottheit ist. Wenn wir, wie ein Heyde gesagt hat, so bald wir vor die Altäre treten, die Augen niederschlagen, und in unserm ganzen äußerlichen Betragen Bescheidenheit und Ehrfurcht erblicken lassen: wie viel mehr müssen wir nicht behutsam und ehrerbietig seyn, wenn wir es unternehmen, die Gestirne, den Himmel, die Götter kennen zu lernen. Laßt uns ein Mißtrauen in uns selber setzen, und uns fürchten, zu versichern, was wir noch nicht wissen, oder zu hinterhalten, was wir wissen. Diese wichtige Lehre giebt uns Aristoteles. Plato, durchdrungen von dieser Empfindung, fängt seine Abhandlung von der Natur mit einer Anrufung Gottes an. Niemals hat sich die wahre

Welt-

Weltweisheit geschämt, Ehrerbietung für das höchste Wesen zu bezeugen, selbst zu der Zeit, da die Philosophen dieses Wesen nur unvollkommen erkannten.

Weder der Plan noch der Gegenstand unsers Werkes fodern von uns eine umständliche Untersuchung dieses Theils. Es ist genug für uns, der Jugend begreiflich zu machen, daß die Erlernung dieser Wissenschaft eben so nützlich, als angenehm ist.

Was kann den Menschen mit mehr Zufriedenheit erfüllen, als die Kenntniß von allen Gütern, mit welchen er umgeben ist, und von den Beziehungen aller Wesen untereinander und auf ihn selbst? Alsdann, spricht Seneka, sage ich den Göttern Dank; alsdann finde ich das Leben theuer und werth, wann ich die Natur betrachte, wann ich mit meinen Augen bis in ihr Innerstes dringe. Weßwegen könnte ich mich wohl sonst glücklich preisen, unter der Zahl der Lebendigen zu seyn? Etwa darum, daß mein Magen unaufhörlich Trank und Speise durchseigen kann; daß ich täglich einen zerbrechlichen Körper stütze, der alle Stunden baufälliger wird, und funfzig bis sechzig Jahre einen Krankenwärter bey ihm vorstelle? Nein, sondern daß ich die Natur erkennen lernen und mich durch diese Erkenntniß,

bis zu dem unendlichen Wesen erheben kann, welches alle Dinge geschaffen und geordnet hat, und sie alle erhält und regiert*).

Seneka ist nicht der einzige, der auf diese Weise von den Absichten geredet hat, die man sich bey Erforschung der Natur vorsetzen soll: Cicero hatte es schon vor ihm gethan, nach dem Beyspiele aller Philosophen des Alterthums. Ja, es ist nicht einmal nöthig, durch die Offenbarung unterrichtet zu werden, wenn man diese Wahrheit empfinden soll:

Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von ihm. Vor Ehrfurcht zittern die Haine
Und wiederhallen sein Lob. In tausend harmonischen Tönen.
Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere Gestirne
Die Grösse seiner Gewalt und Huld von Pole zu Pole.

Kleists Frühling.

Die

*) Tunc naturæ rerum gratias ago, cum illam non ab hac parte video, quæ publica est, sed in secretiora ejus intravi; cum disco, universi quis auctor sit, quis custos, quid sit Deus. . . Nisi ad hæc admitterer, non fuerat operae pretium nasci. Quid enim erat cur in numero viventium me positum esse gauderem? An ut cibos & potiones percolarem? Ut hoc corpus casurum, & fluidum, periturumque, nisi subinde impleatur, farcirem, & viverem ægri minister? *6. Quæst. Nat.*

Die Eigenschaften Gottes, seine Weisheit, seine Macht, seine Güte, seine Vorsehung, sind allenthalben eingegraben; man sieht sie nicht allein in den Himmeln, in den Lufterscheinungen, in dem aufrührischen Meere, das den Sand des Grundes entblößet, man sieht sie in einem Insekt:

Wer lehrt die Bürger der Zweige voll Kunst sich Nester zu wölben,
Und sie vor Vorwitz und Raub, voll süßes Kummers zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe?
Durch dich ist alles was gut ist, unendlich wunderbar Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel,
Der hier im Dornstrauch hüpft, als in der Veste des Himmels,
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub.

Ebendas.

Durch die Naturgeschichte entdeckt man die Endursachen und Absichten des Schöpfers in Ansehung der Menschen; man lernt die Wohlthaten des höchsten Wesens erkennen und ihm das schuldige Opfer der Danksagung bezahlen. Ist wohl ein Gegenstand grösser, und fähiger, den

den Werth der Naturgeschichte zu erhöhen? Er ist aber nicht der einzige.

Sie bringt dem Ackerbau, dem Handel, der Arzeneykunst, allen Künsten, die wichtigsten Vortheile. Sie lehret uns, was die verschiedenen Erdstriche hervorbringen; sie giebt uns neue Ideen an die Hand, von den Materialien, die wir besitzen, einen klugen Gebrauch zu machen; sie verbindet die Völker durch die gegenseitige Mittheilung ihrer Reichthümer; sie macht uns zu Einwohnern aller Welttheile, so, wie die bürgerliche Geschichte uns zu Zeitgenossen aller Jahrhunderte macht.

Aristoteles hatte seinem Schüler, Alexandern dem Großen, begreiflich gemacht, von welcher Schönheit und Wichtigkeit ein Werk über die Natur, über die Eigenschaften und die Sitten der verschiedenen Thiergeschlechte seyn würde. Dieser Prinz, mitten unter seinen Triumphen, ungeachtet des stolzen Geräusches der Ehre und des Glücks, das ihn begleitete, vergaß nicht, dem Philosophen alle in Griechenland unbekannten Arten zuführen zu lassen, um die Gränzen der Wissenschaften eben so zu erweitern, als er die Gränzen seiner Herrschaft erweiterte. Er fügte umständliche Nachrichten hinzu von der Erzeugung der Nahrung, der Lebensart, der Verrich-

richtung dieser Thiere. Aristoteles stellte darüber eine anatomische Vergleichung mit dem Baue des menschlichen Leibes an; und indem er in seinen Betrachtungen von dem, was wir selbst sind, ausgieng, so gab er auf Einen Blick die Gleichförmigkeit und den Unterschied in der Anzahl, der Einrichtung, der Stellung, dem Gebrauche dieser Theile zu bemerken. Er hatte über diese Materie vierzig Bücher geschrieben. Die zehn, die uns davon übrig geblieben sind, machen, daß Kenner den unschätzbaren Verlust der übrigen bedauren. „Dieses Werk, sagt der Herr „von Büffon in seiner Vorrede über die Natur„geschichte, kam meinen Augen als ein Verzeich„niß von Materien vor, das man mit der grösse„sten Sorgfalt aus viel tausend Bänden von al„lerley Gattung ausgezogen habe. Es ist der ge„lehrteste historische Auszug, der jemals gemacht „worden ist, wenn die Wissenschaft in der That „nichts anders ist, als eine Historie dessen, was „sich zuträgt. Und gesetzt auch, daß Aristote„les dasjenige, was er in sein Buch gebraucht „hat, aus allen Büchern seiner Zeit zusammen „gelesen hätte: so läßt uns doch der Plan des „Werks, seine Eintheilung, die Wahl der Exem„pel, die Richtigkeit der Vergleichungen, ein „gewisser Zuschnitt in den Gedanken, den ich den „philo-

„philosophischen Charakter nennen möchte, nicht „einen Augenblick zweifeln, daß er nicht selbst „weit reicher gewesen seyn sollte, als die, von „denen er entlehnt haben mag.“

Theophrast, ein Schüler des Aristoteles, hatte alles, was man zu seiner Zeit von der Historie der Pflanzen wußte, zusammen gesammelt. Wir besitzen noch ein Stück von seinem Werke, woraus man die Art und Weise ersehen kann, nach welcher er diesen Theil abgehandelt hat.

Plinius der Aeltere, dem man diesen Zunamen giebt, ihn von seinem Neffen, dem jüngern Plinius, von dem wir die Briefe besitzen, zu unterscheiden, hat einen Plan zur Naturgeschichte entworfen, der die menschlichen Kräfte zu übersteigen scheint. „Seine Geschichte, sagt der „neuere Naturforscher, den ich eben angeführt ha„be, begreift außer der Geschichte der Thiere, der „Pflanzen, der Mineralien, die Geschichte des „Himmels und der Erde; die Arzneykunst, den „Handel, die Schiffahrt; die Geschichte der „freyen und der mechanischen Künste; den Ur„sprung der Sitten und Gebräuche, kurz, al„le natürlichen Wissenschaften und alle mensch„lichen Künste; und, welches erstaunenswür„dig ist, in jedem Theile ist Plinius gleich

groß

„groß .... Sein Werk ist so mannichfaltig, „als die Natur."

Diese Hülfsmittel, die uns das Alterthum liefert, verbunden mit den Untersuchungen der neuern Naturforscher, die unermeßlichen Sammlungen des königlichen Französischen Kabinets, und überhaupt die Sammlungen einiger reichen Privatpersonen, deren Geschmack auf diesen Gegenstand gefallen ist; die gesammelten Nachrichten so vieler Gelehrten und Reisenden, werden unser Jahrhundert bald in den Stand setzen, mit einer Geschichte der Natur zu prangen, die weit reicher, weit philosophischer und weit vollständiger seyn wird, als alle, die bisher erschienen sind.

Dritter Artikel.

Von der Schreibart der Briefe.

Die Gattung der Briefe ist nichts anders, als die oratorische Gattung heruntergesetzt bis auf eine bloße Unterredung: folglich giebt es so vielerley Arten von Briefen, als es Arten von Reden giebt.

Man räth in einem Briefe, man widerräth, man ermahnet, man tröstet, man fragt, man empfiehlt, man söhnt aus, man untersucht: und alsdann kömmt man in die Gattung der berathschlagenden Reden hinein. Man verklagt, man beschwert sich, man droht, man bittet um Schadloshaltung: dieses schlägt in die gerichtlichen Reden ein. Man lobt, man tadelt, man giebt Nachricht, man wünscht Glück, man dankt, ꝛc. alles dieses rechnet man zu der demonstrativen Gattung, oder zu den bezeugenden Reden, die wir, nach ihrem vornehmsten Gegenstande, Ehrenreden genannt haben.

Man kann die Briefe in zwey Klassen theilen: einige kann man philosophische nennen, worinn man auf eine freye Art gewisse gelehrte Materien abhandelt; andere, vertraute, die nichts anders sind, als eine Art von Gespräch unter

Abwesenden: absentium mutuus sermo. Der Styl der letztern muß demjenigen ähnlich seyn, dessen man sich in einer persönlichen Unterredung mit einer solchen Person bedienet haben würde. In den philosophischen Briefen, welches eigentlich Abhandlungen oder Reden sind, die man an einen Freund richtet, erhebt man sich zuweilen mit seiner Materie, nachdem es die Umstände erfodern.

Wir bemerken hier, daß die natürliche oder einfältige und die vertraute Schreibart nicht einerley ist. Man schreibt in einem natürlichen Styl an Personen, die den höchsten Rang über uns haben, aber man schreibt an sie in keinem vertrauten Styl. Alles, was vertraut ist, ist natürlich; aber nicht alles, was natürlich ist, ist vertraut.

Die Vertraulichkeit setzt eine gewisse freundschaftliche Verbindung, einen freyen und öftern Umgang mit den Personen, eine Art von Gleichheit zum Grunde, vermöge welcher man sich in seinen Reden gar keinen Zwang anthut: weil man sicher ist, daß alles, was man sagt, wohl aufgenommen werden wird, oder, was etwan fehlerhaft seyn möchte, Vergebung erhalten wird. Personen, die über uns sind, haben in dem Punkt der Ehrenbezeugungen ein so zartes

Gefühl, daß es schwer ist, ihnen zu entwischen, wenn man gegen sie fehlt. Ein Wort, ein Ton, eine Geberde, ein Nichts wird bemerkt, gefühlt, gerichtet.

Was die natürliche oder einfältige Schreibart betrifft, so sehe man hier, wie sie Cicero in seinem Redner bezeichnet:

„Diese Schreibart senkt sich herab, und ist „eine Nachahmung der Sprache des Umgangs. „Dem Anscheine nach ist sie von der Rede des „Volks sehr wenig unterschieden; im Grunde „ist sie weiter davon entfernet, als man denkt. „Alle, die sie hören, auch so gar die Unberedte„sten glauben, daß nichts leichter sey, als auf „solche Weise zu reden. Und in der That, wann „die Rede bis auf einen gewissen Grad geschwächt „und erniedrigt wird, so scheint es beym ersten „Anblicke, als wäre sie leicht nachzuahmen, macht „man aber den Versuch, so entdeckt man die „Schwierigkeit*).“

Die Ursache warum es scheint als wäre sie so leicht nachzuahmen, ist diese: man findet darinn

*) Summissus est & humilis, consuetudinem imitans, ab indisertis re plus quam opinione differens. Itaque eum qui audiunt, quamvis ipsi infantes sint, tamen illo modo confidunt se posse dicere. Nam orationis subtilitas imitabilis illa quidem videtur esse existimanti; sed nihil est experienti minus. *Orat. Num. 23.*

inn die eigentlichsten Worte und die naivesten Wendungen; das heißt, man hat den sogenannten einzigen Ausdruck gebraucht, und die Redensart scheint sich von selbst in Ordnung gestellt zu haben. Dieser Charakter leuchtet besonders aus den Briefen der Frau von Sevigne' hervor. Nichts ist leichter, sanfter, naiver: nichts ist schöner.

„Obgleich diese Gattung nicht sehr genährt „werden, nicht blutreich seyn darf: so muß sie „doch genugsame Säfte bey sich führen, die an„zeigen, daß, wenn ihr gleich der höchste Grad „der Stärke fehlt, sie doch wenigstens bey voll„kommener Gesundheit ist*).“

Armuth, Trockenheit, ist ganz etwas anders, als Einfalt der Schreibart; es giebt eine gewisse körnichte Einfalt, wo jeder Gedanke die ihm geziemende Ausdehnung besitzt, wo das Gewebe des Gesprächs allezeit hinlänglichen, obgleich nicht überflüßigen Zeug hat.

„Man befreye sie zuerst von den Fesseln des „Numerus**).“

*) Etsi enim non plurimi sanguinis est, habeat tamen succum aliquem oportet, ut, etiamsi illis maximis viribus careat, sit, ut ita dicam, integra valetudine. *Ibid.*

**) Primum igitur eum e vinculis numerorum eximamus. *Ibid.*

Es giebt, wie man weiß, verschiedene Arten des Numerus, die der oratorischen Rede zukommen: aber der einfältige, der natürliche Styl ist ihren Gesetzen nicht unterworfen; sein Gang ist frey und ungezwungen. Der gar zu merkliche Numerus ist der Fehler von Balsacs Briefen. Er gebraucht wohlklingende Worte, harmonische Gänge, Fortschreitungen: lauter übel angebrachte Dinge in einem vertrauten Briefe. Diese Anmerkung erklärt sich aus dem, was wir von dem rednerischen Numerus und der Harmonie gesagt haben.

„Ferner darf man hiebey auch nicht auf eine „kunstmäßige Zusammenkettung der Wörter se„hen: vielmehr hat die Begegnung der Vokalen, „diese Art von Lücke in der Rede, hier einen ganz „besondern Reiz: weil sie einen Menschen an„zeigt, der auf eine angenehme Art unachtsam „gewesen ist, und sich mehr um Sachen, als „um Wörter bekümmert hat*).“

In der Poesie vermeidet man die Zusammenkunft der Vokale; in der höhern Prose sucht man ihr so oft auszuweichen, als man kann: aber

*) Verba enim verbis quasi coagmentare negligat. Habet enim ille tanquam hiatus concursu vocalium molle quiddam, & quod indicet non ingratam negligentiam de re, hominis, magis quam de verbis, laborantis. *Ibid.*

aber in einem Briefe läßt man diese Sorgfalt für die allzukleinen Theile fahren; weil man hier nicht mit zusammengedrängten Gliedern gehn, nicht durch die Vereinigung vieler Kräfte einerley Art von Eindruck erregen will.

„In diesen beiden Stücken hat also der Brief„styl mehr Freyheit, nehmlich in der periodi„schen Anordnung, und in der genauen Zusam„menkettung der Wörter: wir wollen sehen, wie „er im übrigen beschaffen seyn muß. Denn „auch die kleinen, die geringfügigen Redensarten „sind nicht zu vernachläßigen; es giebt vielmehr „eine gewisse Kunst kunstlos zu scheinen. So „wie es Weiber giebt, denen es wohl ansteht, „wenn sie ungeputzt sind: so giebt es auch eine „geringfügige Rede, die ungeschmückt am besten „gefällt. Bey beiden legt man es darauf an, „daß sie gefallen sollen: aber es muß nicht zu „sehen seyn. Die Perlen und aller schimmern„de Putz, muß bey Seite geschafft werden; man „darf nicht einmal das Kräuseleisen gebrauchen, „am allerwenigsten die Schminke *).“

*) Sed erit videndum de reliquis, cum hæc duo ei liberiora fuerint, circuitus conglutinatioque verborum. Illa enim ipsa contracta & minuta, non negligenter tractanda sunt, sed quædam etiam negligentia est diligens. Nam ut mulieres esse dicuntur nonnullæ inornatæ, quas id ipsum deceat: sic hæc subti-

Die Frau von Sevigne' sagt eben dasselbe nach ihrer Art: Die Prinzessinn von Tarent sagt alle Tage, sie will an dich schreiben. Sie schnitzt an ihren Federn; denn ihre Staatsschreiberey ist ein Stickwerk, das sich nicht so auf der Flucht machen läßt. Wir hätten viel zu thun, meine liebe Tochter, wenn wir an alle unsre D und L Liebesknoten machen wollten.

„Nettigkeit und Reinigkeit bleiben diesem „Styl allein übrig *).“

Wer vereinigt diese beiden Eigenschaften in einem höhern Grade, als die Frau von Sevigne'?

„Ihn lebhafter zu machen, muß man ihn mit „artigen Einfällen untermengen, die von selbst „plötzlich entstanden zu seyn scheinen **).“ Die Prinzessinn kehrt nach Rennes zurück zu denen

subtilis oratio etiam incomta delectat. Fit enim quiddam in utroque, quo sit venustius; sed non ut appareat. Tum removebitur omnis insignis ornatus, quasi margaritarum; ne calamistri quidem adhibebuntur. Fucati vero medicamenta candoris & ruboris omnia repellentur. *Ibid.*

*) Elegantia modo & munditia remanebit. *Ibid.*

**) Acutæ crebræque sententiæ ponentur, & nescio unde ex abrupto erutæ. *Num. 24.*

denen Herren von Chaulnes, die hergeschickt hatten, anzufragen, ob sie uns ihre Aufwartung machen dürften. Sie gab in ihrer Sprache einen Bescheid darauf, so wie es ihr gut schien. Ich gab meinen Bescheid mit nein, sondern ich würde mit der Prinzessinn hinkommen und ihnen meine Schuldigkeit bezeugen; und sie selbst gäbe ihnen diesen Besuch als ein bloßes Geschenk, indem sie gar nicht die Absicht hätte, den Staat, der die Herren begleitete, hieher zu ziehen. Sie ist sehr vergnügt, daß ich sie so mit lachendem Munde von einer gro[ß]en Unruhe befreyt habe... Ich habe den Janustempel zugeschlossen. Mich dünkt dieß Wort war hier nicht übel angebracht. Man erwartete hier in der That keine dergleichen Anspielung auf den Janustempel, der zugeschlossen ward, wenn ein allgemeiner Friede im Römischen Reiche herrschte. Ein Besuch, den man als ein bloßes Geschenk giebt, ist eine sonderbare Wendung. Ein fruchtbarer Geist, und ein gewisser Schnitt des Witzes, bringen dergleichen unerwartete Züge hervor. Die Frau von Sevigne' ist ganz voll davon; dieses ist eben die Schönheit ihrer Briefe: Jedermann weinte: ein kleiner Junker stand dabey, der ward zur Quelle. Allem

Ansehen nach hatte sie unlängst Ovids Verwandelungen gelesen. Man müßte alle ihre Briefe übersetzen, wenn man die Züge von dieser Art zusammenlesen wollte. Eine ganz andere Art von feinem Witze, als in den Briefen des Voitüre und des Plinius herrscht. Das Feine dieser Schriftsteller ist gelehrt, ausstudirt, symmetrisch, von künstlicher Wendung: bey der Frau von Sevigne' hat alles ein schönes Naturell, ein freyer Kopf und ein freyes Herz eingegeben.

„Endlich muß man sich auch des oratorischen „Hausgeräthes mit Bescheidenheit bedienen: ich „nenne unser Hausgeräth alles, was sowohl in „Zierathen der Gedanken, als in Zierathen der „Worte besteht *).“

Der Briefstyl läßt alle Figuren, so wohl in Worten als in Gedanken, zu; aber er läßt sie nach seiner Art zu. Es giebt Metaphern für alle Stände; eben so giebt es auch Fragen, Suspensionen ꝛc. Die Ursach ist, weil alle diese Wendungen Ausdrücke der Natur sind.

„Es

*) Verecundus erit usus oratoriæ quasi supellectilis. Supellex est enim quodam modo nostra, quæ est in ornamentis, alia rerum, alia verborum. *Ibid.*

„Es ist ein Gastmahl ohne Pracht, ohne Ue„berfluß; wobey aber nicht allein Haushältig„keit, sondern auch Zierlichkeit herrscht*).

„Hier sieht man keine gegen einander gestell„ten Aehnlichkeiten, keine gleichmäßigen Abthei„lungen, noch Schlußfälle von einerley Art, „oder durch Abänderung der Buchstaben gesuch„te Schönheiten: aus Furcht dergleichen Zie„rathen möchten gekünstelt scheinen und die Lust „zu gefallen allzusehr verrathen**).... Der „Briefschreiber wird nicht das Vaterland redend „einführen, nicht die Todten aus den Gräbern „hervorrufen, nicht viele Dinge auf einander „häufen, um sie zuletzt gleichsam in Einen Kno„ten zu binden***).

„Auch kann man den Scherz mit einstreuen, „der dieser Gattung eine unvergleichliche Würze „giebt. Man hat zwo Arten davon: die eine „nennte man schlechtweg aufgeräumtes Wesen, die

*) Sicut in epularum apparatu, a magnificentia recedens, non se parcum solum, sed etiam elegantem videri volet. *Num.* 25.

**) Huic acuto fugienda sunt paria paribus relata, & similiter conclusa, eodemque pacto cadentia de immutatione litteræ quasi quæsitæ venustates: ne elaborata concinnitas, & quoddam aucupium delectationis manifesto deprehensum appareat. *Ibid.*

***) Non faciet Rempublicam loquentem, nec ab inferis mortuos excitabit, nec acervatim multa frequentans, una complexione devinciet. *Ibid.*

„die andere besteht in den so genannten launi-
„schen Einfällen . . . Der erstern bedient man
„sich, wenn man etwas artig erzählen will; der
„letztern, wenn man einen kleinen Stich aus-
„theilen, wenn man ein Ding lächerlich machen
„will *).“

Das aufgeräumte Wesen kann sich über alle Gegenstände ausbreiten, so ernsthaft, so traurig sie auch sind. Es giebt immer eine Art, die Dinge mit Anmuth vorzustellen. Die Frau von Sevigne' war durch den Tod des Herrn von Türenne eben so niedergeschlagen, wie ganz Frankreich, und sie sagt auf eine muntere Art: die Kanone, die ihn getödtet, sey von Ewigkeit her geladen gewesen. — „Rathe einmal, meine
„liebe Tochter, was das für ein Ding ist, das
„am geschwindesten kömmt, und am langsam-
„sten weggeht; das uns der Gesundheit so na-
„he bringt, wie möglich, und uns am weite-
„sten davon entfernt; das uns in den angenehm-
„sten Zustand von der Welt setzt, und uns hin-
„dert, ihn zu genießen; das uns die schönsten
„Hoffnungen von der Welt giebt, und die

Wir-

*) Huic generi orationis aspergentur etiam sales, qui in dicendo mirum quantum valent: quorum duo genera sunt, unum facetiarum, alterum dicacitatis. . . Altero utetur narrando aliquid venuste, altero in jaciendo mittendoque ridiculo. *Num. 26.*

„Wirkung davon am längsten verzögert. — „Kannst du es denn nicht errathen? Es ist ein „Fluß. Schon seit drey und zwanzig Tagen lie„ge ich krank daran. Seit dem vierzehnten bin „ich ohne Fieber und ohne Schmerzen; und in „diesem glücklichen Zustande, worinn ich hoffte „herum gehen zu können, welches alles ist, was „ich wünsche, finde ich mich von allen Seiten „geschwollen; . . und dieses Schwellen, welches „meine Genesung heißt, und es auch in der That „ist, macht die ganze Ursache meiner Ungeduld „aus. . . Ehe ich dieses Päckchen zusiegele, wer„de ich meine dicke Hand fragen, ob sie wohl „erlauben will, daß ich dir ein Paar Worte „schreiben darf. . . Lebe wohl, meine allerlieb„ste! ich beschwere euch alle, das Ding mit Zit„tern zu verehren, was man Fluß nennt. . . „Da kömmt der Frater, der seit acht Tagen auf „dich schimpft, daß du dich in Paris der Arzeney „des Herrn Delorme widersetzt hast. . .

Von dem Herrn von Sevigné.

„Wenn meine Mutter sich der Vorschrift die„ses guten Mannes überlassen, und alle Mona„the etwas von seinem Pulver genommen hätte, „so wäre sie nicht in diese Krankheit gefallen, „die von einer erstaunlichen Verdickung der Säfte

„her-

„herrührt: allein, es hieß, man wollte meine „Mutter umbringen, wenn man ihr rieth, eine „Portion davon zu versuchen. . . Bist du „nicht klug, Bruder, daß du haben willst, mei„ne Mutter soll Spießglas einnehmen? man darf „nur ein wenig Diät halten, und alle Monathe „etwas abgekochte Senesblätter trinken . . . „Meine liebe Mutter ruft: Kinder, ihr seyd Tho„ren, wenn ihr glaubt, daß sich eine Krankheit „abweisen läßt! muß nicht die Vorsehung Got„tes ihren Lauf haben? und können wir mehr „thun, als ihr gehorchen? — Das ist freylich „sehr christlich; aber man nehme immer auf Ab„schlag ein wenig von dem Pulver des Herrn „Delorme.“

Man muß beym Scherzen ungemein behutsam seyn, weil der Scherz nur alsdann gut ist, wann er wohl angebracht wird, und weil es schwer ist, in Briefen das rechte Pünktchen zu treffen: man zielt aus einer so weiten Ferne! Oftmals trifft ein Wort, das mit Fröhlichkeit des Herzens aufgenommen werden sollte, einen finstern Augenblick an, und findet sich mitten unter Verdruß und Betrübniß ein. Eben so verhält es sich auch mit den traurigen Ausdrükken. *Wie? ihr habt noch den Herrn von N. zu beweinen? In diesem Lande denkt man*

nicht

nicht mehr an ihn. Man muß die Leute abfertigen. Briefe, die auf eine solche Art zur Unzeit ankommen, haben, wie die Sevigne' sagt, das Ansehen einer kleinstädtischen Frau, die in einer Gesellschaft zu Paris, geheime Geschichtchen aus Avignon erzählt. Das sicherste ist, falls man nicht in einer großen Vertraulichkeit steht, sich an die gesunde Vernunft zu halten, die zu allen Stunden und an allen Orten Platz findet, und die der Nebendinge zu ihrer Würze nicht bedarf.

Was die launischen Einfälle anbetrifft, so ist es noch gefährlicher, sie sich entwischen zu lassen: weil sie sehr oft einen Anstrich von Bosheit bey sich führen. Lieber erzähle man die Einfälle anderer, oder man suche von einer gewissen lustigen Begebenheit Vortheil zu ziehen, seinen Brief damit aufgeräumt zu machen; allein, es muß allemal auf eine Art geschehen, daß man allen Verdacht der Bösartigkeit von sich entfernt. Villeicht bekommen wir in dem ersten Augenblick gelinde Richter: aber wer weiß, ob nicht in der Folge eine heimliche Veränderung vorgeht? Wer weiß, ob man in einem andern, für uns nicht so günstigen Augenblick, diesen Zug nicht etwa mit einem andern zusammenhält, um daraus auf ein böses Herz zu schließen? Man

muß

muß andern niemals Waffen wider sich selbst in die Hände geben.

Sich deutlich vorstellen, wer man ist, und mit wem man redet, ist das erste, was erfodert wird, gut zu reden, und folglich auch gut zu schreiben. Diese Vorstellung ordnet alles an, was man sagen soll, und auf welche Weise man es sagen soll. Sie schreibt die Sachen, die Wendungen, die Ausdrücke vor. Die geringste Abweichung von ihr verursacht eine desto grössere Unschicklichkeit, weil es die Eigenliebe allemal weiß, wann man ihr Unrecht thut, wann man ihr Gefälligkeiten erzeigt, wann man ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt. Also muß man sich vor allen Dingen diejenigen als gegenwärtig vorstellen, an welche man schreibt.

Man steht mit ihnen in allerley Verhältnissen: in Verhältnissen der Gleichheit, in Verhältnissen des Oberranges. In dem Oberrange giebt es Stufen, die bis ins Unendliche verschieden sind, und die zusammengesetzt sind aus Pflichten, aus Achtungen, aus Freundschaft, aus Zärtlichkeit, aus Erkenntlichkeit, aus Vortheilen, aus dem Vergangenen, aus dem Gegenwärtigen, aus dem Zukünftigen, aus dem Wirklichen, aus dem Möglichen, aus Furcht, aus Hoffnung, aus allen Art von Bezie-

Beziehungen auf die Eigenschaften, auf die Glücksgüter, auf den Stand der beiden Personen, deren eine an die andere schreibt. Versäumt man einen von diesen Beziehungspunkten, so ist man ein Thor oder ein Geck. Ein Oberer läßt sich zu sehr merken, wer er ist: sein Brief macht ihm einen Feind; ein Geringerer erniedrigt sich zu sehr: man erdrückt ihn; ein Gleicher nimmt sich Freyheiten heraus: man demüthigt ihn; man verlangt etwas mit Dreustigkeit: seht doch einen sehr zuversichtlichen Menschen! man verlangt es mit Furchtsamkeit: er traut sich selber nicht, wie es scheint. Ein richtiger, ein wohlgeordneter Verstand trifft die Mittelstraße, und sucht sich darauf zu erhalten.

Wenn man bloß zu loben, Beyfall zu geben, Glück zu wünschen, gehorsamen Dank abzustatten hat, kann man die Feder laufen lassen, wie sie will: man steht nicht leicht in Gefahr, die Leute zu beleidigen mit denen man spricht. Die von zärtlichem Geschmacke wünschen freylich eine feine Wendung, einen Eindruck, der nicht allzutief geht, sondern gleichsam im Vorbeygehen gemacht wird, und so, daß man das Lob sehen oder nicht sehen kann, es ablehnen oder annehmen, darauf antworten, oder es mit Still-

schweigen übergehen, sich zu einem Theile bekennen und das übrige insgeheim genießen kann. Allein, wenn auch dergleichen Feinheit nicht angebracht worden ist, so vergiebt man es leicht, der guten Absicht wegen.

Wann von Geschäfften die Rede ist, so ist alles Laubwerk gefährlich. Oft verwickelt man sich selber in seinen Perioden. Die eigentlichsten Worte, die einfältigsten Wendungen und vornehmlich die Kürze, stehen hier an ihrem Orte. Die Frau von Maintenon ist ein unvergleichliches Muster in diesem Stücke; sie sagt, was man sagen muß, und sagt nicht mehr, als man sagen muß, und sagt es gut.

Die Frau von Sevigne', die man bey dieser Gelegenheit nicht zu oft anführen kann, befand sich mit ihrer Tochter in einer unvergleichlichen Lage, um gut schreiben. Das Herz und die Freymüthigkeit verfertigten das ganze Werk. Sie war beständig bey ihrer Tochter gegenwärtig; sie hatte aus ihr, wie man von ihr sagte, ihren alltäglichen Gedanken gemacht. Man thue noch die große Kenntniß der Welt, die Erfahrung in den Sachen des gemeinen Lebens, die Lesung der angenehmsten Bücher, viel Witz und Munterkeit des Geistes hinzu: alles dieses mußte Wunder hervorbringen. Wenn sie aber

an andere schrieb, als an ihre Tochter, hatte sie der Schönheiten weniger, weil sie weniger Freyheit und Freundschaft hatte. „Dir gebe „ich aus allen Körben das oberste, ich meyne „die Bluhme meines Witzes, meines Kopfes, „meiner Augen, meiner Feder, meines Schreib-„zeugs; und dann mag alles übrige gerathen, „wie es will.“ Sie fand ein Vergnügen, an diese geliebte Tochter zu schreiben, bey den andern arbeitete sie. Es ist niemand auf der Welt, der dieses nicht eben so wohl erfahren hätte, wie sie. Wenn das Herz eingiebt, so geht es geschwinder, als die Feder gehen kann. Wenn man sich zwingt, giebt der Geist nur ungern; man ist trocken, die Quelle stockt.

In solchen ungünstigen Augenblicken muß man seine Zuflucht zur Kunst nehmen; sich verweilen, sich überhaupt deutlich machen, was man schreiben will, sich die Person vorstellen, an die man schreibt, sich auf den Ton stimmen, von dem man weiß, daß er sich für sie schickt, und alsdann arbeiten.

Ein jeder kennt seine Kräfte und fühlt seine Mängel. Die nicht in Einem Zuge fortschreiben können, thun klug, wenn sie ihre Gedanken vorher auf ein besonderes Blatt setzen. Auch ist es gut, wenn Anfänger ihre Briefe so lange

ausbessern, bis sie Fertigkeit genug erlangt haben, richtig und ordentlich zu schreiben. Man vergiebt es ihrem Alter, Kunst und Furchtsamkeit in der Schreibart blicken zu lassen: ein Fehler, der allemal der Weitschweifigkeit, den Wiederholungen, der Dunkelheit, den Fehlern wider die Wortfügung und Grammatik vorzuziehen ist. Wir geben ihnen zu bedenken, daß es oft nur Eines Wortes bedarf, um andern einen schlechten Begriff von ihrem Verstande, von ihren Gesinnungen, von ihrer Erziehung beyzubringen. „Es besuchte mich neulich ein „Präsident, sagt die Frau von Sevigne', nebst „seinem Stiefsohn, einem Menschen von zwan„zig Jahren, den ich, ohne alle Ausnahme, „für die artigste und angenehmste Figur hielt, „die ich jemals gesehen hatte. Ich sagte zu ihm, „daß ich ihn vor fünf oder sechs Jahren gese„hen hätte, und daß ich mich wunderte, wie man in „so kurzer Zeit so wachsen könnte: hierauf fährt „aus diesem artigen Gesichtchen eine erschreckli„che Stimme heraus, die mir mit einer lächer„chen Art unter die Nase sagt: Unkraut „wächst allezeit. Wie er aussahe! gehörnt „kam er mir vor. Und hätte er mich mit einer „Keule auf den Kopf geschlagen, er hätte mir „nicht weher thun können." Gleichwohl war

dieß nur ein entfallnes Wort, das der Wind wegführete; was wäre nicht geschehen, wenn man es auf das Papier geheftet und mit seiner Hand besiegelt hätte? Eine junge Person, welche an uns schreibt, schickt uns ihr Bildniß.

Das Lesen der Briefe des Cicero an seine Freunde, der Briefe des Plinius, der Briefe, worinn Richardson die drey rührendsten und lehrreichsten Romane unserer Zeit, die Pamela, die Klarissa und den Karl Grandison verfasset hat, und das Lesen der Briefe der Frau von Sevigne', kann vieles dazu beytragen, sich eine gute Schreibart zu erwerben. Doch ist hiebey wiederum zu erinnern, daß man sich nicht gar zu sklavisch an irgend ein Muster binden müsse. Ein jeder hat eigene und natürliche Annehmlichkeiten, die allezeit mehr werth sind, als die entlehnten. Obgleich die Frau von Sevigne' ein vollkommenes Muster für das Frauenzimmer, und noch mehr für zärtliche, ja für allzuzärtliche Mütter ist: so giebt es dennoch einige Ausdrücke und Wendungen bey ihr, die andern nicht so gut anstehen würden. Vielleicht würde man sie bey jedem andern, vornehmlich bey einem Gelehrten, für gewagt halten. Allein sie zeigt sich überall so liebenswürdig, daß man alles lieb gewinnt, was sie sagt,

und daß man sich nicht erwehren kann, es schön zu finden. Ein jeder suche ihr zu entwenden, was sich für ihn schickt, und was er entwenden kann. Ich glaube nicht, daß sich ein Brief nach Regeln machen läßt. Die Empfindung allein muß die Vorschrift dazu geben: und Empfindung und Regeln vertragen sich nicht allemal wohl miteinander, falls die letztern nicht nachgeben.

Einer der grössesten Fehler in Briefen ist die Weitschweifigkeit. Es giebt Leute, die immer gehen, und niemals ankommen. „Der Ritter „von Nantouillet war vom Pferde gefallen, er „sank unter, kam wieder, mußte wieder ins „Wasser, kam noch einmal herauf; endlich er„hascht er den Schwanz eines Pferdes, und hält „sich fest daran; das Pferd zieht ihn ans Ufer, „er steigt aufs Pferd, kömmt unter das Hand„gemenge, bekömmt zwey Schüsse in den Hut, „und kehrt lustig und vergnügt zurück. 152 Br." Das heißt in der Sprache der Frau von Sevigne' sich aus dem Staube machen! Besser zu kurz, als matt.

Köpfe, die zu feinen Sachen gewöhnt sind, vernünfteln bisweilen zu sehr; die Metaphysik mischt sich ins Spiel. Die Gedanken verlieren nichts, wann man ihnen auch ein wenig mehr Bestand-

Bestandtheile giebt. Der Ritter Sevigne' nahm sich bisweilen die Freyheit, seine Mutter hieran zu erinnern.

Die Briefe der Gelehrten schmecken oft nach der Studirstube; alles ist daran genau und regelmäßig: allein, diese Genauigkeit ist bisweilen steif und trocken.

Junge Leute sind voll unnützer Umständlichkeiten, sie schreiben gleichsam nur für sich selbst, ohne fast an den zu gedenken, an welchen sie schreiben. Es ist gleichsam eine aneinanderhangende Zerstreuung.

Hofleute, die Abbildungen, die Vorstellungen zu machen gewohnt sind, reden in ihren Briefen mit Leichtigkeit und Anstande. Alles nimmt bey ihnen ein angenehmes Wesen an, weil dieses gleichsam die Luft des Landes ist, worinn sie wohnen. Sie sind die einzigen, denen der Zwang Schönheiten giebt.

Man sagt, man müsse schreiben, wie man spricht; aber nur mit der Bedingung, wenn man gut spricht. Ja, vielleicht ist man verbunden, ein wenig besser zu schreiben, als man spricht, selbst wenn man gut spricht. Man hat Zeit, seine Gedanken zu wählen, und ein wenig in Ordnung zu stellen. Was wagt man dabey, wenn man eine gute Meynung von seinem Freunde hat,

und ihm von sich eine gute Meynung beybringt? Er ist mein guter Freund, ich mache keine Umstände mit ihm: das heißt, du sparst die Achtung, die Höflichkeit für die Fremden, für deine Feinde, oder für Leute, die dir gleichgültig sind. Mich dünkt, die Freunde müssen vorher versorgt werden, ehe die übrigen ihr Theil bekommen. Bey Freundschaften kann von keinem Dinge zu viel seyn. Und oft helfen bey diesem Handel die Tugenden weniger, als die Achtungen.

Ich fühle, daß es Zeit ist, diesen Lehrerton zu verlassen, den unser Plan uns bisweilen anzunehmen genöthigt hat, und vornehmlich in diesem kurzen Artikel, in welchem wir jungen Leuten einige Erinnerungen über eines der wichtigsten Stücke der Erziehung geben. Sie von mir zu befreyen, wollte ich ihnen gern einige Briefe des Cicero, des Plinius und selbst des Seneka vorlegen, wenn diese Werke nicht sehr leicht zu finden wären; und wenn es nöthig wäre, sich noch in weitläuftige Ausführungen einzulassen, nach allen denen, die wir bereits gemacht haben. Aus diesen Werken und in der Schule der Welt muß man schreiben lernen, nicht aber aus einem Lehrbuche, welches weder das Werkzeug der Empfindung, noch das Beyspiel davon geben kann.

Anhang.

Anhang.

Von der Wortfügung der lateinischen und Deutschen Sprache, und den Grundsätzen der Uebersetzungskunst.

Niemand, als wer es niemals versucht hat, die alten Schriftsteller zu übersetzen, kann die Schwierigkeit dieser Unternehmung in Zweifel ziehen. Wer einige Erfahrung davon hat, der weiß, daß es oft mehr Zeit, mehr Fleiß und Anstrengung erfodert, ein schönes Gemälde nachzumalen, als es gekostet hat, es zu verfertigen.

Wenn man übersetzt, so ist die Hauptschwierigkeit nicht, den Gedanken des Verfassers zu verstehen: hiezu gelangt man gemeiniglich mit Hülfe guter Ausgaben und Ausleger, und vornehmlich dadurch, daß man die Verbindungen unter den Begriffen aufsucht. Allein, wenn es darauf ankömmt, in einer andern Sprache die Sachen, die Gedanken, die Ausdrücke, die Wendungen, den Hauptton des Werks, den besondern Ton der Schreibart in den Poeten, Rednern, Geschichtschreibern vorzustellen; die Sachen, so wie sie sind, ohne das geringste hinzuzuthun, oder wegzunehmen, oder zu versetzen; die Gedanken mit ihren Farben, nach ihren Graden,

in ihren Schattierungen; die Wendungen, die der Rede Feuer, Geist und Leben ertheilen; die natürlichen, die figurirten, die starken, die körnichten, die anmuthigen, die feinen Ausdrücke, und das alles nach einem Muster, welches harte Befehle giebt, und haben will, daß man ihm auf eine ungezwungene Weise gehorchen soll; so wird, wo nicht eben so viel Geist, doch zum wenigsten eben so viel Geschmack erfodert, gut zu übersetzen, als selbst etwas zu verfertigen. Vielleicht wird gar noch mehr erfodert.

Der Verfasser, welcher schreibt, wird bloß von einem gewissen allezeit freyen Naturtriebe, und von seiner Materie geleitet, die ihm Ideen darbietet, die er nach seinem Gefallen annehmen oder verwerfen kann; folglich ist er unumschränkter Herr von seinen Gedanken und Ausdrücken; er kann verwerfen, was er nicht glücklich genug ausdrücken kann. Der Uebersetzer ist über nichts Herr; er ist verbunden, seinem Autor überall zu folgen, und sich mit einer unendlichen Biegsamkeit nach allen seinen Abwechselungen zu richten. Man urtheile davon aus der Mannichfaltigkeit des Tons, der sich nothwendiger Weise bey einerley Stoffe und noch mehr bey einerley Gattung befindet. Bey jedem einzelnen Stoffe, dessen Theile zusammenstimmen und in

eine

eine richtige Harmonie gebracht sind, sieht man, wie sich der Styl hebt und senkt, sich schwächt, und verstärkt, sich verengt und erweitert, ohne gleichwohl aus der Einheit seines Hauptcharakters herauszugehn. Terenz hat von einem Ende bis zum andern eine Schreibart, die sich zur komischen Gattung schickt: sie ist überall natürlich und fein; aber die Grade des Natürlichen sind sehr verschieden in dem Munde des Simo, des Davus, der Sostrata, der Pamphilia, der Mysis; sie sind verschieden, nachdem diese Personen ruhig oder bewegt sind, in dieser oder jener Leidenschaft begriffen sind. Ja, um noch weiter zu gehen: die Schreibart der Briefe, zum Exempel, muß natürlich seyn; man muß in Briefen so schreiben, wie man spricht, nehmlich wenn man gut spricht. Wie viel Stufen in Ansehung des Standes giebt es nicht vom Gärtner bis zum Könige, die durch die Gemüthsgaben, die Erziehung, die Glücksumstände noch mehr abgeändert werden! Eben so viel natürliche Schreibarten giebt es auch, die zu diesen verschiedenen Graden sich schicken. Es darf keine für die andre hingesetzt werden, ohne den Anstand und guten Geschmack zu beleidigen. So viel auf Seiten derer, an die man schreibt. Nun aber ist sich derjenige auch etwas schuldig, welcher schreibt. Die Beziehungen

gen seiner Person, seines Alters, seines Standes, was er gewesen ist, was er verrichtet hat, was er hofft, was er fürchtet, schreiben ihm Grade vor, die er genau zu treffen weiß, wenn er einen feinen Geschmack besitzt. Alle diese Grade auszudrücken, muß man sie zuerst wohl empfunden haben; hierauf muß man die Sprache, die man mit der fremden Beute bereichern will, auf einen nicht gemeinen Grad sich unterwürfig machen. Starke Sprachen zerstören die Lieblichkeit, die man in sie hinüberträgt; schwache Sprachen entnerven die Stärke. Welchen Begriff muß man also nicht von einer glücklich gemachten Uebersetzung bekommen?

Das erste, was einem jeden, der übersetzen will, unentbehrlich ist, ist dieses: er muß die Natur der beiden Sprachen, die er unter den Händen hat, genau kennen. Er kann diese Kenntniß durch eine gewisse undeutliche Empfindung erlangt haben, die von der großen Uebung in diesen Sprachen herrührt. Sollte es aber wohl unnütz seyn, der Empfindung einiges Licht anzuzünden, und ihr Mittel anzuweisen, wie sie sich vor Irrthümern bewahren kann?

Weder die Eigenschaft, noch die Anzahl der Wörter, kann der Gegenstand dieser Untersuchung seyn, weil es über diese beiden Punkte

keine

keine Regeln geben kann. Die Wörter sind bereits gemacht, und wir sind verbunden, sie so zu gebrauchen, wie wir sie haben. Es kömmt also nur bloß darauf an, den Unterschied in den Wortfügungen beider Sprachen kennen zu lernen.

Diese Untersuchung wird uns lehren, 1) woher der Vorzug der Lateinischen Sprache vor der Deutschen in Ansehung ihrer Wortfügungen komme. 2) Welches die Mittel sind, wodurch wir uns der Weise der Lateiner nähern können. 3) Wird man hieraus die Regeln fließen sehen, die man bey Uebersetzung der Lateinischen Autoren zu beobachten haben möchte.

I. Kapitel.

Von der lateinischen Wortfügung.

Die Lateiner hatten weit mehr Freyheit in ihren Wortfügungen, als wir. Wir sind genöthiget, immer einerley Weg zu gehen: Nennefall, Zeitwort, regiertes Wort, das ist der ewige Gang, der niemals abgeändert wird. Die Lateiner hingegen, die Herren über ihre Redeverbindung waren, setzten ihre Worte nach ihrem Gefallen, entweder dem Ohre zu schmeicheln, oder den Verstand zu belehren, oder das Herz zu rühren. Bald zeigte sich ein Zeitwort

an der Spitze, bald ein Beywort, zuweilen ein Nebenwort, nachdem es der Vortheil der Redensart, in Absicht auf den Wohlklang oder den Nachdruck, erfoderte.

Wollen wir hieraus schließen, daß die Lateiner Versetzungen machen, wann sie wollen? daß sie sich an gar keine Gesetze binden? und daß bey uns hingegen die Ordnung der Natur die eiserne Regel ist, die unveränderlich und unwandelbar bleibt?

Die Biegsamkeit der Lateinischen Wortfügungen, und die Unbiegsamkeit der unsrigen hätten, wie es scheint, den Schluß zum Vortheile der Lateiner sollen ausfallen lassen: und es ist gerade das Gegentheil geschehen. Das macht, wir Deutschen stehen nicht an dem rechten Orte, um zu beurtheilen, ob die Wortfügungen der Lateiner natürlicher sind, als die unsrigen. Die Gewohnheit ist die andre Natur: das hat man schon lange gesagt, und es ist nirgends so wahr, als bey Sprachen. Ich schreibe von der linken Hand zur rechten; und ich finde es poßierlich, daß der Hebräer von der rechten zur linken schreibt. Ihr selbst seyd poßierlich, sagt der Hebräer: ihr seht eure Schrift nicht ehe, als bis ihr sie gemacht habt, und wann es nicht mehr Zeit ist, sie zu verbessern; eure Hand und eure

Feder verdecken sie euch: anstatt, daß wir, die wir von der Rechten zur Linken schreiben, es sehen können, wie sich die Züge nach und nach bilden. Man lache über seinen Beweis, so viel man will: es bleibt doch allemal wahr, der Einbildung nach glauben wir, unsre Gegenfüßler hätten den Kopf unten, und uns allein käme es zu, ihn oben zu haben.

Vielleicht geht es mit unsern Urtheilen über die Lateinischen Wortfügungen nicht anders; vielleicht befindet sich die Inversion, oder die Verkehrung der natürlichen Ordnung, die wir ihnen zur Last legen, vielmehr bey uns, als bey ihnen. Wir wollen sehen, ob unser Zweifel vernünftig ist.

Diese Frage ist wichtiger, als man beym ersten Anblicke denken sollte. Die Anordnung der Theile, die die Schönheit eines Gebäudes, eines Gemäldes, eines Gartens, eines in Schlachtordnung gestellten Kriegesheeres, ja des ganzen Weltgebäudes ausmacht, bringt eine gleiche Wirkung in der Redekunst hervor. Die Anordnung der Worte giebt der Rede ihre ganze Anmuth und einen großen Theil ihrer Stärke.

Eine sorgfältige Prüfung dieser Materie wird uns nicht allein die Geheimnisse der Gaben des Geistes entdecken helfen, die mehr werth sind, als

die

die Geheimnisse der Kunst; sondern auch die Ursachen von dem besondern Gange der Sprachen, und was diese dadurch gewinnen oder verlieren, daß sie verschiedenen Systemen folgen.

Weder die Griechen noch die Lateiner waren in dem Falle, daß sie diese Materie in der letztern Absicht hätten untersuchen sollen. Da ihre Sprachen von der grössesten Biegsamkeit waren, so konnten sie von verworrenen Redefügungen keine andre Ursache angeben, als den Geschmack ihrer Schriftsteller.

Ehe wir aber untersuchen, ob die Lateiner der natürlichen Ordnung folgen, oder nicht, ist es nöthig zu wissen, was dieses für eine Ordnung ist, und wie sie verfährt.

Wir bemerken zuerst, daß die Ausdrücke den Gedanken dasjenige sind, was die Gedanken den Sachen sind. Es ist eine Art von Familie, worunter die Aehnlichkeit vom Ursprunge bis ans Ende fortgeht. Die Sachen erzeugen den Gedanken, und geben ihm seine Bildung; der Gedanke bringt wiederum den Ausdruck hervor, und schränkt ihn in die Form ein, die er selber besitzt. Der Gedanke ist das innerliche Bild der Sachen; der Ausdruck ist das äußerliche Bild des Gedankens. Beide also, der Gedanke und der Ausdruck, sind Bilder, und zwar der

letztere noch mehr, als der erstere. Nun aber besteht die Vollkommenheit eines jeden Bildes darinn, das Ganze und seine Theile dem Urbilde gemäß, und in derselben Ordnung vorzustellen, die sie im Urbilde hatten. Wenn ich einen Menschen malen will, so ist es nicht genug, daß ich Arme, einen Kopf und ein Paar Füße male; ich muß sie auch so stellen, wie sie in der Natur gestellt sind.

Von der Ordnung und Stellung der Sachen und ihrer Theile, hängt also die Ordnung und Stellung der Gedanken ab; und von der Ordnung und Stellung des Gedankens und seiner Theile, hängt die Ordnung und Stellung des Ausdrucks ab. Und diese Anordnung in Gedanken und Ausdrücken, welches die Bilder sind, ist natürlich oder nicht, nachdem sie den Sachen, welches die Urbilder sind, gemäß oder nicht gemäß ist. Und wenn mehr Sachen oder mehr Theile einer einzigen Sache auf einander folgen, und sie sind in dem Gedanken anders geordnet, als sie in der Natur sind: so ist dieses Inversion oder Versetzung in dem Gedanken; und wenn in dem Ausdrucke noch eine andere Ordnung vorhanden ist, als in dem Gedanken, so ist dieses wieder eine andere Versetzung.

Welches ist denn die Anordnung der Sachen in der Natur?

Es ist ein Grundsatz, der von allen Philosophen angenommen ist, daß der Gegenstand die Kraft in Bewegung bringt; daß die Seele sich zu nichts neigen kann, ohne es vorher gekannt zu haben. Was geht in uns selbst vor, wann wir uns zu einer Bewegung entschließen? Ich sehe einen Gegenstand; ich entdecke Eigenschaften daran, die mir nützlich oder schädlich sind: nunmehr neige ich mich zu ihm, oder ich fliehe ihn. Ich fange nicht damit an, daß ich mich bewege, ehe ich noch erkannt habe; ich muß erkennen, ehe ich bewege. Die Lateiner hatten also Recht, wenn sie sagten: ad regiam vado. Dieses ist dasjenige, was in mir selber vorgeht.

Wenn ich nun einem andern, als mir selber, zu verstehen geben will, daß er einen Gegenstand fliehen oder suchen soll: so werde ich nicht damit anfangen, daß ich ihn nöthige, sich zu nähern oder sich zu entfernen; sondern ich werde ihm den Gegenstand zeigen, und der Gegenstand wird ihm selbst sagen, was er thun soll. Die Ordnung, der ich für meine eigne Person gefolgt bin, ist eben dieselbe, der er folgen muß. Weil seine Maschine eben so gebaut ist, wie die meinige, so muß sie auch von gleichen Triebfe-

dern in den Gang gebracht werden. Ich habe eine Schlange gesehen, ich bin geflohen: also muß ich ihm zuerst einen Begriff von der Gefahr geben, wenn ich haben will, daß er sich entschließen soll, die Flucht zu nehmen.

Eben diesen Gang gehen wir, wenn wir durch Geberden sprechen. Ich sitze am Tische, ich will Brodt fodern. Wenn ich denjenigen, der es mir geben kann, aufmerksam auf mich gemacht habe, so zeige ich ihm das Brodt, hierauf führe ich meine Geberde auf mich selbst zurück, ihm die Verrichtung anzuzeigen, die ich von ihm begehre? Ich werde also in der Geberdensprache sagen: panem praebe mihi, und nicht: gieb mir Brodt.

Der Kaiser Domitian hatte eine besondere Fertigkeit im Bogenschießen: Er schoß seine Pfeile durch die ausgespreiteten Finger eines Sklaven, der in ziemlicher Entfernung von ihm stand, und that ihm keinen Schaden. In dieser Redeverbindung ist die natürliche Folge der Gedanken nicht beobachtet. Der Kaiser schießt, und hat noch keine Pfeile, nach einem Ziele, das ihm noch nicht vorgestellt ist. Der natürlichen Ordnung zu Folge hätte man, scheint es, zuerst den Sklaven, der die Hand in die Höhe hebt und die Finger ausspreitet, und

hierauf den schießenden Kaiser in einiger Entfernung von diesem Ziele vorstellen sollen. Auch sagt Suetonius: In pueri procul stantis, praebentisque pro scopulo dispansam dextræ manus palmam, sagittas tanta arte direxit, ut omnes per intervalla digitorum innocue evaderent. Dieß ist nicht die Ordnung der grammatikalischen Metaphysik, sondern der oratorischen Metaphysik, das heißt der Empfindung und Natur.

Die grammatikalische Ordnung ist mehr eine Fessel für den Geist und die Gedanken, als eine Richtschnur der oratorischen Rede. Da sie mit dem Genius und der besondern Analogie einer Sprache genau verbunden ist, so bleibt sie sich selbst nicht im geringsten gleich. Es giebt Sprachen, wo sie völlig das Gegentheil von dem ist, was sie in andern Sprachen war: welches nicht geschehen würde, wenn sie die Regel der Natur wäre.

Eben so verhält es sich mit der metaphysischen Ordnung. Sie kann für die Gelehrten zuweilen gut seyn, wenn sie Betrachtungen anstellen, und ihre Begriffe zergliedern wollen: aber das Volk, für welches und von welchem die Sprachen gemacht worden sind, aber das Frauenzimmer, dessen Geschmack zur Verfeine-

rung der Sprachen mehr beyträgt, als die gelehrtesten Grübeleyen und Zergliederungen, denken diese wohl daran, was das Wesentliche, das Zufällige, die Verknüpfung, die Ursache, die Wirkung ist? Das Volk sieht, weiß, erkennt bloß durch die Empfindung, oder gar durch das sinnlichste Gefühl, welches der Gegenstand in ihm erregt; der wirkliche Eindruck leitet und bestimmt es. Es wird sagen, nach dem es gesinnt ist, und nach dem es die Gegenstände rühren: Alexander hat den Darius geschlagen, oder: Darius ist vom Alexander geschlagen worden; es kennt nur diese Regel allein.

Diese Ordnung, die auf die Wichtigkeit der Gegenstände gegründet ist, ist die natürlichste unter allen; nach dieser richten sich die Redner, wenn sie uns rühren und gewinnen wollen.

Eine oratorische Redensart kann aus fünf Theilen bestehen, einem Nennworte, welches das Subjekt des Satzes ausdrückt; Alexander; aus einem Zeitworte, welches die Handlung ausdrückt: vicit; aus einem regierten Worte, oder dem Ziele, worauf die Handlung geht: Darium; einem Nebenworte, oder einem Worte, welches die Nebenumstände der Weise, der Zeit, des Ortes ausdrückt: fortiter, olim, ad Arbelam. Wenn man noch ein Verbindungswort

wort hinzuthut, diese Redensart mit einer andern, die vorhergeht oder die nachfolgt, zu verknüpfen, so hat man die fünf Theile, von welchen wir reden. Wir sagen nichts von dem Vorworte oder der Präposition, welches zum Nebenworte oder zum Adverbium, gerechnet werden kann, noch von dem Zwischenworte oder der Interjektion, welches allezeit als abgesondert erscheint, und an den Wortfügungen der Grammatik keinen Antheil nimmt.

Diese fünf Haupttheile müssen so geordnet werden, daß der wichtigste unter ihnen allezeit an der Spitze erscheint, das heißt, an dem scheinbarsten Orte der Redensart.

Zum Exempel, wenn ich sage, Alexander überwand den Darius bey Arbela: so kann ich diese Redensart aus einem vierfachen Gesichtspunkte betrachten. Wenn die Frage ist, wer den Darius überwunden hat, so ist der Hauptbegriff der Redensart, Alexander. Wenn man fragt, welcher unter den Persischen Königen vom Alexander überwunden worden ist, so ist der Hauptbegriff Darius. Wenn die Rede von dem Orte ist, wo dieser Sieg erhalten wurde, so ist der Hauptbegriff bey Arbela. Endlich wenn man wissen will, welche Schlacht die entscheidende gewesen ist, zum Gegensatze ande

rer,

rer, wo Darius zwar Verlust erlitten hatte, aber noch nicht überwunden war, so liegt der Hauptbegriff in dem Worte überwand. Also wird man im ersten Falle sagen: Alexander überwand den Darius bey Arbela; im zweyten: Darius ward vom Alexander bey Arbela überwunden; im dritten: Bey Arbela überwand Alexander den Darius; im vierten: Der Sieg bey Arbela war der entscheidende, vicit ad Arbelam.

Es ist unnöthig zu sagen, daß sich das Bindewort oder die Konjunktion allezeit an die Spitze der Redensart stellt, auf welche es einen Einfluß hat. Man wird selten ein wenn, aber, denn, weil anderswo sehen, als am Anfange der Periode selbst, oder ihrer Glieder, oder der Zwischensätze, die von ihr regiert werden. Die Ursache ist, weil dergleichen Verbindungswörter, wenn sie gleich nicht den wichtigsten Gegenstand der Redensart enthalten, doch die wichtigste Form derselben in sich schliessen.

Wir können unser Urtheil von der Ordnung, die von der Wichtigkeit der Gegenstände abhängt, nicht besser bestätigen, als wenn wir zeigen, daß dieses System beständig von denjenigen guten Autoren befolget worden ist, die sich solcher

Sprachen bedient haben, die biegsam genug waren, sich nach diesen verschiedenen Wortfügungen zu bequemen.

Wir haben gesagt, daß wenn das Subjekt der vornehmste Gegenstand sey, es an der Spitze der Redensart erscheinen müsse. Cicero will zu verstehen geben, daß die Ehre des Römischen Volkes mit der Ehre des Lukullus verbunden sey, dessen Siege der Poet Archias besungen hatte; er mußte also nicht sagen, Pontum sibi populus Romanus aperuit; sondern, Populus enim Romanus, Lucullo imperante, sibi Pontum aperuit; das Römische Volk hat sich, als Lukullus Feldherr war ꝛc.

Saxa & solitudines voci respondent; *bestiæ sæpe immanes* cantu flectuntur atque consistunt. *Cic. pro Arch.*

Metius ille est ductor itineris hujus, *Metius idem* hujus machinator belli, *Metius* fœderis Romani, Albanique ruptor. *Liv.*

Primus sentio mala nostra, *primus* rescisco omnia, *primus* porro abnuncio. *Ter.* Ich bin der erste, der unser Unglück fühlt ꝛc.

Wenn Scävola dem Porsenna anzeigen will, daß er ein Römer sey, so sagt er: *Romanus* sum civis: Ich bin ein Römer. *Liv.* Wenn Gavius von seinem Kreuze herab schreyt: ich bin

ein

ein Bürger, so sagt er: *Civis* Romanus sum. *Cic.* Woher dieser Unterschied der Wortfügung? Die Eigenschaft eines Römers war bey dem einen der vornehmste Gegenstand; bey dem andern war es die Eigenschaft eines Bürgers.

2) Wenn der vornehmste Gegenstand die Handlung selbst ist, welche verrichtet wird, so zeigt sich das Zeitwort, welches sie ausdrückt, zuerst:

Fuisti apud Leccam; *distribuisti* partes Italiæ; *statuisti* quo quemque proficisci placeret; *delegisti* quos Romæ relinqueres, quos tecum educeres; *descripsisti* partes urbis ad incendia; *confirmasti* ipsum jam esse exiturum; *dixisti* paululum, &c. *inventi sunt qui te,* &c. *Cic. Cat. 1.*

Dolebam ac vehementer angebar cum &c. *Cic. pro Marc.*

Manet alta mente repostum. *Virg.*

Ibant obscuri sola sub nocte ... *Virg.*

Personat hæc ingens latratu. *Virg.*

3) Wenn die vornehmste Aufmerksamkeit dem Gegenstande der Handlung gebührt, wie es sehr oft geschieht, so steht das regierte Wort vor dem Zeitworte:

Extinctum Nymphæ crudeli funere Daphnim flebant. *Virg.*

Cœlum non animum mutant qui trans mare currunt. *Hor.*

Tantam mansuetudinem, tam inusitatam clementiam nullo modo præterire possum. *Cic. pro Marc.*

Incendium meum ruina restinguam. *Sal.* „Man zündet mein Haus an, ich reiße es ein, „um es zu löschen."

Oder wenn man ein längeres Exempel will: *Qui utraque in re gravem, constantem, stabilemque se in amicitia præstiterit, eum* ex maxime raro hominum genere judicare debemus ac pæne divino. *Cic.*

Die Exempel von dieser Art sind so gemein, daß es unnütz ist, mehrere anzuführen: es giebt keine Lateinische Periode, worinn dergleichen nicht vorkämen.

4) Endlich, wenn es auf die Art oder auf einen Umstand derjenigen Handlung ankömmt, die durch das Zeitwort ausgedrückt wird, so muß das Nebenwort, oder was seine Stelle vertritt, an der Spitze erscheinen.

Non bene conveniunt nec in una sede morantur Majestas & amor. *Ovid.* Nicht leicht wohnt Ansehn und Liebe beysammen.

Tandem aliquando, Quirites, Catilinam &c. Cic.

Si quantum in agro locisque desertis audacia potest, *tantum* in foro &c.

Warum diese Wortfügung? Weil in diesen näher bestimmten Sätzen die Art und Weise, wie die Sache geschieht, oder die nähere Bestimmung der Gegenstand des Redenden ist.

Noch mehr: unter zwey Wörtern, die zusammen nur Einen Begriff ausmachen sollen, zeigt sich der wichtigste Theil des Begriffes zuerst: Neque *turpis* mors *forti* viro accidere potest, nec *immatura* consulari, nec *misera* sapienti.

Man kann alle diese angeführten Exempel ins Deutsche übersetzen, ohne die Ordnung der Begriffe zu zerstören: ein Zeichen daß es unsrer Sprache nicht so schwer wird, als es wohl scheint, sich nach der Lateinischen Wortfügung zu bequemen, oder ihr wenigstens sehr nahe zu kommen.

Doch, damit man sich nicht einbilde, diese kurzen Exempel wären durch langes Nachsuchen gefunden worden: so wollen wir diesen Grundsatz auf ansehnlichere Exempel anwenden: ist er wahr, so muß er überall passen.

Jedermann weiß den Anfang der ersten Katilinarischen Rede des Cicero: Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra: „Wie lange willst du noch unsere Geduld miß„brauchen, Katilina?“ Die Seele dieser Periode ist

ist die Empfindung des Unwillens und der Ungeduld: die erschöpfte Geduld ist also der erste und vornehmste Gegenstand; er zeigt sich also auch an der Spitze: Quousque tandem. Das Wort mißbrauchen kömmt erst nachher, weil, wann man erzürnt ist, es vornehmlich darum geschieht, weil Katilina allzulange mißbraucht. Patientia nostra ist zum Verstande nöthig; allein, an dem Orte, wohin man es stellt, hat es nur einen untergeordneten Nachdruck.

Quamdiu etiam furor iste tuus nos eludet? Quem ad finem sese effrenata jactabit audacia? Dieses ist eben derselbige Gang, weil der Gedanke und die Empfindung im Grunde eben dieselbigen sind: Quousque, quamdiu, quem ad finem. Furor iste tuus, diese drey Worte, in welchen der Gedanke mit solchem Ungestüm hervorbricht, mußten vor eludet stehn, welches den Verstand endigt. Dieß will nicht sagen, daß eludet wenig bedeute; alles ist stark in dieser Rede: aber es giebt noch wichtigere Gegenstände, als der ist, den dieses Wort anzeigt, und diese mußten vorangehen.

Warum aber, wird man sagen, steht in dem folgenden Gliede audacia nicht vor jactabit? Diese Anordnung scheint mit dem Grundsatze nicht übereinzustimmen.

Die

Die Schwierigkeit wird durch eine kleine Anmerkung verschwinden. Effrenata audacia, zügellose Tollkühnheit, sind zwey Wörter, die Einem Begriffe, nehmlich dem audacia, zukommen. Das Wort effrenata thut nur einen Grad mehr hinzu; dieser Grad indessen ist der wichtigste Gegenstand, der in dem Begriffe liegt: also mußte effrenata vor audacia stehen. Vielleicht hätte audacia ihm zur Seite bleiben müssen, um den Begriff vollständig zu machen; allein man mußte einen lebhaften Schlußfall haben, und jactabit, welches aus drey Sylben besteht, wovon die dritte sehr dünn und mager ist, würde nicht so nachdrücklich geschlossen haben, als audacia, dessen Daktylus und Schlußvokal einen weit stärkern Laut hören läßt: also wurde es durch das Gefühl und Gehör dergestalt entschieden, daß effrenata durch den Ort, wo es stünde, den Platz des ganzen Begriffes bezeichnen sollte, wovon es den stärksten Theil ausdrückt, und daß audacia seine Stelle mit dem folgenden Worte verwechseln sollte, um einen lebhaften und harmonischen Schlußfall hervorzubringen. Wir wollen nach diesem von den Veränderungen reden, die der Wohlklang bey Anwendung unsers Grundsatzes macht. Wir fahren fort.

Nihil

Nihil te nocturnum præsidium palatii, nihil urbis vigiliæ, nihil timor populi, nihil concursus bonorum omnium, nihil ... moverunt? Nichts ist fähig dich zu rühren. Dieses *nihil* bezeichnet den unbezwinglichen Trotz des Katilina; die Erzählung der Dinge, die ihn hätten rühren sollen, ist völlig darinn eingeschlossen: kein Ding.

Patere consilia tua non sentis? Ist *patere* hier nicht das Wort, welches die erste Rolle spielt, und welches den Katilina schrecken soll? Alles ist entdeckt.

Constrictam jam omnium horum conscientia conjurationem tuam non vides? *Constrictam* stellt uns den Begriff einer Verstrikkung vor; *omnium horum conscientia* ist gleichsam nur ein Nebenwort, ein Adverbium, durch mehrere Wörter ausgedrückt, um die Art der Verstrickung zu erklären. Quid proxima, quid superiore nocte egeris, ubi fueris, quos convocaris, &c. Dieses sind die Umstände. Man stellt sie alle vor das Zeitwort: weil in der That mehr auf sie ankömmt, als auf das nachfolgende Zeitwort quem nostrûm ignorare arbitraris.

O tempora, o mores! Hier ist nicht mehr als Eine Anordnung möglich: weil Ein Wort nur Ein Wort ist.

Sena-

Senatus hoc intelligit, consul videt, hic tamen vivit! man darf nur übersetzen, um unsern Grundsatz herauszubringen. „Der Senat „weiß es; der Konsul sieht es: und ein solcher „Mensch lebt noch.“ Vivit? was sage ich? er lebt? Immo vero, er thut noch mehr: etiam in senatum venit, in den Senat so gar kömmt er. Was macht er da? Fit consilii publici particeps; notat & designat oculis ad cædem unumquemque nostrûm. Die Rede ist von der Handlung, man sieht es aus der Anordnung der Worte.

Nos autem viri fortes: Dieses ist eine andere Stellung. Es soll denen, die am Ruder des Staates sitzen, ein Vorwurf gemacht werden: „Und wir, die wir das gemeine Wesen „lieben, wir glauben genug für dasselbe gethan „zu haben ꝛc.“

Ich glaube, es ist nicht nöthig, die Ausführung weiter zu treiben. Der Beweis läßt sich aus dem Cicero, aus dem Livius, Salust, Terenz, Plautus ꝛc. fast von einem Ende bis zum andern führen, und ist vornehmlich an den hitzigen Stellen sehr einleuchtend.

Man hat uns einige Stellen angeführt, wo es scheint, als ob sich unser Grundsatz nicht allzu glücklich anwenden ließe. Tu istis faucibus,

istis

istis lateribus, ista gladiatoria corporis firmitate, tantum vini in Hippiæ nuptiis exhauseras, ut tibi necesse esset in populi Romani conspectu vomere postridie. *Cic.* Allein dieses Exempel selbst paßt sich zu der Regel. Der Gegenstand, auf welchem der Redner am meisten besteht, ist die starke Leibesbeschaffenheit des Antonius, um daraus urtheilen zu lassen, wie übermäßig seine Schwelgerey gewesen seyn müsse.

Man sehe hier noch ein anderes aus den Verrinischen Reden: Stetit soleatus prætor populi Romani, cum pallio purpureo, tunicâque talari, mulierculâ nixus in littore. Es ist offenbar, sagt man, daß der Hauptbegriff ist, *mulierculâ nixus in littore.*

Allein ich frage, welcher Gegenstand am ersten in die Augen fällt: ein stehender Mann in Pantoffeln, stetit soleatus. Wer ist dieser Mann? es ist der Prätor des Römischen Volks: dieses ist das erste, was uns wichtig ist, und was hernach alles übrige wichtig macht. Denn wenn dieser Mann ein gemeiner Bürger wäre, so würde man auf das übrige wenig achten. Der Gegensatz des Standes und der Aufführung dieses Mannes, ist das Anziehende. Noch mehr: in den Gemälden und

in

in der Stufenfolge der Dinge giebt es eine unwandelbare Ordnung; man muß den vornehmsten Gegenstand vor dem zufälligen sehen, die That vor den Nebenumständen, den Menschen vor dem, was ihn begleitet, und was nur um seinetwillen da ist: und diesen Gesetzen ist die Lateinische Wortfügung hier getreu geblieben.

Man kann zu diesen Beweisen noch diejenigen hinzufügen, die sich von den rednerischen Figuren hernehmen lassen. Da diese Figuren in einer gewissen Anordnung der Worte in der Periode, oder der einzelnen Begriffe in dem Gedanken bestehn: so können sie keine andre Grundregel haben, als die Wichtigkeit der Gegenstände. Daher stellt die Wiederholung das Wort, worauf etwas ankömmt, an die Spitze; die Adjunktion unterdrückt die unnützen Zeitwörter, damit die wichtigern Nennwörter hervorstechen können. Die Disjunktion unterdrückt die Verbindungen, welche Schwierigkeiten hervorbringen würden; die Steigerung hat ihren Grund in der Leiter der Ideen; die Ellipsis läßt alles fahren, was nicht wichtig genug ist, und hält sich nur an die Hauptbegriffe. Eben so ist es auch mit den Figuren der Gedanken beschaffen: mit der Subjektion, welche fragt und antwortet; mit der Ausrufung, die plötzlich

losbricht; mit der Verwünschung, die mit donnernder Stimme ruft: Unglück und Tod und die ganze Hölle möge sich auf ihrem Wege finden; mit der Suspension, die uns eine Menge wichtiger Gedanken vor Augen stellt, ohne zu sagen, welchen Gebrauch wir davon machen sollen; mit der Apostrophe, die den Zuhörer mit Gewalt zu dem Gegenstande hinreißt. Es giebt keine einzige, die auf einen andern Grundsatz gebaut wäre, als auf die Wichtigkeit des Gegenstandes. Alles vereinigt sich also, den allgemeinen Grundsatz zu bestätigen, daß man zuerst dem Geiste den Gegenstand darstellen müsse, womit er sich beschäfftigen soll. Diesem Gegenstande gebührt die erste Aufmerksamkeit, die allemal die lebhafteste ist, und die grösseste Wirkung hervorbringt.

II. Kapitel.

Daß die lateinische Wortfügung nur durch die Harmonie zerstöret wird.

Da die Anordnung der Worte in einer reichen und biegsamen Sprache nur allein von dem Verstande und dem Gehöre herrühren kann, so ist offenbar, daß, wenn die Ordnung, die von

von dem Verstande vorgeschrieben wird, keinen Platz mehr findet, es daher kommen muß, weil das Gehör eine andre Ordnung verlangt. Wir wollen hier nur hinzusetzen, daß, da das Gehör bey der Sprache nothwendig dem Verstande untergeordnet seyn muß, es nur bey den minder wichtigen Theilen einen Eingriff in seine Rechte thun darf, und nur alsdann, wann der Sinn nichts erhebliches dabey verliert.

Die Poeten haben oft Eine Ursache mehr, als die Redner, die natürliche Ordnung der Worte zu zerstören, nehmlich den Zwang des Verses: wir müssen daher unser Beyspiel aus einem Redner hernehmen. Wir schlagen den Cicero auf, als denjenigen unter allen Lateinern, der am meisten dem Wohlklange geopfert hat, und der in die Lateinische Prose einen solchen Numerus und so melodische Gänge gebracht hat, daß sie alle Anmuth der Verse besitzet, ohne ihren Zwang an sich zu haben. Wir wollen bloß die ersten Zeilen seines Redners untersuchen. Wir müssen uns aber wohl erinnern, daß der Grundsatz, den wir zu beweisen haben, dieser ist, daß die Lateiner ihre Worte nach dem Grade der Wichtigkeit stellten, der in den Sachen lag, welche die Worte ausdrückten, und daß sie diese Ordnung nicht ehe zerstörten, als bis es

die Harmonie erfoderte. Man sehe hier die ganze Periode:

Utrum difficilius, an majus esset, negare tibi sæpius idem roganti, an efficere id, quod rogares, diu multumque dubitavi. Nam & negare ei quem unice diligerem, cuique me carissimum esse sentirem, præsertim & justa petenti, & præclara cupienti, durum admodum mihi videbatur; & suscipere tantam rem, quantam non modo facultate consequi difficile esset, sed etiam cogitatione complecti, vix arbitrabar esse ejus, qui vereretur reprehensionem doctorum atque prudentium.

Jedermann wird gestehen, daß diese Stelle wohlklingend ist. Wir wollen sie unserm Grundsatze gemäß zergliedern.

Cicero trägt eine Frage vor, das erste Wort kündigt es an, utrum. Hierauf folgen die Eigenschaften, die den Knoten beider Gegenstände enthalten: difficilius an majus. Wenn die Redensart weder periodisch wäre, noch eine Vergleichung enthielte, so würde sie so lauten: Hoc difficile & magnum est.

Noch hat man die beiden Gegenstände nicht bezeichnet; der Verstand verlangt es: diese heißen

ßen negare und efficere; daher stehen diese beiden Zeitwörter an der Spitze des Gliedes, zu dem sie gehören. Hierauf folgt das Zeitwort mit seinen Nebenwörtern, diu multumque dubitavi. Es mußte das letzte seyn: denn da die Redensart nicht für dieses Zeitwort, sondern dieses Zeitwort bloß für die Redensart gemacht war, so war man ihm nicht die erste Aufmerksamkeit schuldig: was ist schwerer, dieß oder das? ich weiß es nicht. Wir fahren fort.

Nam negare ei ... Hier zeigt sich das Zeitwort zuerst, denn es ist das Hauptwort; ei kömmt mit seinem Gefolge nachher: quem unice ... cui me ... justa petenti; und diese regierenden oder regierten Theile zusammengeschmolzen, werden alle, als der wichtigste Gegenstand, vor das Zeitwort durum admodum videbatur hingesetzt. Negare ist in dieser Redensart gleichsam ein Nennwort, und die eingeschalteten Redensarten, die damit zusammenhangen, sind gleichsam sein Beywort: eine solche Verweigerung bey solchen Umständen, gegen eine solche Person, ist hart. Das Folgende beweist, daß diese Anordnung nicht von ungefähr entstanden war.

Et suscipere tantam rem, quantam non modo facultate consequi difficile esset, sed etiam cogitatione complecti, vix arbitrabar esse ejus, qui vereretur reprehensionem doctorum atque prudentium. Die Handlung ist allezeit der vornehmste Gegenstand und steht also zu Anfange: suscipere; das regierte Wort tantam rem mit seiner Bestimmung, die sich bis auf complecti erstreckt, folgt erst nachher. Die Begriffe, die zum grammatikalischen oder metaphysischen Verstande der Redensart nothwendig sind, kommen zuletzt, und ordnen sich nach Gutdünken des Gehöres, weil sie für den Redner am wenigsten wichtig sind: vix arbitrabar esse ejus, qui vereretur reprehensionem doctorum atque prudentium. Hier ist der Ort, wo man auf die Versetzung der Begriffe Acht geben muß. Wenn der Redner in seiner Anordnung der Wichtigkeit der Begriffe gefolgt wäre, so hätte er vielleicht vereretur an das Ende der Redensart gebracht; er hatte aber drey Ursachen es anders zu machen: die erste ist, weil videbatur, welches dem vereretur vollkommen ähnlich ist, die vorhergehende Redensart schloß. Die zweyte ist: weil in dieser Redensart von vier schon an sich selbst langen Wörtern drey sich mit einem Trochäus, oder, wenn

wenn man will, mit einem Spondeus schließen, vereretur, reprehensionem, doctorum; und nur noch prudentium übrig ist, welches sich mit einem Jambus endigt. Hätte man statt dieses Worts ein anderes genommen, so wäre der Schlußfall mehr schleppend als harmonisch gewesen. Die dritte Ursache ist, weil der Geist, welcher die Mannichfaltigkeit und Beschäfftigung liebt, nicht mißvergnügt ist, wenn man ihm die Sachen bisweilen umgekehrt vorstellt. Diese Neuheit gefällt ihm, und macht ihn aufmerksam; und je mehr man beym Schreiben das Gefallen zum Augenmerk gehabt hat, desto mehr hat man sich solcher Umkehrungen bedient. Daher hat man sie auch in der Poesie verschwendet, und vornehmlich in der glänzenden Poesie, wo die Lust zu gefallen sich offenbar zeigen darf. Welches gleichwohl nicht hindert, daß man nicht allezeit den Gang der Sprachen, die Biegsamkeit genug hatten, der Natur zu folgen, auf eine merkliche Art hätte unterscheiden können.

Man wird aus diesem Exempel sehen, welche Begriffe man der Harmonie zu Gefallen zerstören kann: nehmlich diejenigen, die zuletzt ankommen, und die der Periode, nicht so wohl als einer rednerischen Periode, sondern als

einer grammatikalischen Redensart nöthig sind. Das Gehör, der Geist, das Herz haben einen gemeinschaftlichen Einfluß in eine jede Rede: das Gehör beschäfftigt sich mit dem Numerus und der Harmonie, der Geist mit dem Verstande und Gedanken, das Herz mit den Vortheilen desjenigen, welcher redet, oder derjenigen, zu welchen man redet. Der Geist hat keinen andern Endzweck, als seinen Gedanken zu verfolgen und zu Ende zu bringen, welches mehrentheils durch das Zeitwort geschieht. Wenn die Redensart und der Gedanke geendigt ist, so verweilt sich der Geist und ruhet aus: ibi sedes orationis. Eben so verweilt sich auch das Ohr nothwendiger Weise an den Ruhestellen des Geistes: hier beurtheilt es nach Bequemlichkeit die Töne, die es getroffen haben. Aus dieser Ursache verlangt auch die Kunst, die allezeit mit der Natur übereinstimmt, daß die Endsylben aus den allerangenehmsten und ausgesuchtesten Tönen der ganzen Periode bestehen sollen. Um nun diese Regel in Ausübung zu bringen, mußte man es erlauben, zuweilen die grammatikalische oder metaphysische oder oratorische Ordnung der letzten Worte der Periode zu zerstören, damit diese desto angenehmer ins Ohr fiele. Quod si asperum erit, (sagt Quintilian,

tilian, indem er von den Schlußfällen spricht) cedat hæc ratio numeris: quod apud summos & Græcos & Latinos oratores fit frequentissime. Weil aber diese Zerstörung, wenn sie den Vortheilen und der Absicht des Redenden merklich schadete, von dem Geschmacke, und von der gesunden Vernunft, die die Mutter des Geschmackes ist, gemißbilligt und verdammt werden würde: so folgt daraus, daß die Begriffe, welche von der Harmonie verrückt werden können, für die Antheilnehmung des Herzens am wenigsten wichtig seyn müssen; und, nach einer zweyten Folge, daß die Begriffe, die in einer oratorischen Rede zuletzt folgen, in Ansehung der Theilnehmung die unwichtigsten sind, ob sie gleich in Ansehung des metaphysischen Verstandes oder der grammatikalischen Regierung die wichtigsten seyn können. Es giebt kein einziges Exempel bey den Lateinern, worauf sich diese Bemerkung nicht anwenden ließe: sie sind alle in dem Falle des Schlußwortes, welches wir eben itzo zergliedert, oder jenes andern, welches wir oben angeführt haben.

III. Kapitel.

Von der Deutschen Wortfügung.

Um diese Materie in das nöthige Licht zu setzen, müssen wir etwas von dem Naturelle der Sprachen überhaupt sagen, um hiernächst auf das besondere Naturell der Deutschen Sprache zurückzukommen, als worinn der Grund ihrer eigenthümlichen Wortfügungen liegen muß.

Man pflegt zu sagen: dieses Wort ist nach der Analogie der Sprache gemacht; man sagt es aber nicht von einer Redensart oder Wendung. Und umgekehrt, wir sagen: diese Redensart kömmt mit dem Naturell der Sprache überein; wir sagen dieß aber nicht von einem Worte. Was ist also für ein Unterschied unter der Analogie und unter dem Naturell einer Sprache? Wir wollen beide Begriffe deutlich aus einander zu setzen suchen.

Das Wort Analogie bedeutet so viel als Aehnlichkeit, Uebereinstimmung, entweder unter den Sachen, oder unter den Begriffen, oder auch unter den Wörtern. Wenn man von der Analogie in den Sprachen redet, so versteht man

dadurch allein die Analogie unter den Wörtern *).

Diese Analogie ist die Zusammenstimmung der Töne, der Wörter, der Endungen, der Abwandelungen dieser Wörter mit gewissen Bildungen und Formen, die eine Nation angenommen, und sich, durch die Gewohnheit des Ohres und der Zunge, zu eigen gemacht hat.

Also bringt die Analogie der Deutschen Sprache es mit sich, die Verkleinerung bey ihren Nennwörtern durch die Sylbe lein zu bilden, welche so viel als das Wort klein bedeutet; oder durch die Sylbe chen, welche so viel, als das altfränkische chleno, plattdeutsch klen, und folglich mit der vorigen einerley bedeutet, als: Mäus-

*) Wir reden so gar nur von der allgemeinen Analogie einer Sprache, im Ganzen genommen, und nach den Kennzeichen betrachtet, die sie von einer jeden andern Sprache unterscheiden. Denn das Wort Analogie bedeutet auch noch die Aehnlichkeit des Tones der Wörter mit den Sachen, die sie vorstellen. So sind, zum Exempel, die Wörter zischen, krächzen, summen, flüstern, schnarchen mit den Gegenständen analogisch, die sie ausdrücken. Ja, man nimmt es zuweilen für die Gleichförmigkeit solcher Wörter, die einerley Geschlecht ausmachen und von einander abstammen. Diesem Begriffe zu Folge sind gut, Güte, Güter, gütig, Gütigkeit analogische Wörter, weil sie einen gleichen Hauptbegriff mit gleichen Haupttönen ausdrücken, und nur eine kleine Abänderung bekommen, wodurch sie sich, wie die Glieder Einer Familie durch gewisse eigenthümliche Züge, von einander unterscheiden.

Mäuslein, Fräulein, Knäbchen, Mädchen; oder auch durch beide Verkleinerungssylben, wenn das Wort sich mit einem ch oder g endigt, als: Büchelchen, Strichelchen, Aeugelchen, Ferner durch die Sylbe ling, welche gleichfalls klein bedeutet, als: Schmetterling, ein kleines geflügeltes Insekt; Gründling, Stecherling, oder Stichling, beides sehr kleine Fische; Hänfling, ein kleiner Vogel, der im Hanfe sich aufhält; Zitscherling oder Zitscherlein, ein kleiner Vogel, von seinem Zitschern oder Zwitschern so genannt; Nestling, ein kleiner Vogel, der noch im Neste ist; Frischling, ein kleines wildes Schwein; (ehemals ein jedes frisch geworfenes Thier;) Herling, gleichsam Herbling, eine kleine, herbe Traube; Silberling, ein kleine Silbermünze; und eben so auch Jährling, Züchtling, Spätling, Säugling, Lehrling, Jüngling, u. a. m. Was klein ist, das ist oft verächtlich: daher kömmt die zweyte Klasse dieser Wörter: Witzling, Neuling, Klügling, Fremdling, Weichling, Sonderling, Flüchtling, Dichterling rc. Durch Einschiebung dieses Verkleinerungsbuchstabens l bildet die deutsche Sprache auch diminutivische und frequentativische Zeitwörter: aus sausen macht sie säuseln, aus lachen lächeln, aus zischen zischeln, aus kratzen kritzeln, aus schütten

schüt-

schütteln; eben so verhält es sich auch mit kräuseln, schnitzeln, grübeln, träufeln, betteln, sticheln, witzeln, spötteln, klügeln, frösteln, kränkeln ꝛc. Durch die Endsylbe er, welche ein männliches Fürwort ist, bildet sie aus Zeitwörtern männliche Nennwörter, als: Sieger, Jäger, Käufer, Liebhaber, Erfinder ꝛc; und aus diesen bildet sie, durch die Sylbe inn weibliche Nennwörter, als: Siegerinn, Jägerinn, Liebhaberinn. Diese Sylbe er, die sehr viele Wörter bilden muß, verändert sich oft in die verwandte Sylbe el, als: Hebel, Deckel, Henkel, Röthel, Würfel, Stachel, Flügel; gleichsam einer der hebt, deckt, henkt, röthet, wirft, sticht, fliegt. Eben dieses el zeigt oft eine Verkleinerung an, als: Hänsel, der kleine Hans; Knöchel, der kleine Knochen; imgleichen Schwertel, Mündel, Stängel, Ringel, Büschel, Bündel ꝛc. Oft bezeichnet es Wörter, die aus dem Lateinischen in unsre Sprache herübergenommen sind, und die sich dort in ulus, illus, ellus geendigt hatten, als: Zirkel, Fabel, Spiegel, Titel, Tafel, Tempel, Pinsel, Achsel, Siegel, Kanzel ꝛc. Eine andre Sylbe er, prior, vergrössert die Eigenschaft der Beywörter, denen sie angehängt wird, als: schöner, klüger, mächtiger. Eine andere, die ehemals so viel als aus

bedeu-

bedeutete, giebt den Zeitwörtern, denen sie vorgesetzt wird, die Bedeutung einer Vollendung, als: erleben, erforschen, erbitten, erhören, erschöpfen, erschlagen ꝛc. Das untrennbare Vorwort zer macht etwas entzwey, theilt etwas von einander: zerschlagen, zerdrücken, zerstoßen, zerreiben. Unser un, ursprünglich ohn, dient uns zur Verneinung: unbeständig, unendlich, Unehre, Untugend. Die Sylbe ge, vor ursprüngliche Nennwörter gesetzt, macht sie oft zu Kollektiven, zu Wörtern, die eine Menge gleichartiger Dinge andeuten: aus Wurm, Strauch, Berg, Stern, Samen, macht sie Gewürm, Gesträuch, Gebirge, Gestirn, Gesäm; aus Bein, Darm, Rippe, Band, Balken, macht sie Gebein, Gedärm, Geripp, Gebände, Gebälk; aus Busch, Stein, Bett, Wolke, Blut, macht sie Gebüsch, Gestein, Gebett, Gewölk, Geblüt. Eben diese Sylbe ge vor Nennwörter gesetzt, die von Zeitwörtern herkommen, bildet oft eine andere Art von Kollektiven, nehmlich Wörter, die wiederholte Handlungen andeuten: ein Begriff, den wir sonst in den meisten Fällen durch substantivisch gemachte Infinitive ausdrücken: z. E. anstatt zu sagen: das Aechzen, Blöcken, Brüllen ꝛc. sagen wir: das Geächz, Geblök, Gebrüll, Gegirr, Geheul,

Gehöhn ꝛc. Die Endsylbe thum (Fränkisch duom, angelsächsisch dom) bezeichnet ein Eigenthum, ein Besitzthum, lateinisch dominium, als: Kaiserthum, Fürstenthum, Priesterthum, Heiligthum. Die Endsylbe ey bildet Nennwörter, die Handthierungen oder oft wiederholte Handlungen bezeichnen, und alles, was zu diesen Handthierungen gehört. Sie bildet sie von den Nennwörtern der Personen, die dergleichen Handlungen verrichten: aus Bäcker, Drucker, Fischer, Färber, Weber, macht sie Bäckerey, Druckerey, Fischerey, Färberey, Weberey. Und auf gleiche Weise Dekaney, Probstey u. s. w. und zwar nach der Griechischen und Lateinischen Endung ia, nach welchen auch die Wörter Melancholey, Tyranney und einige andre gemacht werden. Ferner bildet sie durch diese Sylbe ey Nennwörter, die fehlerhafte Handlungen anzeigen, als: Balgerey, Buhlerey, Ohrenbläserey, Mordbrennerey, Schwelgerey, Pralerey, Spötterey, Zänkerey, und mehr als hundert andere. Hieher gehören auch die, welche statt des r ein l annehmen, weil sie unmittelbar von den Stammzeitwörtern selbst herkommen, als: Betteley von Betteln; imgleichem Freveley, Gaukeley, Grübeley, Heucheley, Klügeley und andre mehr. Nach gleicher Analogie nennt

man die Dichtkunst, Singekunst, Schreibekunst, Baukunst, Kochkunst, so bald man sie verächtlich machen will, Dichterey, Singerey, Schreiberey, Bauerey, Kocherey. Die Endsylbe schaft, von schaffen *), ordnen, giebt den Nennwörtern, denen sie angehängt wird, die Bedeutung einer Zusammenordnung in ein Ganzes, als: Gemeinschaft, Gesellschaft, Genossenschaft, Brüderschaft, Bürgerschaft, Nachbarschaft, Völkerschaft, Ritterschaft, Priesterschaft ꝛc. Es ist der Analogie unserer Sprache gemäß, aus den Zeitwörtern durch die Endsylbe ung Nennwörter zu bilden, die allemal eine Handlung oder Wirkung anzeigen, als: die Verachtung, die Empfindung. Wir können durch die Sylbe heit Beywörter zu Nennwörtern, oder Eigenschaften zu Personen machen. Heit bedeutet im Alemannischen des Isidorus Hispalensis eine Person: *Der ander Heit Gotes*, secunda persona Dei, und personificirt also das Wort dem es angehängt wird: z. E. die Keuschheit, die Wahrheit, die Weisheit, die Gelegenheit. Diese Sylbe wurde cheit und endlich keit ausgesprochen und geschrieben: daher hat die Endsylbe keit gleiche Bedeutung: die Barm-

*) Luther: Also schaffe ichs in allen Gemeinen. 1 Kor. VII. 17.

Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit ꝛc. Dieß nennt man Analogie in Ansehung der Bildung der Wörter.

Bey allen diesen analogisch gebildeten Wörtern, zu denen wir am Ende dieses Werks noch etwas von der Bildung unsrer Beywörter hinzuthun wollen, müssen wir anmerken, daß ihre Bedeutung oft erweitert und verändert worden ist: welches aber nicht hindert, daß man nicht in den meisten derselben den ursprünglichen philosophischen Genius der Deutschen Sprache wahrnehmen sollte, welchem auch sorgfältige Schriftsteller, bey Erfindung neuer Wörter, so viel möglich getreu zu bleiben suchen.

Diese Sprachähnlichkeit, von der wir mit Fleiß ein wenig umständlicher geredet haben, ist noch merklicher in den Deklinationen der Nennwörter und in den Konjugationen der Zeitwörter: weil die Deklinationen und Konjugationen selbst nichts anders, als gewisse Formen sind, wodurch die Wörter eine besondere Gestalt bekommen, die ihre Bedeutung abändert, indem sie Zahl, Geschlecht, Fälle, Zeiten, Weise, Personen hinzuthut. Dieß bedarf keines Beweises und keiner Exempel.

Die Analogie einer Sprache, im Ganzen betrachtet, ist folglich die Zusammenstimmung, der

Töne, der Wörter, der Endungen, der Abwandlungen mit gewissen Formen, die ein Volk ursprünglich angenommen und sie durch die Gewohnheit der Werkzeuge, welche die Sprache hervorbringen und empfangen, in seinen eigenthümlichen Geschmack verwandelt hat. Diese Uebereinstimmung macht, daß man sagt, sobald man auch nur einen Namen hört: Dieß Wort ist polnisch, französisch, englisch, italiänisch; denn man bemerkt im Augenblick die Sprachähnlichkeit oder Analogie.

Die Analogie in der Sprache ist also die Gewohnheit der Zunge und des Ohres. Der Geist, das Naturell einer Sprache ist, die Gewohnheit des Verstandes die Begriffe vielmehr in dieser als in jener Ordnung zu empfangen oder mitzutheilen. Ueberhaupt läßt sich unsre Seele in allen ihren Verrichtungen gern von der Aehnlichkeit und Uebereinstimmung führen. Die Uebereinstimmung erleichtert ihr die Mühe und bringt sie gemächlicher von einem Gegenstande zum andern hin; die Beziehung macht, daß sie von Einem Begriffe zum andern gleichsam fortgleitet: wenn aber keine Beziehung vorhanden ist, so gelangt sie gleichsam nur sprungweise zu ihrem Ziele. Daher hat eine jede gebildete Sprache ihre eigene Analogie, oder eine bestimmte Form in ihren

Wör-

Wörtern, und ihr eigenes Naturell in Ansehung der Anordnung eben dieser Wörter.

Nun aber kann dieses Naturell nirgends, als in der Natur der Menschen, die einerley Sprache reden, oder in der Natur der Sprache liegen, die geredet wird. Wird wollen sehen, was davon in der Natur der Menschen liegt. Die Menschen sind, dem Wesen nach, zu allen Zeiten und an allen Orten einander gleich: weil sie alle ein Vermögen zu denken und ein Vermögen zu empfinden besitzen, wovon sie die innerlichen Bewegungen einander auf Antrieb des Bedürfnisses mittheilen. Folglich müssen sie sich alle bestreben, diese Mittheilung durch den kürzesten und sichersten Weg zu bewerkstelligen: denn die Noth hat nicht zwey Wege. Sobald sie selbst redet, so bald sie selbst gebeut, geht sie gerade zur Sache. Hier machen weder Zeiten noch Länder einen Unterschied. Es ist eine Triebfeder, die in allen Seelen aufgespannt ist, die sie alle auf gleiche Weise bewegt und erschüttert. Und gesetzt, daß es eine äußerliche Maschine giebt, die ihre Bewegungen andeuten muß: so werden daraus, so oft gleiche Gegenstände diese innerlichen Triebfedern in Bewegung setzen, wo nicht gleich lebhafte, doch zum wenigsten gleich viel Ausdrücke in dieser äußerlichen Maschine

entstehen; und sie werden darinn beständig nach der Ordnung der Erschütterungen dieses innerlichen Triebwerks gestellt und geordnet erscheinen. Man sieht leicht, daß diese äußerliche Maschine die Sprache ist. Wenn wir uns also die Sprache, ehe wir sie in die Griechische, Lateinische, Deutsche ꝛc. theilen, in ihrer bestmöglichen Vollkommenheit vorstellen: so sehen wir, daß sie Schritt für Schritt dem Verstande und dem Herzen folgen muß; daß sie den Gedanken, alle seine Zubehör, den Grad seines Lichtes und Feuers, seine Theile mit ihren Bildungen, ihren Verknüpfungen, ihren Beziehungen buchstäblich ausdrücken muß. Sie ist ein Bildniß, worinn sich unsere Seele außer sich selbst, und ganz, und so wie sie ist, in allen ihren Lagen, Aenderungen und Bewegungen erblicken soll.

Wenn man sie eintheilt, und sie betrachtet, nicht in ihrer bestmöglichen Vollkommenheit, sondern wie sie in den Arten beschaffen ist, die wirklich vorhanden sind: so kann man jede Art derselben auf zweyerley Seiten betrachten: nach dem besondern Naturelle der Völker, die unter verschiedenen Himmelsgegenden wohnen, und nach der besondern Form und Einrichtung der Töne, die das ausmachen, was man eigentlich eine Sprache, zum Gegensatz einer andern Sprache nennt.

Wenn man die Sprachen nach dem besondern Naturelle der Völker betrachtet, so scheint es, daß sie noch immer eine gleiche Ordnung in den Begriffen, und folglich auch in den Ausdrücken halten müßten. Der ganze Unterschied, der dabey Statt finden könnte, würde in dem grössern oder geringern Grade der Geschwindigkeit oder der Stärke bestehen. Völker, die mehr Lebhaftigkeit und Feuer besitzen, werden weniger Sachen ausdrücken, und ihre Zuhörer mehr errathen lassen; sie werden sich mit den Hauptbegriffen begnügen, und sie stark ausdrücken, die übrigen Begriffe, die jene einen Augenblick aufhalten und sie verhindern könnten, hurtig genug anzulangen, werden sie dem Verstande des Zuhörers überlassen. Völker, die mehr Phlegma oder mehr Langsamkeit besitzen, werden sich so viel Zeit nehmen, als nöthig ist, alle ihre Begriffe nach der Reihe, Hauptbegriffe und Nebenbegriffe, mit allen ihren Umständen, aus sich heraus zu bringen. Denn bis itzo nehmen wir an, daß sich die Sprache nach allen Gedanken, nach ihren Theilen, nach ihren Gestalten bequemt. Der Gang bleibt also einerley, so wohl in der idealischen Sprache, als in derjenigen wirklichen Sprache, die wir auf der Seite des besondern Naturelles der Völker betrachten.

Und in der That muß ihr Gang wohl einerley bleiben; weil gute Gründe vorhanden sind, daß es so seyn kann, und kein Grund, daß es nicht so seyn sollte. Das Bedürfniß des Redenden allein ordnet die Sprache und die Stellung der Wörter: und dieser Befehlshaber folgt beständig und überall einerley Weise, wovon der Eigennutz der einzige Bewegungsgrund ist.

Also muß man die Ursache von der verschiedenen Anordnung der Wörter anderswo aufsuchen. Man wird sie bey dem zweyten Gesichtspunkte antreffen, aus welchem man die besondern Sprachen betrachten kann.

Die besondern Sprachen, welche vorhanden sind, sind alle von der idealischen Vollkommenheit sehr weit entfernt. Sie haben alle einerley Endzweck, nehmlich in die Seele der Hörenden dasjenige, was sich in dem Verstande des Redenden befindet, deutlich und richtig hinüberzutragen. Deutlichkeit und Richtigkeit begreift alle Vollkommenheiten der Sprachen in sich. Allein, es giebt einige Sprachen, die weniger Farben haben, als andere, oder deren Farben schwächer sind, oder sich schwerer mischen und vertreiben lassen, um sanfte Schattirungen hervorzubringen: welches alles einen Unterschied unter den Sprachen hervor bringen muß.

Alle

Alle Sprachen bestehen aus Tönen. Nach der Art, wie diese Töne auf die eine oder die andere Weise gebildet sind, gehören sie zu der einen oder zu der andern Sprache, und dieses vermittelst einer gewissen Analogie, die sie vereiniget, und eine Art von Körper aus ihnen bildet, der die besondere Gattung einer Sprache ausmacht, wie wir kurz vorher gesagt haben. Diese gebildeten Töne finden sich in grösserer oder geringerer Anzahl: welches Armuth oder Reichthum hervorbringt; sie besitzen mehr oder weniger Stärke: wodurch eine nachdrückliche oder eine schwache Sprache entsteht; sie haben mehr oder weniger Biegsamkeit: welches Lieblichkeit, Klarheit, Richtigkeit erzeugt.

Itzo sind wir bey der Quelle des Unterschiedes unter den Wortfügungen. Hiedurch wird der besondere Genius der Sprachen in Absicht auf die Stellung der Wörter gebildet, hiedurch sind sie genöthiget, sich mehr oder weniger von der Natur zu entfernen, nachdem sie durch Mangel, oder durch Schwäche, oder durch Unbiegsamkeit, mehr oder weniger dazu gezwungen sind. Und hier werden wir den Grund des Unterschiedes unter der Deutschen und Lateinischen Wortfügung finden.

Die Lateiner sagten: matrem amat filia, oder auch: filia amat matrem, ohne daß eine von beiden Redeverbindungen den Verstand ungewiß machte. Wir hingegen können ebendenselben Begriff nur auf diese eine Weise ausdrücken: Die Tochter liebt die Mutter. Die Ursache ist, weil die Nennwörter der Lateiner mehr Endbiegungen hatten, als die unsrigen, und also regierend oder regiert waren, ohne von der Stelle abzuhangen, wo sie hingesetzt wurden. Wir hingegen die wir nicht genug äußerliche Kennzeichen besitzen, weder an den Nennwörtern, noch an den Artikeln, um den Nominativ von dem Akkusativ, oder, das regierende Wort die Tochter von dem regierten Worte die Mutter zu unterscheiden, wir sind genöthigt, das regierende Wort vor das regierte zu setzen, wenn wir nicht in Gefahr gerathen wollen die Begriffe zu verwirren. Dieß ist der erste Grund von der Abweichung unsrer Wortfügungen. Noch ein anderer ist, die Menge der Hülfswörter.

Es giebt Sprachen, wo man das Geheimniß gefunden hat, mit den Zeitwörtern, durch gewisse kleine Beugungen, eine Menge von Beziehungen zu verbinden, ohne daß man nöthig hätte, die Wörter zu vermehren, um diese Beziehungen auszudrücken: Beziehungen des Thuns,

des Leidens, der Reciprocität; Beziehungen der Zeiten, der Oerter, der Personen, der Geschlechter, der Zahl, der Art und Weise. Die Hebräer sagten mit einem einzigen Worte: Ich habe unterrichtet; ich bin unterrichtet worden; ich habe sorgfältig unterrichtet; ich bin sorgfältig unterrichtet worden; man hat mir befohlen zu unterrichten; man hat Befehl gehabt, mich zu unterrichten; ich habe mich selbst unterrichtet. Die Griechen und Lateiner hatten einige von diesen Vortheilen, sie hatten sie aber nicht alle.

Die Deutsche Sprache hingegen ist genöthigt, eine Menge Hülfswörter zu gebrauchen, alle diese Beziehungen auszudrücken: ein Hülfswort für die thätige Bedeutung, zum wenigsten in einigen Fällen, nehmlich das Zeitwort haben, oder werden; und für die leidende Bedeutung das Zeitwort seyn, oder werden; oft beide Hülfswörter zusammen: ich werde unterrichtet haben, ich bin unterrichtet worden; ein Hülfswort für die Person; ich, du, er; ein Hülfswort für gewisse Weisen: das Wörtchen zu. Thut man noch das Nebenwort sorgfältig hinzu, welches ebenfalls ein Hülfswort ist, die Art und Weise zu bezeichnen: so wird das Deutsche Zeitwort, mit allem diesem Zubehör,

ich = bin = sorgfältig = unterrichtet = worden, zu dem Hebräischen Zeitworte, welches alle diese Beziehungen mit einem einzigen Worte ausdrückt, sich eben so verhalten, als diese Redensart ein ausgedehntes, lebendiges, beseeltes, vernünftiges Wesen, sich zu dem Worte Mensch verhält, welches alle diese Begriffe in sich schließt. Dieß ist der zweyte Grund von der Verschiedenheit unsrer Wortfügungen; ich glaube nicht, daß es mehrere giebt.

Woraus ich diesen Schluß ziehe: 1. Daß unsre Sprache in diesen beiden Fällen eine andre Wortfügung haben muß, als die Sprachen, die diesen beiden Unbequemlichkeiten nicht unterworfen sind. 2. Daß unsre Sprache die Wortfügungen, die den andern Sprachen natürlich sind, wieder annehmen muß, wenn sie sich in keinem von diesen beiden Fällen befindet.

Ich halte es für unnöthig, die erste dieser beiden Folgen, zum wenigsten in Absicht auf die Nennwörter, zu beweisen. Das oben angeführte Beyspiel matrem amat filia, die Tochter liebt die Mutter, ist unwidersprechlich. Ich sage also, daß wir diesem Beyspiele zu Folge, die Lateinische Wortfügung nur aus Mangel genugsamer Kasus oder Fälle verlassen, indem wir weder so viele Fälle in den Nennwörtern haben,

als

als die Lateiner, noch auch in unsern Artikeln selbst genugsam unterscheidende Fälle besitzen. Doch haben wir einen Vortheil vor der Französchen Sprache, die nur zwey Artikel le und la, und gar keine Fälle der Nennwörter hat. Wir hingegen unterscheiden durch drey Artikel: der, die, das; und durch zwey bis drey Fälle des Nennworts: Kind, Kindes, Kinde; Kinder, Kindern. Und müssen wir gleich bey dem Artikel des weiblichen und ungewissen Geschlechts, wo der erste und vierte Fall gleichlautend sind, von der Lateinischen Wortfügung abgehen: so können wir doch bey dem Artikel des männlichen Geschlechts die Lateinische Wortfügung beybehalten, wenn es der Vortheil der Rede erfodern sollte. Wir können sagen: den Vater liebt der Sohn, den Vater liebt die Tochter, den Vater liebt das Gesinde.

Der zweyte Grund des Unterschiedes in unserer Wortfügung zeigt sich in dem Vorzuge, den wir der thätigen Weise vor der leidenden geben. Die leidende war bey den Lateinern wohlklingender, weil sie längere Wörter bildete. Wir hingegen haben bey der leidenden Weise oft vier Wörter nöthig Die Lateiner sagten, amabor; wir müssen sagen, ich werde geliebet werden.

Woher

Woher kömmt es, daß wir, wenn es ohne Schaden der Deutlichkeit geschehen kann, so gern das Imperfektum, die kaum vergangene Zeit, gebrauchen, und die vergangene, oder das Perfektum, so oft vermeiden? ja, daß wir, eben so wie andere Völker, statt beider, oft das Präsens gebrauchen? Das Imperfektum und also noch vielmehr das Präsens, ist lebhafter, es scheint uns die Sachen näher zu bringen. Wenn Horaz sagt: Bacchum vidi, tu Rhœcum retorsisti, so sagen wir: Ich sah den Bacchus, du warfst den Rhökus vom Himmel. Auch kömmt es bey uns daher, weil unser Imperfektum kürzer ist, als unser Perfektum, und kein Hülfswort nöthig hat, wie das Perfektum; welches überdem seine beiden Zeitwörter oft so weit von einander trennen muß, daß die eingeschalteten Wörter Schwierigkeit und Verwirrung verursachen.

Woher kommt es, daß wir so gern die unbestimmte Weise, den Infinitivus, oder vielmehr das Gerundium, gebrauchen? Unser Gerundium befreyt uns von einigen Redetheilen, und giebt uns lange und wohlklingende Wörter, besonders in den zusammengesetzten Zeitwörten, wo das Wörtchen zu zwischen das Vorsetzwort und Zeitwort eingeschaltet wird, und ein einziges Wort

aus-

ausmacht. Z. E. anzunehmen, niederzuwerfen, übereinzustimmen. Durch dieses Mittel sind wir eben so kurz, oft noch kürzer, als die Lateiner.

Was die Gegensätze anbetrifft, so können wir in denselben die Begriffe einander nicht so durchschneiden lassen, wie es die Lateiner können, weil unsere Hülfswörter und unsere Artikel dem Geiste Schwierigkeit, und dem Ohre Mißvergnügen verursachen: Adest vir summa autoritate & fide Lucullus, qui ait se non opinari, sed scire; non audivisse, sed vidisse; non adfuisse, sed egisse. Werden wir wohl sagen: Sehet hier einen Mann von Ansehen, einen Bürger, der allen Glauben verdient, den Lukullus, der nicht sagt, daß er es glaube, sondern daß er es wisse, nicht, daß er es gehört, sondern daß er es gesehen habe; nicht, daß er zugegen gewesen sey, sondern daß er es selbst gethan habe. Welches Ohr würde dieses aushalten können? Wir werden so sagen: Sehet hier den Lukullus, der nicht sagt: ich glaube, ich habe gehört, ich war zugegen; sondern: ich weiß es, ich sah es, ich that es selbst: und auf diese Weise helfen wir uns durch eine andere Art von Lebhaftigkeit. Man sieht das unermeßliche Feld der Anwendung von selbst.

Wenn diese beiden Quellen der Verschiedenheit die einzigen sind: so müssen die Wortfügungen in den übrigen Fällen, wo diese Verschiedenheit nicht Statt findet, ungefähr einerley seyn. Und dieß ist die zweyte Folge: Wir kehren nehmlich zur Ordnung der Lateiner zurück, so oft es uns möglich ist.

Unsere Fürwörter oder Pronomina, haben alle Fälle der Lateiner. Wir sagen: ich, meiner, mir, mich. Hier ist also Kürze ohne Verwirrung.

Wenn wir unser Aktivum in das Passivum verwandeln, so nehmen wir die Ordnung der Lateiner wieder an: matrem amat filia heißt in der thätigen Bedeutung: die Tochter liebt die Mutter; und in der leidenden: die Mutter wird von der Tochter geliebt. Ja, diese leidende Weise können wir, sobald wir wollen, umkehren, weil das Vorwort oder die Präposition, alle Zweydeutigkeit benimmt: Von der Tochter wird die Mutter geliebt.

Von zwey Hauptwörtern, wovon das eine regierend ist, und das andere regiert wird, geht das regierende vor, weil es den Hauptbegriff enthält, denjenigen Begriff, den man dem Geiste hauptsächlich vorstellen will: Die Schönheit des Frühlings, die Schwierigkeit der Unterneh-

ternehmung, die Grösse Gottes. Die Lateiner folgen eben derselben Ordnung. Sie kehren sie nur alsdann um, wann es der Wohlklang zu erfodern scheint. Wir können sie gleichfalls so wohl in Versen als in der gemeinen Rede umkehren, und haben dabey noch den Vortheil, daß wir einen Artikel ersparen; des Königs Brüder, anstatt: die Brüder des Königs.

Bey den Vorwörtern oder Präpositionen haben die Lateiner einigen Vortheil: sie dürfen solche nicht, wie wir, allezeit vor das mit einem Beyworte verbundene Nennwort setzen, sondern können sie auf eines von beiden Wörtern folgen lassen: imo de gradu, multo non sine risu, magnas inter opes, Dionæo sub antro, gelido in Hæmo, tutum per nemus, flagrantia ad oscula, laqueata circum tecta, asperas ante fores, contaminato cum grege. Und eben so auch puellis de popularibus, reges in ipsos, u. s. w.

Unsre eigentlichen Beywörter müssen also, wie man sieht, unmittelbar mit den Hauptwörtern verbunden werden. Ueberdieß müssen sie auch allemal vor denselben stehen, und können nicht, wie im Lateinischen und in den damit verwandten Sprachen, bald vorgesetzt, bald nachgesetzt werden, nach dem es der Vortheil des Redenden

erfodert.

erfodert. Zum Glück ist er in diesem Falle selten merklich genug. Und ist er sehr merklich, so kann sich ein Dichter und Redner oft durch die Wiederholung des Hauptwortes helfen. Ist in der Redensart der gute Mensch, das Wort Mensch besonders merkwürdig, so sagt er:

Wer wendet alle Noth von unsern Krippen ab?
Der Mensch, der gute Mensch, den uns der Himmel gab.

Und ein zorniger Kliton oder Geront in der Komödie ruft mit Ungestüm: Der Schwätzer, der läppische! Du Lügenmaul, du unverschämtes! indem er das Beywort zu einem Beynamen macht, wie in den bekannten Benennungen: Alexander der Große ꝛc.

Die Konjunktionen und Interjektionen dürfen sich von der oratorischen Rede noch weniger entfernen. Sie werden in beiden Sprachen ungefähr an gleiche Stellen gesetzt: Extremum Tanaim si biberes: me tamen &c. Den äußersten Tanais möchtest du gleich trinken: doch würdest du ꝛc. Tu, cum Gigantes cælum scanderent, Rhœcum retorsisti: Du hast, als Riesen den Himmel bestürmten, den Rhökus zurückgeschleudert.

Es ist nicht nöthig zu sagen, daß wir bey den Erzählungen mit den Lateinern einer gleichen

Ordnung in Ansehung der Sätze folgen. Die Sachen behalten überall gleiche Stellungen; überall sagt man: Ad sepulchrum venimus, in ignem imposita est, fletur: „Man kömmt zur „Grabstätte, man legt sie auf den Scheiter„haufen, man weint. Hier ist, wie man sieht, eine gleiche Kette; und wenn einiger Unterschied darinn zu finden ist: so liegt er bloß in der besondern Figur und Stellung der einzelnen Ringe, die diese Kette ausmachen.

Eben so ist es auch mit den Vernunftschlüssen beschaffen. Man geht hiebey allemal von dem bekanntern zu dem unbekanntern über. Und von welcher Länge auch die Lateinischen oder Griechischen Perioden seyn mögen, so können wir ihnen im Deutschen eine gleiche Ausdehnung geben, ohne die geringste Unordnung in den Bindewörtern oder Konjunktionen zu befürchten.

Aus allen diesen Beyspielen sieht man, daß wir uns nur alsdann von dem Gange der Lateiner entfernen, wann uns ihre Kasus fehlen, oder die allzuhäufigen Artikel und Hülfswörter uns verwirren.

Man könnte zum Besten der Deutschen Wortfügung einwenden, daß sie die Handlung so schildere, wie sie geschieht: die Hauptsache bewegt sich zuerst, und hernach begiebt sie sich zu ihrem

Gegenstande hin; also sagt man: Der Vater liebt den Sohn. Dieses ist die Ordnung der Ausführung.

Allein, bey der Ausführung selbst geht der Anblick des Gegenstandes, nehmlich des Sohnes, nothwendiger Weise vor der Liebe des Vaters vorher. Man weiß den alten Grundsatz: ignoti nulla cupido. Die Natur ganz allein geht weiter, und geht geschwinder als die allerfeinste Metaphysik. Sie begiebt sich augenblicklich zu ihrem vorgesetzten Ziele hin. Hier nimmt sie ihre Bewegungsgründe her; dieß ist der Ort, von welchem sie ausgeht. Wenn also eine Sprache die Wirkungen und Bewegungen der Seele getreulich ausdrücken will, so muß sie bey eben diesem Punkte anfangen.

Aus allem, was wir gesagt haben, läßt sich ganz natürlich schließen, daß die Lateinische Sprache in einigen ihrer Wortfügungen mehr Nachdruck, Feuer und Lebhaftigkeit besitzen müsse, als die unsrige. Indessen darf man nicht glauben, daß wir nicht auch einigen Vortheil über sie haben sollten, und zwar wegen der Genauigkeit, die unsre Artikel in unsre Redensarten bringen, wo sie die Gegenstände deutlich bestimmen, und sie gleichsam mit dem Finger zeigen. Zum Exempel: das einzige Wort,

Brodt, in dieser Redensart, panem præbe mihi, kann auf dreyerley Weise gegeben werden: gieb mir ein Brodt; gieb mir das Brodt; und ohne Artikel: gieb mir Brodt. Diese Genauigkeit haben die Lateiner nicht.

Auch werfen wir gewisse Kasus der Artikel weg, und ersetzen sie mit ihrem Endbuchstaben, so oft es ohne Uebelklang geschehen kann. Wir setzen anstatt des Dativs: dem, der, dem, oder einem, einer, einem, und anstatt des Akkusativs: das oder eines, die Buchstaben m, r, s, und erhalten dadurch abermals eine nähere Bestimmung. Nehmlich, wenn der Buchstab an die Präposition gehängt wird, so vertritt er die Stelle des bestimmten Artikels, der, die, das; wenn der Buchstab an das nächstfolgende Beywort gehängt wird, so vertritt er die Stelle des unbestimmten Artikels ein, eine; wenn kein Beywort da ist, so wird der Buchstab, in dem bestimmten Falle, abermals an die Präposition gehängt, und in dem unbestimmten Falle gar weggeworfen. Wir wollen von allen drey Fällen Exempel geben: Ich kann nicht sagen: Harpax bezahlt im schlechten Gelde, sondern: in schlechtem Gelde; weil es so viel heißen soll, als, in einer schlechten Geldsorte, überhaupt und unbestimmt genommen. Hingegen kann ich

auch nicht sagen: Wo liegt dieser Schaupfennig? in schlechtem Gelde, oder in gutem Gelde? sondern hier muß ich bestimmter sagen: im schlechten, oder im guten: weil es so viel heißen soll, als: in dem Gelde, welches vor mir liegt. Das Nordlicht erscheint zu gewisser Zeit; der Mond erscheint zur gewissen Zeit: die erste Zeit ist unbestimmt, die andere bestimmt. In blankem Erze, ist unbestimmt, gleichsam: in einem blanken Erze; hingegen im blanken Erze, ist bestimmt, weil es so viel heißt, als: dort in dem blanken Erze. Eben so auch ohne Beywort: In Erz, in Rauch, in Blut, ist unbestimmt; im Erz, im Rauch, im Blut, ist bestimmt.

Was die Zeitwörter anbetrifft, so läßt sich bey den Hülfswörtern derselben, welches gleichsam ihre Artikel sind, ein gleiches wahrnehmen. Die Unterscheidungszeichen der Weisen, der Zeiten, der Personen, werden den Lateinischen Wörtern einverleibt: amabit, amabitur; sie lassen sich nicht davon trennen. Bey uns sind diese Kennzeichen abgesondert: er wird lieben, er wird geliebet werden; aber bey der Frage ziehen wir Vortheil daraus. Die Lateiner müssen ihre Zuflucht zu einer Partikel nehmen: an amabit? amabiturne? oder, sie sind genöthigt, die Frage bloß durch den Ton der Stimme auszudrücken.

zudrücken. Wir erhalten diesen Ausdruck durch die bloße Umkehrung des Personenworts: liebt er? wird er lieben?

Außerdem sondern wir das Hülfszeitwort ab, damit wir das Nebenwort, das Bestimmungswort gewissermaßen dem Hauptzeitworte einverleiben können: Er wird zärtlich geliebt. Dieses bringt mehr Stärke, mehr Lebhaftigkeit hervor.

Auch erhalten wir dadurch den unvergleichlichen Vortheil der Erwartung, die dem Geiste so angenehm ist, und die bey den Lateinern dadurch erhalten wird, daß sie das ganze Zeitwort an das Ende bringen: Tandem aliquando Quirites, L. Catilinam, furentem audacia, scelus anhelantem, pestem patriæ nefarie molientem --- ex urbe ejecimus. „Endlich, ihr Römer, haben wir den Katilina, der so tollkühn rasete, den nach Bubenstücken dürstete, der Verderben dem Vaterlande frevelhaft drohete .... „aus der Stadt hinaus geworfen."

Dieß wäre also die Vergleichung unserer Sprache mit der Lateinischen, was den Punkt der Wortfügungen anbetrifft. Die natürlichste Ordnung, die zur Ueberredung hilft, ist bey den Lateinern öfter, als bey uns. Wir wollen suchen, die Folgen für die Kunst zu übersetzen daraus herzuleiten.

IV. Kapitel.

Folgen aus der vorhergehenden Lehre in Ansehung der Uebersetzungskunst.

Wenn es wahr ist, daß wir uns nicht ehe von dem Gange der Lateiner entfernen, als bis wir durch den Verstand der Worte, oder durch die Reinigkeit der Sprache, oder durch den Wohlklang dazu gezwungen werden: so folgt daraus, daß wir uns wieder in die Ordnung der Lateiner hineinbegeben müssen, so bald wir keine von diesen drey Ursachen haben; und daß folglich nicht alle Lateinische Wortfügungen im Deutschen fremde, noch alle Deutschen im Lateinischen fremde sind. Die Sprachen sind wie die Menschen, die eine allgemeine Natur haben, die sie vereinigt, und auch Eigenschaften, die sie von einander unterscheiden. Da nun die Wortfügungen ihren Grund in dem Vortheil oder in der Absicht des Redenden haben: so müssen auch alle diejenigen in der Uebersetzung beybehalten werden, die in den Worten beider Sprachen kein wirkliches Hinderniß antreffen, wodurch sie einen andern Lauf zu nehmen genöthiget werden: und nur in dem gegenseitigen Falle wird man verbunden seyn, sie zu verändern, bey Strafe, einen Germanismus zu machen,

chen, wenn man Lateinisch schreibt, oder einen Latinismus, wenn man Deutsch schreibt.

Der Germanismus findet sich im Lateinischen, so oft man darinn eben der Wortfügung folgt, die das Deutsche vermöge seiner eigenthümlichen Einrichtung angenommen hat; und der Latinismus findet sich im Deutschen, wenn man darinn solchen Lateinischen Wortfügungen folgt, wozu sich das Deutsche nicht mit guter Art bequemen will. Also bedeuten alle diese Wörter, Latinismus, Germanismus, Gallicismus rc. nichts anders, als solche Eigenschaften gewisser Sprachen, die ohne Grund in andre Sprachen hinüber getragen werden.

Ich mache einen Latinismus, wenn ich, nach Art der Lateiner, sage: es sind, welche behaupten, sunt, qui existimant; da wir im Deutschen sagen müssen: es giebt Leute, welche behaupten. Eben so würde ich einen Gallicismus machen, wenn ich sagen wollte: es hat Leute, welche, il y a des gens, qui &c. Einen Germanismus aber mache ich im Lateinischen, wenn ich sage: dat homines &c. und im Französischen, wenn ich sagen wollte: il donne des hommes. Diese Arten zu sprechen kommen dem Barbarismus nahe; ein Barbarismus aber heißt, wenn man ein ursprünglich Deutsches Wort zu einem Lateinischen oder ein

Lateinisches zu einem Deutschen macht. Wir reden hier nicht von dieser Art des Germanismus oder des Latinismus: weil wir voraussetzen, daß der Uebersetzer seine Sprache verstehen und ihre Wörter kennen wird.

Es giebt Uebersetzer, die, wenn sie etwas aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen, aus Furcht sie möchten lateinische Redeverbindungen ins Deutsche herüber tragen, sich so sehr von der Anordnung dieser Sprache entfernen, daß sie nicht ehe mit sich zufrieden sind, als bis fast kein Gedanke mehr an derselben Stelle steht, wohin ihn der Lateinische Autor gesetzt hatte. Wir halten es für einen ersten Grundsatz bey der Uebersetzung, die Redeverbindungen so zu lassen, wie sie in der Urschrift sind, wenn sich beide Sprachen gleich gut dazu bequemen.

Wenn Horaz sagt: Non ſemper imbres nubibus manant: warum sollte man nicht übersetzen: Nicht ewig triefen die Platzregen aus den Wolken?

Egredere ex urbe, Catilina, libera Rempublicam metu. „Gehe heraus, aus der Stadt, „Katilina, befreye die Republik von ihrer Furcht.“

Rariſſima moderatione maluit videri bonos inveniſſe, quam feciſſe: so spricht Tacitus von der Bescheidenheit des Agrikola in Ansehung

sehung der Soldaten, worüber man ihn zum Befehlshaber gemacht hatte. „Aus einer sehr „seltenen Mäßigung des Geistes wollte er lieber „das Ansehen haben, sie gut gefunden, als gut „gemacht zu haben.

His ego nec metas rerum nec tempora pono;
Imperium sine fine dedi.

„Diesen sind von mir weder Schranken noch „Zeiten gesetzt; diesen habe ich eine Herrschaft „sonder Ende verliehen.

Credita res: captique dolis lacrymisque coacti.
Quos neque Tydides, nec Larissæus Achilles,
Non anni domuere decem, non mille carinæ.

„Man glaubte es: und so fieng man durch List, „durch Thränen zwang man so Männer, die „nicht der Sohn des Tydäus, nicht der Held „aus Larissa, die weder zehen Jahre Krieg über„wältigen konnten, noch tausend Segel der „Griechen.

Et thure & fidibus juvat
Placare, & vituli sanguine debito
Custodes Numidæ deos.

„Mit Weihrauch und mit Saitenspiel will ich, „und mit schuldigem Rinderblute die Götter be„zahlen, die Schutzgötter meines Numidas.“

Es ist unnöthig diese Ausführung weiter zu treiben. Man sieht, daß die Deutsche Sprache

sehr leicht nachgiebt, und in diesem Stücke einen merklichen Vorzug vor vielen andern besitzt. Wir wollen itzt aus diesem Grundsatze Folgerungen ziehen, die eben so viel besondere Regeln der Uebersetzungskunst werden sollen. Es folgt:

I. Daß man die Ordnung der Sachen, weder in der Geschichtsfolge, noch in den Schlüssen verletzen müsse: weil diese Ordnung in allen Sprachen einerley ist, und mehr zu dem Wesen des Menschen, als zu dem besondern Genius der Nationen gehört.

II. Daß man auch die Ordnung der Begriffe, oder wenigstens der Glieder beybehalten müsse. Es ist eine Ursache vorhanden gewesen, so fein, so unmerklich sie auch immer seyn mag, die den Verfasser bewogen hat, vielmehr diese als eine andere Anordnung zu wählen: vielleicht ist es der Wohlklang gewesen; oft aber auch der Nachdruck. Cicero sagt an einem Ort: Neque poteſt is exercitum continere imperator, qui ſe ipſe non continet: Wenn man dieses übersetzen wollte: *Ein Feldherr kann kein Kriegesheer in Ordnung halten, der sich selbst nicht in Ordnung halten kann:* so würde man einen Latinismus machen. Wollte man auf der andern Seite es so übersetzen: *Ein Feldherr, der seine eigene Aufführung nicht ordnen kann,*

der

der kann keine Armee in Ordnung halten: so würde man den besondern Nachdruck der Ciceronischen Wendung entkräften. Wie soll man es also machen, wenn man als ein Redner übersetzen will? Man helfe sich durch die Frage: Wie kann der sein Kriegesheer in Ordnung erhalten, der seine eigene Aufführung nicht anzuordnen vermag?

III. Man muß die Perioden beybehalten, so lang sie auch sind: weil eine Periode nichts anders ist, als ein Gedanke, der aus andern Gedanken zusammengesetzt ist, die sich durch innerliche Beziehung mit einander verknüpfen; und weil diese Verknüpfung die Seele dieser Gedanken und das vornehmste Augenmerk des Redenden ist. In einer Periode sind die verschiedenen Glieder wie die gepaarten Stücke in einem Bildersaale, deren Beziehungen eine Harmonie ausmachen. Wenn man die Redensarten zerschneidet, so erhält man zwar die Gedanken; aber man erhält sie ohne die Beziehungen von Ursprung oder Folge, von Beweis, oder von Vergleichung, die sie in der Periode hatten, und die ihre herrschende Farbe ausmachten. Es giebt Mittel, alles miteinander zu vereinigen: die Perioden, ob sie gleich in ihren verschiedenen Gliedern einen unvollendeten Verstand haben,

ben, besitzen doch Ruhepunkte, wo der Sinn fast geendigt ist, und die dem Geiste diejenige Erholung geben, die ihm nöthig ist. Man sehe hier ein Beyspiel aus der Rede des Cicero für den Poeten Archias: Sed ne cui vestrum mirum esse videatur, me in quæstione legitima, & in judicio publico, cum res agatur apud Prætorem populi Romani, lectissimum virum, & apud severissimos Judices, tanto conventu hominum àc frequentia, hoc uti genere dicendi, quod non modo a consuetudine judiciorum, verum etiam a forensi sermone abhorreat: quæso a vobis, ut in hac causa mihi detis hanc veniam, accommodatam huic reo, vobis, quemadmodum spero, non molestam: ut me, pro summo poeta, atque eruditissimo homine dicentem, hoc concursu hominum litteratissimorum, hac vestra humanitate, hoc denique Prætore exercente judicium, patiamini de studiis humanitatis ac litterarum paulo loqui liberius; & in ejusmodi persona, quæ propter otium ac studium minime in judiciis periculisque tractata est, uti prope novo quodam & inusitato genere dicendi. Man kann diese Periode übersetzen, ohne sie zu zerschneiden: „Weil aber die Sache, die ich zu führen habe, „eine

„eine Rechtsfrage ist, die vor dem Tribunale „des Römischen Prätors und vor den strenge„sten Richtern gehört werden soll, und ich sie „auf eine Art zu führen unternommen habe, „die der Gewohnheit der Gerichte und der Spra„che der Rechtsgelehrten sehr wenig gemäß schei„nen wird: so bitte ich Sie, meine Herren, um „eine Gewogenheit, die Sie mir, in Betrach„tung des Standes dieser Person, die ich ver„theidige, nicht abschlagen werden, und wovon „ich hoffe, daß sie Ihnen selbst nicht gereuen „soll: daß Sie mir nehmlich, da ich für einen „vortrefflichen Dichter, und großen Gelehrten, in „Gegenwart so vieler Männer von Wissenschaft, „vor so feinen Richtern, und vor einem so er„leuchteten Prätor zu reden habe, daß Sie mir „erlauben wollen, mich über den Werth der Wis„senschaften mit einiger Freyheit auszubreiten; „und weil ich hier einen Mann vorstelle, der „bey geruhigern Studien fern von allen Rechts„händeln geblieben ist, es für genehm halten, „wenn ich mich selbst auf eine Art ausdrücke, „die neu und vor Gericht unerhört scheinen „möchte." Diese Periode ist von einer außerordentlichen Länge. Indessen, vermittelst der Ruhepunkte, die man darinn angebracht hat, folgt ihr doch der Geist ohne Mühe bis ans Ende. Wenn man sie zerschnitte, so würden die Glie-

der

der nicht mehr gleiche Bildung behalten: und der Uebersetzer würde folglich ungetreu seyn. Gleichwohl giebt es Fälle, wo man die allzulangen Redensarten zerschneiden kann; aber alsdann sind diejenigen, die man ablöst, wenn man die Sache genauer betrachtet, nur äußerlich und künstlich damit verknüpft. Es sind nicht eigentliche Glieder der Perioden.

IV. Folgt, daß man alle Konjunktionen beybehalten müsse. Sie sind gleichsam die Gelenke der Glieder. Man muß weder ihren Sinn noch Ort verändern. Wenn es ja einen Fall giebt, wo man sie auslassen kann, so ist es dieser, wenn sie der Verstand leicht entbehren kann, und wenn er von selbst von einer Redensart zu der andern übergeht, so daß ihn die ausgedrückte Konjunktion mehr aufhalten als fördern würde.

V. Daß die symmetrischen Redensarten mit ihrer Symmetrie oder durch einen Ersatz gegeben werden müssen. Die Symmetrie in der Rede ist eine Beziehung mehrerer Begriffe oder mehrerer Ausdrücke. Die Symmetrie der Ausdrücke kann in den Tönen bestehen, in der Dauer der Sylben, in der Endung oder in der Länge der Wörter, in der Stellung der Glieder. Man sehe hier eine Redensart des Salustius, die alle diese Arten der Symmetrie besitzt: Animi imperio, corporis servitio magis utimur.

mur. „Der Geist befiehlt, der Leib gehorcht „bey uns.“ Und Cicero: Nihil habet fortuna tua majus, quam ut possis, nec natura melius, quam ut velis conservare quam plurimos. „Nichts grösseres konnte das Glück dir geben, „als die Macht, nichts besseres die Natur, als „den Willen, viele Bürger zu erhalten.“ Wenn man nicht Nennwort, Zeitwort, Nebenwort, Beywort, Ton für Ton, so wie sie im Texte stehen, ausdrücken kann, so muß man die Sache doch wenigstens durch eine andre Art von Symmetrie zu vergüten suchen.

VI. Daß die glänzenden Gedanken, um einen gleichen Grad des Schimmers zu behalten, ungefähr eine gleiche Ausdehnung in den Worten haben müssen. Wenn man sie zusammendrängt, läuft man Gefahr sie zu verdunkeln; wenn man sie erweitert, benimmt man ihnen den Glanz:

Cui non conveniet sua res, ut calceus olim,
Si pede major erit, subvertet, si minor, uret.

Horat.

„Ein Glück, worein du dich nicht schickest, ist „ein Schuh, der für den Fuß zu groß ist, und „dich umwirft, oder zu klein, und dich drückt.

VII. Daß wir die Figuren der Gedanken beybehalten müssen, weil die Gedanken in allen Seelen einerley sind: sie können darinn überall gleiche Anordnung, gleiche Bildung, gleiche Stellung anneh-

annehmen; man kann also die Fragen durch Fragen ausdrücken, die Gegensätze durch Gegensätze ꝛc.

Was die Figuren der Worte anbetrifft, als die Metapher, die Wiederholung, die besondern Schlußfälle der Redensarten, so kann man sie gemeiniglich durch gleichgeltende Sachen ausdrücken. Lassen sich aber diese Figuren weder übertragen noch ersetzen: so muß man den natürlichen Ausdruck wieder hervorsuchen, und die Figuren bey einem andern Gedanken anzubringen suchen, der sie leichter annimmt, damit die übersetzte Redensart, im Ganzen genommen, nichts von den Zierathen verliere, die sie in der Urschrift hatte.

VIII. Die Sprüchwörter, welches Klugheitsregeln der Völker und oft nur einzelne Wörter sind, müssen mit andern Sprüchwörtern gegeben werden. Da sie auf Sachen gehen, die im gemeinen Leben oft vorkommen, so haben sie viele Völker mit einander gemein, wo nicht im Ausdrucke, doch wenigstens dem Verstande nach: also kann man sie fast immer geben. Im Französischen hat dieses die Frau Dacier in ihrer Uebersetzung des Terenz, und im Deutschen der Uebersetzer des Don-Quixotte sehr glücklich gethan.

IX. Jede Umschreibung ist fehlerhaft: dieß heißt nicht mehr übersetzen, sondern auslegen. Indessen, wenn kein anderes Mittel da

ist,

ist, den Sinn verständlich zu machen, so dient die Nothwendigkeit dem Uebersetzer zur Entschuldigung; eine von beiden Sprachen wird die Schuld tragen müssen.

X. Muß man die Form des Textes, welchen man übersetzt, gänzlich verlassen, wenn es der Verstand der Deutlichkeit wegen, oder die Empfindung der Lebhaftigkeit wegen, oder der Wohlklang der Anmuth wegen erfodert. Diese Folge wird ein neuer Grundsatz, der gleichsam die Gegenseite des erstern ist.

Die Gedanken können einerley bleiben, und sich doch unter verschiedenen Formen darstellen; sie können sich in den Wörtern, womit man sie ausdrückt, zusammenfügen oder trennen. Sie können sich als ein Zeitwort zeigen, als ein Beywort, als ein Nennwort, als ein Nebenwort. Diese vier Wege hat der Uebersetzer, wodurch er sich aus der Schwierigkeit herausziehen kann. Er nehme also die Wageschale, er wäge die Ausdrücke auf beiden Seiten, er bringe sie auf allerley Art in ein Gleichgewicht: man wird ihm die Verwandlungen vergeben, wann er nur dem Gedanken gleichen Leib und gleiches Leben erhält. Er wird es machen wie ein Reisender, der zu seiner Bequemlichkeit bald Ein Goldstück für viele Silberstücke giebt, bald viele Silberstücke für Ein Goldstück.

Diese einfältigen Mittel werden unfehlbar ihre Wirkung thun, sie werden dem in Schwierigkeiten verwickelten Uebersetzer einen Ausgang verschaffen, den er oft lange und vergeblich sucht, wenn er allein von dem Naturtriebe geleitet wird. Auch helfen sie eben so sehr zur oratorischen Harmonie, als welche größtentheils in der Klarheit und Hitze der Rede besteht. Eine Redensart, die einen schönen Verstand in größter Deutlichkeit darstellt, gefällt dem Ohre gewiß. Das Ohr ist nur mißvergnügt, wann man ihm leere, oder allzusehr beladene, oder übel geordnete Töne vorbringt. Denn wir reden nicht von der Harmonie, die in der Schönheit der Töne selbst besteht; der Uebersetzer kann die Töne nicht anders liefern, als er sie in seiner Sprache findet.

Gleichwie es aber in allen Sprachen Arten zu reden giebt, die unübersetzlich sind, so verlangen wir auch nicht, daß unsre Anmerkungen in dergleichen Fällen den geringsten Nutzen schaffen sollen. Auch giebt es gewisse Sachen, die mit dem Geschmacke, mit den Sitten der Völker verbunden sind, und die sich in andere Sprache nicht übertragen lassen: so waren, zum Exempel, die Lateiner weit freyer in ihrer Sprache als wir. Sie hatten Wörter und Redensarten, die bey ihnen den Ton der guten Gesellschaft hatten, und die bey uns niedrig sind.

Oft

Oft bedürfte es nur Eines solchen Wortes, um ein ganzes Werk des Geschmacks zu verunstalten. Es scheint, daß man bey Uebersetzung solcher Stellen feinere Ausdrücke nehmen müsse. Soll man sagen: „Rufillus riecht nach Balsamkügelchen, Gorgonius nach dem Bocke;“ pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum? Freylich wird man es thun müssen; denn das hieße nicht übersetzt, wenn man sagen wollte: Rufillus ist balsamirt, Gorgonius hat es nöthig zu seyn. Wie soll man aber die Zote des Priaps übersetzen: pepedi diffissa nate?

V. Kapitel.

Einige besondere Regeln der Uebersetzungskunst für die verschiedenen Gattungen.

Zu diesen Grundsätzen, die allen Gattungen von Werken, die man übersetzet, gemein sind, kann man noch andere hinzuthun, die nur den besondern Arten allein zukommen. Diese Arten lassen sich auf drey zurückbringen, nehmlich auf die Historie, auf die Rede, auf die Poesie.

I. Wenn man einen Historienschreiber übersetzt, so ist es nicht genug sich an die natürlichen Eigenschaften der Historie zu halten, man muß

auch, so viel als möglich ist, den natürlichen Eigenschaften des Autors folgen, sonst heißt es:

Tout a l'humeur gasconne en un *traducteur* gascon.

Salust ist gedrungen, kurz, allezeit zierlich, aber von einer Zierlichkeit die etwas männliches und kraftvolles an sich hat. Livius ist auch gedrungen, er ist zierlich, er ist stark; aber er hat nicht dieselbe angemessene Genauigkeit, die Salust hat. Seine Redensarten sind voll eingeschalteter Sätze, die sich verknüpfen, sich durcheinander schlingen, und längere Perioden, grössere Massen von Gedanken bilden, die man alle zusammenfassen muß. Tacitus ist finster, tiefsinnig, zuweilen räthselhaft, voll Betrachtungen und Philosophie. Seine Schreibart ist körnicht, kühn, nervicht. Welcher Unterschied, wenn man sie mit der Schreibart des Kurtius vergleicht, oder der Kornelius Nepos? Hier ist alles klar, angenehm, zierlich, geschmückt; alles ist gemacht zu gefallen, indem es unterrichtet. Welch ein Unterschied abermals, wenn man ihm Cäsars Kommentarien an die Seite stellt, wo alles einfältig und durch seine Einfalt allein vollkommen ist? Cäsar ist ein Zeuge, der aussagt; Kurtius ein witziger Rhetor, der malt; Nepos ein Weltmann, der schreibt. Tacitus und Livius sind beide Philosophen, beide Historienschreiber; aber der erstere scheint mehr

auf

auf die Philosophie, und der andere mehr auf die Historie zu achten. Salust ist ein Staatsmann, mit republikanischen Grundsätzen genährt; ohne Stolz, ohne Prunk; er besitzt mehr Nerven als Fleisch; alles scheint bey ihm von der Natur herzukommen. Wenn der Uebersetzer nicht dafür sorgt, alle diese Charakter auszudrücken, so parodirt er mehr, als er übersetzt.

II. Die oratorische Rede muß in ihrem Gange allemal Anstand und Würde blicken lassen. Alles muß darinn auf die Ueberredung abzielen; man muß die Begriffe entwickeln, ihnen eine gewisse Ausdehnung geben, die des Numerus und Wohlklangs fähig und den ganzen körperlichen Vortrag des Redners anzunehmen tüchtig ist. In diesen Gesichtspunkt muß sich der Uebersetzer stellen; das Ohr muß ihn hier mehr als an irgend einem andern Orte führen, und alle die besondern Regeln, die wir oben gegeben haben, müssen dieser untergeordnet seyn. Man muß in der Uebersetzung den anhaltenden Ton des Redners hören, und gleichsam den ersten Keim seiner Geberden sehen.

In der historischen Gattung muß man die Thaten und Begebenheiten in dem gehörigen Tone ausdrücken. In der Rede muß man die Seele, das Feuer, den mehr oder minder kühnen Gang eines Menschen vorstellen, der zu seinem

nem Zwecke, zur Ueberredung, hineilt. In der Poesie muß man zu diesem Feuer noch die so genannten Züge und Bilder hinzuthun.

III. Ich unterscheide hier zwey Arten von Uebersetzungen: die erste liefert den Autor in einer solchen Vollkommenheit, daß sie seine Stelle vertreten kann, ungefähr wie die von einer Meisterhand gemachte Kopie eines Gemäldes die Stelle des Originals vertritt. Die zweyte ist nicht gemacht des Autors Stelle zu ersetzen, sondern nur den Sinn davon begreiflicher zu machen, und dem Verstande des Lesers den Weg zu bahnen. Sie ist ungefähr das, was ein Kupferstich ist.

Die erste Art von Uebersetzung, besonders von Uebersetzung der Poeten, scheint unendlich schwer, wo nicht unmöglich zu seyn, man mag es in gebundener oder in ungebundener Rede versuchen. Die ungebundene Rede kann weder den Numerus, noch das Sylbenmaß, noch den Wohlklang ausdrücken, welches doch große poetische Schönheiten sind; und wenn man die Uebersetzung in Versen versucht, gesetzt man stellet Numerus, Sylbenmaß und Wohlklang wieder her, wird man nicht Gedanken, Ausdruck und Wendung verändern müssen? Man übersetzt ganz wohl ein Epigramm aus dem Martial, weil, so bald sich ein glücklicher Vers für die

Spitze

Spitze gefunden hat, man sich im übrigen alle Freyheit erlaubt. Allein wenn man ganze Reden der Dido ausdrücken, wenn man mit dem Aeneas in die Hölle steigen soll: welcher poetische Uebersetzer untersteht sich zu versprechen, alle Züge der Virgilischen Gemälde zu liefern? Er wird Ungeheuer, Schatten, Gegenden des Schreckens malen, ungefähr so wie ein Maler, der ein schlechtes Porträt macht. Dieser malt immer einen Menschen, aber er malt nicht den Menschen, den man von ihm verlangte: der Sohn erkennt seinen Vater nicht, noch der Freund seinen Freund. Es hilft nichts, daß er seine Züge malt, wenn er nicht die Seele, die Miene, das Leben malt, die der höchste Punkt der Vollkommenheit in den Gemälden sind, und die oft in unmerklichen Feinheiten bestehn, in künstlich und zur rechten Zeit angebrachten scharfen Abschnitten, in gewissen leichten Uebergängen, in einer Farbengebung, die man nur von ungefähr trifft. Eben so wird man auch durch ein glückliches Ungefähr zwey, drey oder vier Verse treffen, alles übrige hingegen wird matt und kraftlos, und die Frucht einer unglücklichen Bemühung seyn.

Es ist in diesem Stücke mit der Dichtkunst ganz anders beschaffen, als mit der Malerkunst: diese hat vielerley Vortheile. Der kopirende Maler

ler hat eben die materiellen Farben, die der Originalmaler hat; er darf nur ein verständiges Auge und eine gute Hand haben. Hingegen wollte man auch beides bey dem poetischen Uebersetzer annehmen, dennoch würde er noch gar nichts haben. Erstlich widerstehen ihm die Wörter in seiner Sprache auf allerley Art und Weise wegen ihrer Sylben, ihrer Töne, der Wortfügung, die sie erfodern. Hernach beklagt sich das Ohr, der Reim ist widerspenstig, das Sylbenmaß ist immer zu klein oder zu groß für den Gedanken. Dieses ist bey allen Sprachen wahr: nur bey einigen mehr oder weniger.

Virgil hat sehr oft den Homer und Pindar nachahmen wollen. So Virgil er auch war, hat er ihnen doch fast allezeit das Beste gelassen. Aulus Gellius sagt dieses, und beweist es mit Exempeln. Man weiß den Ausspruch Virgils, es sey schwerer vom Homer einen Vers zu entlehnen, als dem Herkules seine Keule zu entwenden. Was würde er nicht gesagt haben, wenn man ihm aufgetragen hätte, ihn vom Anfange bis zum Ende zu übersetzen? Es hat zu unsern Zeiten Virgile gegeben, die mehr Muth oder mehr Kräfte besessen haben, als die Virgile der vorigen Zeiten. Sie haben es gewagt wider eine ganze Armee von Herkulen zu kämpfen, und die ganze Iliade in Verse zu bringen, mit einem

Glücke,

Glücke, wodurch die Liebhaber der Poesie vielleicht der Mühe überhoben sind, diesen Dichter in seiner Landessprache zu suchen.

Wenn man die Poeten nicht vollkommen in Versen übersetzen kann, so giebt es eine Art, es wenigstens mit einigem Glücke in Prose zu thun. Der poetische Ton, der den Hauptcharakter eines Verses ausmacht, kann ziemlich gut gegeben werden, wenn man sich nur an folgende drey Punkte hält.

1. Die Gedanken so zu geben wie sie sind, Gewicht für Gewicht, wenn es möglich ist; wo nicht, doch wenigstens dem Gleichgewichte nahe zu kommen. Hievon hängt ein Theil der Treue und Genauigkeit des Uebersetzers ab.

2. Die Begriffe, wofern man es kann, oder doch zum wenigsten die Sätze und Abtheilungen der Redensarten an ihrer Stelle zu lassen. Nichts in der Welt zwingt einen Uebersetzer die Sätze zu verrücken. Hier ist einerley Ordnung in allen Sprachen, weil es eine Ordnung ist, die zum Verstande und Geiste gehöret. Hieraus entsteht eben dieselbe Folge von Ideen, die der Autor gehabt hat: man folgt seinem Gange; man läuft, man verweilt sich, man ruht aus mit ihm.

3. Endlich muß man sich bemühen, die Gedanken eben so zu verbinden, wie der Autor,

eben so zu punktiren, wie er; Periode um Periode zu geben; die Redensarten zu zerschneiden, wann er sie zerschneidet, u. s. w.

Diese Art zu übersetzen ist unmöglich.

Sie ist es keinesweges. Es ist unmöglich, allemal ein Wort durch ein Wort zu geben, ein kurzes oder ein langes, ein klingendes oder gedämpftes, ein langsames oder hurtiges Wort durch ein anderes zu geben, das vollkommen einerley Eigenschaften besitzt. Es ist unmöglich, allemal gleiches Feuer, gleiches Leben, gleiche Figur zu liefern, weil eine jede Sprache ihre besondern Eigenschaften hat. Woraus nicht mehr folgt, als daß es unmöglich ist, alles zu geben, und folglich unmöglich, eine Uebersetzung zu liefern, die in allen Stücken ihrem Originale gleicht. Allein wenn man sich durch ein falsches Vorurtheil noch immer einbildet, daß es unmöglich sey, die Begriffe an ihrer Stelle zu lassen, und sie so zu verbinden, wie sie in dem Autor verbunden sind, was wird alsdann in der Uebersetzung übrig bleiben, den übersetzten Text vorzustellen? Ort und Verbindung der Begriffe gehören nicht zu den Sprachen, sie gehören zum Geiste, zur gesunden Vernunft. Geist und gesunde Vernunft aber gehen einerley Weg im Lateinischen und im Deutschen.

Wenn

Wenn nun aber auch der Geist gehorcht, so wird doch die Sprache widerstehen; und die Uebersetzung wird steif, kalt, trocken werden. Freylich, wenn man die Regel nach der Strenge nimmt, und es sich niemals erlaubt davon abzuweichen; allein wir stellen sie nur als einen Gesichtspunkt vor, nach welchem man in der geradesten Linie die möglich ist, oder in der am wenigsten gekrümmten Linie zielen soll.

Es ist wahr, dieses alles erfodert viele Mühe und eine erstaunliche Sorgfalt. Man muß aber auch nicht flüchtig und obenhin übersetzen; man muß die Stücke zählen, sie alle, eines nach dem andern, wägen. Die Mühe wird indessen so groß nicht seyn, als man denkt. Man darf sich nur gleichsam bey der Hand führen lassen, und der Natur folgen, die den Autor bey seiner Ausarbeitung führete. Wenn der Text eine Wendung hat, die man annehmen kann, so nehme man sie vorzüglich vor einer jeden andern an; widersteht sie, so versuche man einen von den Wegen, die wir angezeigt haben; widersteht sie noch, welches sich selten zutragen wird, alsdann suche man Rath bey den Umständen, und glückt es nicht, so wird die Schwierigkeit selbst dem Uebersetzer zur Entschuldigung dienen.

Zuga-

Zugabe.

Von der Bildung der Deutschen Beywörter.

Wir haben, bey Gelegenheit der Sprachähnlichkeit*), von einigen unterscheidenden Kennzeichen der Deutschen Sprache geredet. Wir wollen hier noch etwas von der Bildung unserer abgeleiteten Beywörter hinzuthun. Ein jeder Schriftsteller und aufmerksamer Leser hat Gelegenheit gehabt, über einen Theil der Sprache Beobachtungen anzustellen: wenn sie der Welt mitgetheilt würden, könnte daraus eine vollständige Sprachlehre erwachsen.

Die Deutsche Sprache bildet aus ihren Hauptwörtern durch Hülfe einiger Endsylben eine Menge Beywörter, und bildet sie mit einer philosophischen Genauigkeit, die ihr einige unsrer Landsleute vielleicht nicht zugetrauet haben. Man sehe hier die verschiedenen Arten derselben.

1. Die uralte Endsylbe isch, ehemals isk, welche ein Entstehen anzeigen soll, wird allen Beywörtern gegeben, die von den Namen der Oerter und der Personen, und von allen fremden

*) Pag. 362.

den Nennwörtern gemacht werden, als: europäisch, holländisch, manheimisch, halberstädtisch, stolbergisch, olympisch, himmlisch, fränkisch, normännisch, dichterisch, malerisch, homerisch, seraphisch, musikalisch, evangelisch, biblisch, balsamisch und unzählige andre.

Bey den übrigen Beywörtern zeigt diese Sylbe allezeit etwas fehlerhaftes an, als: knechtisch, viehisch, hündisch, mürrisch, neidisch, zänkisch, tückisch, höhnisch, läppisch, diebisch, närrisch, argwöhnisch, wetterläunisch, u. s. w. In diesen und vielen andern Beyspielen scheint der üble Begriffe mehr von dem Stammworte selbst, als von der Endsylbe herzurühren; es giebt aber auch Fälle, wo er von der Endsylbe allein herzukommen scheint: weibliche und weibische Sitten, das kindliche und das kindische, das höfliche und das höfische Bezeigen, die altväterliche und die altväterische Wohnung sind Worte von sehr verschiedenen Begriffen. Herrschend, gebietend ist untadelhaft; herrisch, gebieterisch läßt zu sehr den Herrn, den Gebieter sehn. Ein schmeichelhaftes Lob kann wahr und gut gemeynet seyn; ein schmeichlerisches Lob verräth Falschheit: „Leget diese schmeichlerische Salbe nicht auf Eure Seele.“ Wieland, in Shakespears Hamlet. „Stets eilte mir in schmei-

schmeichelhaften Träumen Ihr Schatten nach.* Lieder der Deutschen. 3. Buch. Jene Salbe betrog, indem sie schmeichelte; diese Träume stellten die Wahrheit vor. Richterlich ist eine nothwendige Eigenschaft des Richters: die richterlichen Handlungen Gottes: Fosters Reden. 3. Theil. 1. Rede. Richterisch ist ein Fehler an dem Richter, zeigt allzugroße Strenge an: „Mit richtrisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder Gargil," Lessings Sinnged. Aus eben diesem Grunde wagt Wieland das Wort schwärmerlich, anstatt schwärmerisch: „Gewiß nicht ich! rief Idris schwärmerlich," das heißt, gleich einem kleinen liebenswürdigen Schwärmer; schwärmerisch wäre hier zu hart gewesen. Eben daher vermeiden wir bey solchen Wörtern, die niemals etwas Böses bedeuten, sehr sorgfältig die Endsylbe isch: wir sagen allemal: gläubig, christlich, göttlich, vertraulich; ob wir gleich abergläubisch, antichristisch, abgöttisch und mißtrauisch sagen.

2. Die Endsylbe en (n, ern,) zeigt die Materie an, woraus ein Ding besteht, als: leinen, azuren, ledern, silbern, wächsern, zinnern, u. s. w. Dieses en hieß ehemals in: seidin, silberin, güldin; gleichsam: in Seide, in Silber, in Gold.

3. Die

3. Die Endsylbe icht wird gebraucht, wenn Dinge von Einer Art einem andern in Menge zugeschrieben werden: z. E. sandicht, felsicht, bergicht, büschicht, stachelicht, dornicht, wolkicht rc. Icht bedeutet bey unsern Alten etwas, und ward ehemals iht geschrieben und icht ausgesprochen:

Sun, du solt selten schaffen iht,
An diner wisen Friunde Rat.

Winsbeke, in der Samml. von Minnesingern, 2 Th. S. 253.

Unter diesen beiden Endungen icht und en wird allemal ein Unterschied beobachtet. Ich sage: Dieses Fell ist haaricht, das heißt, es hat Haare; dieses Sieb ist hären, das heißt, es besteht ganz aus Haaren. Das Wasser ist kupfericht, es hat etwas vom Kupfer, es hat Kupfertheile in sich; das Gefäß ist kupfern, es ist ganz von Kupfer gemacht. Der Apfel ist holzicht, die Bank hölzern; das Land ist steinicht, der Krug steinern; der Acker ist thonicht, die Pfeife thönern; der Fluß ist leimicht, die Hütte leimern; der Sand ist glasicht, der Leichter ist gläsern. Hiernach richten sich auch die Poeten bey Bildung neuer Wörter. Sie sagen in dem einen Verstande mit der ganzen Welt: wässerichte

serichte Dinte, oder verblühmt: eine wässerichte Schreibart; und in dem andern Verstande, wie Bodmer in der Kolombona: die wässerne Rennbahn; und Kleist im Frühlinge: wässerne Felsen. Sie sagen im gemeinen Leben: diese Fische sind fleischicht; und mit dem Theokrit: Statt deiner goldenen Fische wirst du fleischerne suchen müssen.

Von diesen drey Gattungen der Beywörter in isch, en und icht läßt sich kein Nennwort in heit oder keit bilden, welches von den übrigen Gattungen doch sehr häufig geschieht. Man kann nicht sagen: die Römischheit oder die Katonischkeit, die Barbarischheit oder die Neidischkeit. Das Entspringen aus einem Orte, oder von einer Person, oder von einem Dinge, das die Stelle einer Person vertritt, konnte nicht schicklich zu einer Person gemacht werden. Aus den Beywörtern in en kann man eben so wenig dergleichen Nennwörter bilden. Man kann nicht sagen, die Goldenheit: der Begriff golden oder in Gold konnte nicht füglich zu einer Person erhoben werden. Mit den Beywörtern in icht verhält es sich eben so. Das Stammwort icht heißt etwas, und ist also bereits ein abgezogenes Ding, ein personificirtes Wort: sollte es noch einmal zu einem solchen gemacht werden,

den, wollte man, zum Exempel, sagen die Milchichtheit: so würde dieses so barbarisch klingen, als Aliquidditas.

Auch läßt sich von diesen drey Gattungen der Beywörter, theils des Wohllauts wegen, theils wegen des Begriffes der Sache selbst, kein Superlativus machen. Die Wörter in isch, die von den eigenen Namen der Oerter und Personen hergenommen werden, leiden keine Vergrösserung. Einem Dinge, das wirklich aus Rom, wirklich vom Horaz herkömmt, kann man eigentlich nichts entgegensetzen, was in noch grösserm oder im größten Grade aus Rom, oder vom Horaz herkommen sollte. Indessen hat man doch in neuern Zeiten, aus Liebe zur Kürze, den Komparativus gewagt: z. E. es ist weit Römischer, weit Horazischer ꝛc. Die übrigen Wörter in isch nehmen den Komparativus an, aber nicht gern den Superlativus: wir sagen nicht gern: am balsamischsten, am bäurischsten. Die Ursache ist allein der Wohllaut. Setzen wir ein e dazwischen und sagen, am bäurischesten, so haben wir drey kurze Sylben hintereinader, welches der Deutschen Prosodie zuwider ist: weil sich drey kurze Sylben in einer Sprache, die mit Konsonanten beschwert ist, nicht leicht und deutlich genug aussprechen lassen. Die Härte zu mil-

dern und die Kürze zu erhalten, werfen einige das s weg, und schreiben und sprechen: am bäurischten. Was die Beywörter in en betrifft, so leiden diese gar keine Vergrösserung. Golden heißt schon ein Ding, das ganz von Golde ist: durch den Komparativus und Superlativus kann nichts mehr hinzugethan werden; es müßte denn im Scherze geschehen: wie, wenn Wieland in einem scherzhaften Heldengedichte sagt: Kein Stein ist steinerner; und in einem andern: Noch goldener als Gold. Bey der dritten Gattung in icht gebrauchen wir zwar den Komparativus, wir sagen milchichter; aber nicht gern den Superlativus; am milchichtsten würde uns zu hart klingen.

4. Die Endsylbe lich bedeutet ihrem Ursprunge nach 1. so viel als gleich; und in diesem Verstande wird sie allein an die Nennwörter gehängt: z. E. brüderlich, weltlich, röthlich, bitterlich, heißt: gleich einem Bruder, gleich der Welt, dem Rothen, dem Bittern gleich. 2. Wenn die Sylbe lich an die Zeitwörter gehängt wird, so bedeutet sie so viel als leicht, plattdeutsch licht, facilis, possibilis, und bildet alsdann Beywörter, die anzeigen, daß etwas möglich ist, daß etwas geschehen, oder gethan werden kann. Sie wird an die Aktiva

und

und an die Neutra, und die hiezu gehörenden Reciproka und Impersonalia gehängt. Wir wollen von allen vier Arten Beyspiele hersetzen. Erbittlich, erträglich, bezwinglich, beweglich und unbeweglich: was möglich zu erbitten ist, oder was man leicht erbittet, erträgt, bezwingt, bewegt und nicht bewegt. Unverweslich, untauglich, unaufhörlich: was nicht verweset, was nicht taugt, was nicht aufhört. Endlich, schicklich, veränderlich: was sich endet, was sich schickt, was sich verändert. Schmerzlich, verdrießlich, beweglich: was uns schmerzt, uns verdrießt, uns bewegt.

Zu diesen aus Zeitwörtern gemachten Beywörtern gehören noch einige, die aus Nennwörten gemacht werden, aber allein aus solchen, die eine Zeit anzeigen, als: augenblicklich, wöchentlich, monathlich, was im Augenblick, in jeder Woche, in jedem Monath geschieht.

3. Die Endsylbe ig, welche die Kraft des Worts eigen*) hat, giebt den Wörtern die Bedeutung von haben, besitzen, in sich begreifen, als: zornig, feurig, gnädig, giftig, unschuldig, rachgierig: was Zorn, Feuer, Gnade, Gift, Unschuld, Rachgier hat.

*) Im Gothischen heißt haben, besitzen: *aigan*, im Angelsächsischen *agan*, im Fränkischen *eigan*, im Isländischen *eiga*, im Schwedischen *æga*, im Griechischen ἔχειν.

Wegen dieser Bedeutung des Besitzes, des Eigenthums, sind dergleichen Beywörter ursprünglich aus Nennwörtern gemacht worden.*) Von diesen Nennwörtern sind einige ziemlich veraltet, andre gar verloren gegangen, oder nur noch in den verwandten Sprachen anzutreffen. Z. E. Unbillig kömmt von dem alten Substantiv Unbill her, wovon das Stammwort Bill noch im Englischen übrig ist. „Noch Unbill, noch Versehn kann vom Allweisen kommen" Haller. — Beliebig von Belieb: „Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben" Logau. — Wichtig von Gewicht oder Wicht, englisch weight. — Tüchtig, englisch doughty, von dem niedersächsischen Ducht, (Holländisch Deugd, Isländisch Dygd,) wovon der Gegensatz Unducht in einigen Provinzen noch im Gebrauch ist.

Man erlaube uns, noch einige Exempel hiervon anzuführen, die zum Theil unsre Rechtschreibung berichtigen können. Ausbündig kömmt nicht unmittelbar von ausbinden her, sondern von Ausbund: so wie brüchig nicht von brechen, sondern von Bruch herkömmt. —

Spitz-

*) Einige auch aus Fürwörtern, welche allemal die Stelle der Nennwörter vertreten, als: meinig, deinig, seinig, eurig: was mein, dein, sein, euer eigen ist. Imgleichen nichtig, von dem Fürworte icht, etwas, und der Verneinungspartikel ni.

Spitzfündig kömmt her von Fund: ein spitzer oder schlauer Fund oder Griff; denn spitz heißt schlau: daher Spitzbube, Spitzkopf. — Rüstig, wehrhaft, gerüstet, von dem Nennworte Rüst: daher Rüstkammer. — Stätig, von Stäte: was auf einer Stäte bleibt. — Fähig von Fähe, captus: „die Fähe des Verstandes“ — Irrig, richtig, von den Nennwörtern die Irre, die Richte. — Eilig und langweilig, von Eile und Langweile. — Freygebig, von dem alten Geb: der Gastgeb, der Rathgeb. — Abtrünnig, von dem alten Nennwort Abtrun, truncus: „Wir werden das Abtrun der Leute„ — Geschmeidig von Geschmeid, d. i. von dem Gestein, das viele Erztheile hat und also schmiedebar ist. — Einhällig von Einhall, unisonus; mißhällig von Mißhall. Hall aber hat seinen Ursprung von dem alten Zeitworte hellen, und dieses von hell, welches eben so wohl von dem Schalle, als von dem Lichte gilt. — Selig, was Sel, Selde hat, fortunam bonam; trübselig, drangselig, was Trübsal, Drangsal hat, fortunam malam. — Ueppig, was Uppe besitzt: ein Wort welches vanitas bedeutet: *Tenchende in Uppe*, meditantes inania, heißt es in Notkers zweytem Psalme Davids. — Ledig, was Lede hat. Lede gebrauchte man von einem wüsten Acker;

wenn der Acker gebaut ward, so hieß es: er ist aus der Lede gerissen. — Innwendig, auswendig, abwendig, kömmt von wendig her: Notkers Psalter Davids, 41, 5. *Mina Sela ist uuendig, Gott ist unuuendig;* und dieses wendig kömmt von Wende her: *Suesse Wende miner Smerzen.* Sammlung von Minnesingern, 1 Th. S. 199. daher haben wir noch Sonnenwende. — Ewig heißt was Ewe hat, was eine lange Zeit hat, ævum: *in Aiwa* heißt in des Ulfilas Gothischer Uebersetzung des Matthäus, in Ewigkeit; und Eeuw heißt noch itzt im Holländischen ein Jahrhundert.

Daß die Beywörter in ig die Bedeutung des Besitzens haben, sieht man am deutlichsten, wenn man sie mit ähnlichen Wörtern vergleicht, die eine andre Endsylbe an sich nehmen: z. E. geistig heißt, was viel Geist hat, als: geistiger Wein; geistlich bedeutet was dem Geiste gleich ist, zum Orden des Geistes gehört. — Zeitig heißt, was seine Zeit schon hat, als: eine zeitige Traube; zeitlich hingegen, was zur Zeit gehört, der Zeit gleicht, als: zeitliche Güter. — Ein thätiger, unthätiger, wunderthätiger Mann, heißt ein solcher, der Wirksamkeit hat oder nicht hat, der die Gabe besitzt, Wunder zu thun; eine thätliche Beleidigung aber heißt eine solche,

die

die der wirklichen That gleich ist. — Eben dieser Unterschied ist unter leidlich, was zu leiden ist, und leidig, was Leid bey sich hat, Leid mit sich bringt; unter glaublich, was zu glauben ist, und gläubig, was Glauben besitzt; unter sichtbar, sichtlich, was gesehen werden kann, und sichtig, was ein Gesicht hat, als: kurzsichtig, scharfsichtig; unter jährlich, was alle Jahre geschieht, und jährig, was ein ganzes Jahr hat, als: ein jähriges Lamm; unter täglich, was alle Tage geschieht, und tägig, als: dreytägig, viertägig, was eine Zeit von drey, von vier Tagen einnimmt; unter stündlich, was alle Stunden geschieht, und stündig, dreystündig, was eine oder drey Stunden in sich begreift. *)

6. Die Endsylbe sam war ursprünglich eine Vergleichungspartikel und bedeutete gleich als: In solcher Röte, sam ein fürig Flamme; .... Si lühtet, sam die Sonne: heißt

*) Ig und icht sind nahe verwandt, weil beide ein Haben, ein Besitzen in sich schließen: beide werden daher auch oft mit einander verwechselt. Indessen darf man nur untersuchen, ob ein Wort allezeit und durchgehends eine Menge von Theilen bezeichnet, oder ob es auch ein einzelnes Ding anzuzeigen dient; findet der leztere Fall Statt, so wird die Endsylbe ig, welche zugleich wohlklingender ist, billig vorgezogen: z. E. dreysylbig, einsylbig; doppelzüngig, süßzüngig; hundertäugig, starräugig; vielköpfig, grauköpfig &c.

es in dem alten Minnegesange des Markgrafen Otto von Brandenburg mit dem Pfeile.

Der Beywörter, die auf sam ausgehen, sind wenige an der Zahl. Man sieht leicht die Ursach: die Endsylbe sam kömmt mit der Endsylbe lich überein: grausam horrori simile, von Graus, horror; seltsam von seld, selten, raro simile; einsam, soli simile, von ein, welches im Fränkischen so viel, als alleinig hieß: Der Mensch lebet nicht allein vom Brodte, In themo *einen* Brote ni libet der Man. *Tatianus harm. Evang. Cap. XV. 3.*

Man hängt diese Sylbe, eben so wie die Sylbe lich, an die Zeitwörter: folgsam, wachsam, wirksam, sparsam, sorgsam, arbeitsam, wer folgt, wacht, wirkt, spart, sorgt, arbeitet; furchtsam, enthaltsam, behutsam, wer sich fürchtet, sich enthält, sich behütet. Wir unterscheiden, durch Hülfe dieser Endung sittsam, empfindsam, furchtsam, gewaltsam, von sittlich, von empfindlich, von furchtbar, und von gewaltig.

7. Die Endsylbe haft schließt den Begriff von haben in sich, und kömmt also mit der Endsylbe ig überein, als: schamhaft, ernsthaft, lebhaft, tugendhaft, mangelhaft, gewissenhaft, was Scham, Ernst, Leben, Tugend, Mangel, Gewissen hat. Auch diese Endung ist nicht umsonst beybehalten

wor-

worden: wir unterscheiden dadurch schädlich, was schadet, von schadhaft, was Schaden hat; schrecklich von schreckhaft, herzlich von herzhaft.

Um aus den Beywörtern in haft wohlklingende Nennwörter in keit zu bilden, bedient man sich der Endsylbe ig, als: Standhaftigkeit, Lebhaftigkeit, Flatterhaftigkeit, Schwatzhaftigkeit. Eben so macht man es, wenn man aus den einsetzlbigen Stammbeywörtern dergleichen Nennwörter zu bilden hat, als: Härtigkeit, Süßigkeit, Müdigkeit, Reinigkeit. Ehemals gebrauchte man zu Bildung dieser Nennwörter in beiden Fällen bloß den Buchstaben i oder e, welches die Aussprache noch lieblicher machte: Begreiff der Schalen Hertikeit; --- Verschmachent lange Süssikeit, heißt es in der ersten Fabel des von Riedenburg.

8. Die Endsylbe bar kömmt von dem alten bären, tragen her, englisch to bear: so wie der Lateiner fer in lucifer, fructifer von ferre herkömmt. Fruchtbar, lastbar, zinsbar, undankbar, dienstbar, was Frucht, Last, Zins, Undank, Dienste trägt.

Wenn bar aber von dem alten Zeitworte baren, thun, verrichten herkömmt; (wovon noch im gerichtlichen Styl schalten und gebaren übrig ist:) so vertritt es die Stelle der Endsylbe lich im

zweyten Verstande; es bedeutet nehmlich so viel, als facilis, possibilis, was zu thun ist, was möglich ist. Zu Folge dieses Begriffes heißt unheilbar, was nicht zu heilen ist, unbrauchbar, was nicht zu brauchen ist, unzählbar, unschätzbar, was nicht zu zählen, nicht zu schätzen ist. ꝛc.

Dieses Suffixum thut uns gute Dienste bey Erschaffung neuer Wörter, als: hörbar, fühlbar, malbar, trinkbar, eßbar, unstillbar, unnennbar, unverwundbar; oder bey Festsetzung doppelter Begriffe: Z. E. wunderbar, zum Unterschiede von wunderlich; mannbar, zum Unterschiede von männlich; ehrbar zum Unterschiede von ehrlich; unempfindbar zum Unterschiede von unempfindlich; unbetrachtbar zum Unterschiede von unbeträchtlich.

So viel von der Bildung der Deutschen Beywörter. Wir können hier weder einiger Ausnahmen erwähnen, (alle Regeln leiden dergleichen,) noch auch die scheinbaren Abweichungen wieder zu ihren Regeln zurückführen. Durch diejenigen Abweichungen, die wir in den Provinzialsprachen des gemeinen Volks antreffen, oder die sich an vielen Orten in den Kanzeleystyl eingeschlichen haben, muß man sich nicht irre machen lassen.

Ende des vierten und letzten Bandes.

Verzeichniß
der Kapitel des vierten Bandes.

Dritter Theil.
Von den Gattungen in Prose.

Voreinnerung. S. 3

Erster Artikel.

Von der Rede. S. 11
Was ist die Rede. ebend.
Vier Verrichtungen eines Redners. 12

Erster Abschnitt.

Von der rednerischen Erfindung. S. 17
1. Kap. Verschiedene Gattungen der Rede. 17
1. Ehrenrede. 18
2. Berathschlagungsrede. 21
3. Gerichtliche Rede. 22
2. Kap. Von den rednerischen Schlüssen. 27
3. = = Gemeinörter einer Rede. 33
4. = = Von den Sitten, als Mitteln zur Ueberredung. 41
5. = = Von den rednerischen Leidenschaften. 45

Zweyter Abschnitt.

Von der Anordnung der Rede. S. 51
1. Kap. Von dem Eingange. 52
2. = = Von dem Vortrage und der Führung der Beweise. 56

Dritter

Verzeichniß der Materien.

Dritter Abschnitt.

Von dem rednerischen Ausdrucke. S. 63
1. Kap. Was der Ausdruck ist. 64
2. = = Eigenschaften der Gedanken und Ausdrücke.
Logikalische Eigenschaften. 67
Eigenschaften des Geschmacks. 73
3. = = Von den Tropen. 83
4. = = Anordnung und Stellung, welche die Figuren hervorbringt. Figuren der Worte. 91
5. = = Figuren der Gedanken.
Reizende Figuren. 98
Rührende Figuren. 112
6. = = Stellung der Wörter in Absicht auf die Harmonie. 119
7. Kap. Von der rednerischen Melodie. 121
8. = = Von dem rednerischen Numerus.
Verschiedene Bedeutungen dieses Worts. 134
1. Vom Numerus als einem Verhältnisse mehrerer Absätze oder Rythmen. 135
2. Vom Numerus, als einem Schlußfalle. 153
3. Vom Numerus, als einer Bewegung. 158
4. Vom Numerus als einem Sylbenmaße. 159
9 = = Vom der rednerischen Harmonie, die in den Worten liegt. 172
10. = = Von der Harmonie der Schreibart. 180
11. = = Von den verschiedenen Gattungen der Schreibart. 193
12. = = Daß die Wahrheit, die Deutlichkeit, die Stärke, mit einem Worte, die Naivität der Rede mehrentheils von der natürlichen Anordnung der Worte entstehe. 202
13. = = Von den übrigen Eigenschaften der Schreibart. 219
214. = = Kunst, seine Schreibart zu bilden. 226

Vierter Abschnitt.

Von der Aktion, oder dem körperlichen Vortrage. S. 232
1. Kap. Von dem körperlichen Vortrage junger Leute bey öffentlichen Redeübungen. ebend.
2. = = Wichtigkeit des körperlichen Vortrages. 240

3. Kap.

3. Kap. Wie viel Dinge bey dem körperlichen Vortrage zu beobachten sind. S. 245

Zweyter Artikel.

Von der historischen Erzählung.

1. Kap. Von der Eigenschaft der historischen Erzählung und ihren verschiedenen Arten. S. 263
3. = = Charakter der heiligen Geschichte. 268
2 = = Von der weltlichen Geschichte. 274
4. = = Von den besondern Geschichten. 281
5. = = Schreibart der Geschichte. 288
6. = = Von der Naturgeschichte. 297

Dritter Artikel.

Von der Schreibart der Briefe. S. 306

Anhang.

Von den Wortfügungen der Lateinischen und Deutschen Sprache und den Grundsätzen der Uebersetzungskunst. S. 329
1. Kap. Von der Lateinischen Wortfügung. 333
2. = = Daß die Lateinische Wortfügung nur durch die Harmonie zerstöret wird. 354
3. = = Von der Deutschen Wortfügung. 362
4. = = Folgen aus der vorhergehenden Lehre in Ansehung der Uebersetzungskunst. 390
5. = = Einige besondere Regeln der Uebersetzungskunst für die verschiedenen Gattungen. 403

Zugabe.

Von der Bildung der Deutschen Beywörter. S. 412

Ende des Verzeichnisses vom vierten und letzten Bande.

Druckfehler.

Im ersten Bande. S. 7. Zeile 19. lies den statt dem. S. 26. Z. 14. l. nachzumachen st. nachzuahmen. S. 30. Z. 9. l. Menschenhasses. S. 48. Z. 13. l. Der Redner. S. 51. Z. 6. l. die von. S. 58. Z. 6. vom Ende, l. vorher st. hervor. S. 63. Z. 21. schr. widersetzt. S. 64. Z. 12. l. thue. S. 86. Z. 17. l. bekleidet st. begleitet. S. 102. Z. 11. l. mit dem. S. 115. Z. 3. l. auf die. Z. 7. l. Hauptregeln st. Hauptregel. S. 123. Z. 14. l. Meynungen st. Meynung. S. 127. Z. 7. l. Prose st. Poesie. S. 130. Z. 20. l. deren st. derer. S. 132. Z. 1. der st. die. S. 150. Z. 8. v. E. l. Natur. S. 170. Z. 4. schreib: zu der gleichen. S. 172. Z. 17. l. worein. S. 176. Z. 4. l. in den. S. 179. Z. 16. l. imgleichen. Z. 20. l. wird st. ward. S. 186. Z. 9. l. Ursache st. Ursachen. S. 187. Z. 4. v. E. l. Oront. S. 189. Anmerk. Z. 3. l. einiger. S. 194. Z. 6. l. ganzen st. andern. S. 196. Z. 4. v. E. schr. Orpheus. S. 200. Z. 1. l. solchen st. falschen. S. 203. Z. 2. v. E. l. er st. es. S. 204. Z. 6. l. abgelegt. S. 208. Z. 6. l. poetische st. politische. S. 216. Z. 6. l. der Mitte st. den Mitteln. S. 217. Z. 19. l. Bewunderung st. Bewunderungen. S. 223. Z. 1. l. fächeln. S. 234. Anmerk. Z. 9. l. waren st. wären. S. 236. Anmerk. Z. 3. v. E. l. *nisi* st. nihil. S. 268. Z. 2. l. seufzende. S. 281. Z. 2. v. E. l. eine st. die eine. S. 299. Z. 4. v. E. l. mußte st. muß. S. 306. Z. 8. l. Ungemach. S. 318. Z. 6. l. kostete. S. 322. Z. 8. v. E. l. diese Wahl st. die Wahl. S. 328. Z. 19. l. disoit. S. 333. Z. 3. l. Anlauf st. Lauf. S. 336. Z. 10. l. dieses Mitleids. S. 338. Z. 5. l. gleiche. S. 342. Z. 10. l. Erzählungen. S. 345. Z. 12. l. nach der. S. 348. Z 6. l. nahmen. S. 352. Z. 8. l. abermals st. ebenfalls. S. 353. Z. 17. l. an st. zu. S. 377. Z. 11. l. nach st. nah. S. 394. Z. 11. l. Farben. S. 405. Z. 4. l. Cytherea. S. 409. letzte Z. l. stellt. S. 421. Z. 7. v. E. l. quibus *mandavimus*. S. 422. Z. 13. nach den Worten: zu den Sternen erheben, setze hinzu: über die Sterne will ich den Daphnis erheben; S. 426. Z. 16. l. nachmals st. damals. S. 435. Z. 6. v. E. l. *la* st. sa. S. 436. Z. 2. l. Rosenmond. S. 473. d. l. Z. Komma st. Punktum. S. 476. Z. 2. l. wie sich. S. 479. Z. 12. l. Materien.

Im

Im zweyten Bande, S. 11. Z. 4. l. lesen. S. 80. Z. 17. l. entworfen st. entwerfen. S. 101. Z. 7. v. E. l. allzuweit st. allezeit. S. 130. Z. 4. v. E. l. keine st. eine. S. 133. Z. 12. Wit=zes st. Wiz=zes. S. 142. Z. 14. l. zum st. zu. S. 149. Z. 12. l. Unordnung st. Ordnung. S. 187. Z. 11. l. oder nur st. ohne nur. S. 257. Z. 5. v. E. l. Rollen. S. 267. Z. 7. l. geschwindere oder langsamere. S. 298. letzte Z. l. vor statt von. S. 303. Z. 19. l. Schmerz st. Scherz. S. 331. Z. 5. nach zusammen ein Komma. S. 344. Z. 4. l. Rotrou. S. 346. Z. 4. l. an andern. S. 389. Z. 6. l. im st. in. S. 408. Z. 16. l. *sitne* st. si ne. S. 412. Z. 3. l. auch nur. S. 414. Z. 6. v. E. l. sie verhaßt. S. 419. Z. 15. l. nichts weniger.

Im dritten Bande, S. 17. Z. 9. l. Wut st. Welt. S. 22. Z. 1. l. ist sie st. ist die. S. 55. Z. 10. l. herrscht. S. 56. Z. 1. l. eine solche naive. S. 57. Z. 9. v. E. l. *inermem*. S. 69. Z. 14. l. Proben. S. 90. Z. 3. v. E. schr. antwortet, die Brittinn könne. S. 91. Z. 8. l. wehte. S. 92. Z. 4. l. unbezwungnen. Z. 8. l. Sprea. Z. 10. schr. Erkämpft. Z. 14. l. Friederich. Z. 3. v. E. schr. Die. S. 112. Z. 11. schr. Sionitinnen. S. 113. Z. 13. l. einen st. einer. S. 114. Z. 4. l. sagt st. sangt. S. 121. Z. 4. v. E. l. bracht' st. braucht'. S. 128. Z. 18. l. diese st. die. S. 131. Z. 11. l. diktiren st. eindiktiren. S. 152. d. letzte Z. l. und er. S. 159. d. l. Z. l. so blähen. S. 165. Z. 6. l. dann st. denn. S. 175. Z. 4. v. E. l. *horum*. S. 176. Z. 6. v. E. l. *æger*. Z. 2. v. E. l. *Nemo*. S. 181. Z. 6. v. E. l. *obolla*. S. 186. Z. 5. l. fand der. S. 187. d. l. Z. schr. *follibus*. S. 196. Z. 15. l. sie besonders. S. 199. Z. 5. l. für st. vor. S. 201. d. l. Z. l. *fat* st. fait. S. 203. Z. 2. l. Stärke st. Gestalt. S. 274. Z. 6. v. E. l. Quænam *te*. Z. 5. v. E. l. in *meos*. S. 283. Z. 18. l. *difficile* st. difficilem. S. 328. Z. 2. v. E. l. *alios* abdita. S. 333. Z. 4. v. E. l. *honor* st. honore.

Im vierten Bande, S. 8. Z. 14. getreu st. ungetreu. S. 31. letzte Z. l. vollkommener. S. 37. Z. 16. l. ihrem st. ihren. S. 38. Z. 10. schr. gro=ßen. S. 44. Z. 19. schr. Nut=zen. S. 46. Z. 14. l. Wirkungen

gen

gen st. Wirkung. S. 57. Z. 15. l. übergehen st. übergeben. S. 63. Z. 14. l. Quellen. S. 76. Z. 17. schr. Blitze. S. 84. Z. 6. l. verrichten. S. 88. Z. 10. l. am meisten verweilen st. am wenigsten. S. 90. Z. 1. schr. Ausdrükken st. Ausdrücken. S. 93. Z. 14. l. Wort st. Worte. S. 101. Z. 17. l. vor Wollust st. für. S. 112. Z. 7. l. ist st. in. S. 140. Z. 17. nach suchen setze das Einschließungszeichen) Z. 20. nach Vieh setze ein Komma. S. 143. Z. 6. l. *impressiones*. S. 147. Z. 3. l. ein ungleicher st. ein gleicher. S. 155. Z. 4. v. E. l. Ansetzungsstücke. S. 160. Z. 1. l. die Weise st. diese. S. 163. Z. 15. l. der zweyte. S. 164. Z. 3. l. kühneren. S. 166. Z. 12. l. bey mir. Z. 14. l. jeder der trank. S. 174. Z. 4. v. Ende. l. Nachahmung st. Nahrung. S. 177. Z. 7. l. sie werden st. sie wird. S. 181. Z. 2. l. *si* st. sie. S. 192. Z. 19. l. eher st. eben. Z. 21. l. eben st. eher. S. 206. Z. 8. l. diejenige war. Z. 10. nach Menenius streiche das Komma weg. S. 244. Z. 2. v. Ende. l. zittern sehen S. 261. Z. 4. l. wünschte. S. 262. Z. 7. schr. grüßen. S. 269. Z. 2. l. dem Nichts. S. 275. Z. 19. und an allen st. und allen. S. 276. Z. 23. l. Verstande. S. 279. Z. 25. l. den Veränderungen. S. 281. Z. 9. l. mit der Geschichte einer Stadt st. einer Geschichte mit der Stadt. S. 283. Z. 2. l. Regierungsart. S. 296. Z. 3. l. sagt. S. 298. Z. 17. l. blicken st. erblicken. S. 302. Z. 18. l. Thiergeschlechter. S. 313. Z. 1. l. den st. denen. S. 315. Z. 19. l. nennt st. nennte. Z. 7. v. E. l. et immutatione st. de immutatione. S. 331. Z. 10. l. Pamphila. S. 338. Z. 14. l. ehe ich mich. S. 369. letzte Z. nach Zusammenstimmung nimm das Komma weg. S. 380. Z. 20. l. kömmt.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

H.
Batteux
(4

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Batteux, Charles,

Einleitung in die Schönen Wissenschaften

Bd.: 4

Leipzig 1774

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 138 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250741-0
VD18 80335071-001